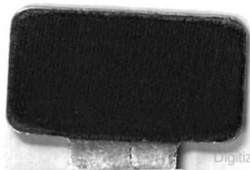
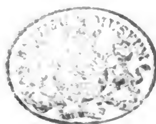
NEUES BUCH DER REISEN. BUNTE BILDER AUS DER NÁTUR UND DEM...

Hermann KLETKE, Theodor HOSEMANN









Abenteuer auf der Löwenjagd.

Neues
BUCH DER REISEN
BUNTE BILDER
aus der
Natur und dem Menschenleben



Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend

Gesammelt und herausgegeben
von
H. KLETKE
MIT
6 COLORIRTEN ZEICHNUNGEN VON THEOD: HOSEMANN

BERLIN
Verlag von Julius Springer.

K



Vorwort.

Die äußerst günstige Aufnahme, die mein vorjähriges Buch der Reisen gefunden hat, läßt mich auch für das gegenwärtige „Neue Buch der Reisen" einen freundlichen Empfang hoffen. Dasselbe enthält, gleich dem früheren, nur Erlebtes, nicht Erfundenes. Es gibt Charakterbilder aus dem Leben fremder Erdtheile, sei es in Darstellung großartiger Naturerscheinungen, sei es in Schilderungen fremdartiger Sitten und Gebräuche, sei es in lebensvoller Erzählung abenteuerlicher Begegnisse. Der Zweck des Ganzen ist: lebendige Anregung, die Erweckung eines wissenschaftlichen Triebes, der sich die Einzelnheiten zum Ganzen zu verbinden strebt. Die Eigenthümlichkeit des fremden Bodens, die hier in Pflanze, Thier und Mensch dem Leser entgegentritt, soll eine zwingende Kraft auf den jugendlichen Geist üben, sich des Ganzen in wissenschaftlicher Weise zu bemächtigen. Das Unterhaltende und das Belehrende, was übrigens in diesem Buche kaum zu sondern sein dürfte, dient so in gleicher Weise dem einen Zweck.

Ich habe nur einige Worte noch über die Quellen hinzuzufügen, denen ich die nachfolgenden Darstellungen verdanke.

Vor Allem nenne ich mit größter Anerkennung zwei Werke, die ich Jedem, jung oder alt, nicht genug empfehlen kann: Gerstäcker's Reisen in Südamerika und Californien (2 Bde., Stuttgart 1853) und Kretzschmar's südafrikanische Skizzen (Leipzig 1853). Dem erstgenannten ist der Ritt durch die Pampas entlehnt, dem letzteren die Springbock-Jagd und die Heuschrecken. Das Buch von Kretzschmar ist das reichste

und eigenthümlichste, was seit langer Zeit über das Kapland veröffentlicht wurde. Ich nenne ferner: Reise- und Lebensbilder aus Neuholland, Neuseeland und Californien; nach dem Tagebuche eines Verwandten herausgegeben von W. Schulze, Magdeburg 1853 (Scene aus dem californischen Goldsucher-Leben — eine Wasserhose); Begebenheiten auf einer Reise in Yucatan, von Stephens, deutsch von Meißner, Leipzig 1853 (Stiergefecht in Merida); Cole, das Kap und die Kaffern, deutsch von Haßkarl, Leipzig 1852 (das Wallfisch-Etablissement in der Algoa-Bai); Patmakhanda, Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien von E. v. Schönberg, Leipzig 1852, (indische Taschenspieler und Gaukler); die Entdeckungsexpedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 — 1842 unter Lieutenant G. Wilkes Stuttg. und Tüb. 1850, 2 Bände (Sitten der Fidschi-Insulaner); Castrèn's Reiseerinnerungen aus den Jahren 1838 — 1844, Petersburg 1853 (samojedische Hochzeit); Haygarth's Buschleben in Australien, deutsch von Lindau, Dresden u. Leipzig 1849, (eine Außenstation, Buchan-Charley der Buschklepper). Nach den Household Words von Boz sind bearbeitet: Ein Kampf mit den Schwarzen, das gesprengte Krokodil, wie wir in Kanada auf die Jagd gingen, wie wir in Kanada auf den Fischfang gingen. Von Gerstäcker ist ferner noch die Beschreibung des Krater Tancuban Prau, von Prof. Ackermann die seltene Lebensrettung (in Gutzkow's Unterhaltungen), aus den Reiseblättern des Majors Wangenheim von Qualen sind die Scenen aus dem Nomadenleben der Baschkiren (Petersburger Zeitung). Die Besteigung des Adamspiks ist dem Auslande, häusliches Leben der Neger im Innern Afrikas dem Magazin für die Literatur des Auslandes, die Holländer in Japan den Grenzboten, ein Jagd- und Handelszug in das Innere von Südafrika dem Frankfurter Conversationsblatt nach der Natal Times entlehnt. Den noch übrigen Mittheilungen liegen englische und französische Quellen zum Grunde.

Berlin, im September 1853. H. K.

Inhalt.

Amerika.

Afrika.

Asien.

Australien.

Amerika.

I.

Ritt durch die Pampas.

Es war am 17. Juni 1849, als mir der Correo durch ein Paar junge argentinische Burschen ein Pferd schickte, mich und mein Gepäck zu seinem Hause zu bringen, daß wir dann von dort aus im Laufe des Tags aufbrechen könnten. Einen argentinischen Sattel hatte ich mir schon am vorigen Tage besorgt, Zaum und Satteltasche ebenfalls und mit meinen Waffen, einem Poncho, einer wollenen Decke und ein Paar frischen Hemden war ich vollkommen zu einem Ritt von meinetwegen vier Wochen gerüstet.

Der Correo wohnte draußen am äußersten Ende der Stadt — und Buenos Ayres ist entsetzlich weitläufig gebaut; wir trabten aber lustig drauf los, und während ich glaubte, meinen alten Burschen schon in voller Ungeduld auf mich warten zu sehen, saß er ruhig zwischen den verschiedenen Päcken, die noch wild zerstreut am Boden herum lagen, schlürfte seinen Mateh und sah aus, als ob er noch gar nicht daran dächte, weder in dieser noch der nächsten Woche aufzubrechen. Die Frau kauerte in der einen Ecke neben einem Kohlenbecken, auf dem ein kleiner eiserner Theetopf oder Kocher stand, und der Sohn, ein junger Bursche von circa 18 Jahren, lehnte auf dem Bett und klimperte auf der Guitarre.

Aber ich hatte kaum den Fuß auf die Schwelle gesetzt, so kam auch schon die alte Dame mit der unausweichlichen Matehröhre auf mich zu.

Der Mateh ist eine Art Thee, der aus den Zweigen und Blättern eines gewissen in Brasilien und am Paraguay wachsenden Baumes bereitet werden soll. Er sieht aus wie ein grünliches Pulver mit kleinen Zweigen und Holzstückchen darin, und wird im Aufguß getrunken. Die Art, wie sie ihn trinken, ist aber charakteristisch.

Der Mateh selber kommt in eine, zu diesem Zweck besonders gehaltene Calebasse, von der Größe eines starken Apfels etwa, und auf ihn wird dann das kochende Wasser gegossen. Da man aber beim förmlichen Trinken desselben den feinen Staub mit in die Kehle bekommen würde, so gebrauchen sie hierzu eine kleine dünne Blechröhre, die sie Bombille nennen, und deren unteres Ende eine theesiebartig durchlöcherte abgeflachte Kugel bildet. Durch diese etwa sechs bis sieben Zoll lange Blechröhre ziehen sie, mit anscheinendem Hochgenuß, den kochend heißen Trank, dessen Temperatur sich dem Blech natürlich augenblicklich mittheilt, und dem, der solche Kost nicht gewöhnt ist, unfehlbar die Lippen verbrennen muß, besonders wenn er es „unvorbereitet trinkt". Es versteht sich von selbst, daß ich dasselbe that.

Die Päcke waren übrigens rascher geordnet, als ich selbst gedacht, die schon vor der Thür stehenden Thiere wurden gesattelt und in etwa einer halben Stunde saßen wir endlich zu Pferde.

Unser kleiner Trupp bestand aus vier Pferden und drei Personen; erstlich der sogenannte Postillon, der hinter sich ein ziemlich großes und schweres Felleisen auf den Sattel geschnallt hatte und das Lastthier an der Leine führte, dann dieses mit vier in ungegerbte Häute sorgfältig eingenähten und auf seinem Rücken festgeschnürten Packeten, die ein von Binsen gefertigter Packsattel trug, dann der Correo, in blauem Poncho oder Ueberwurf, mit hellledernen hohen Reitstiefeln, in denen sein langes Messer stak und oben eben mit dem Griff heraussah, riesigen Sporen, rundem Filzhut und einer tüchtigen Peitsche in der Hand, die einzig und allein zum Besten des Lastthiers mitgenommen worden; und zuletzt kam ich selbst im grauwollenen Staubhemd, schwarzem breiträndrigem Filz, hohen deutschen Wasserstiefeln, ebenfalls nach argentinischer Art mit dem Messer darin, und der Büchsflinte an die Seite geschnallt, die Pistolen im Gürtel, mit eben

solchen gigantischen Sporen und den Poncho mit der wollenen Decke hinten auf's Pferd an den Sattel festgebunden.

Der Postillon trug die Landestracht, Poncho und Cheripa, ein rothes Tuch um den Kopf, und die Füße in der abgestreiften Pferdehaut, aus der die beiden ersten Zehen vorschauten und eben nur in den kleinen kaum zwei Zoll breiten Steigbügel hineinpaßten. An dem rechten Handgelenk hing die Revenka, die aus einem etwa anderthalb Zoll breiten, nach unten etwas spitzer zulaufenden und oben durch einen großen eisernen Ring gezogenen Streifen ungegerbter Haut gemachte Peitsche dieser Stämme, und die langen Sporen hingen ihm mehr von den glatten Hacken herunter, als daß sie daran fest saßen.

Das Herunterhängen der Sporen geschieht übrigens absichtlich und hat einen höchst triftigen Grund, denn der Gaucho reitet sehr häufig — in den Pampas draußen fast nur — wilde Pferde, und um sicheren Schluß zu haben, dann aber auch nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, beim Scheuen des Thieres, bei Seitensprüngen oder sonstigen Capriolen, seinen Bauch mit den scharfen Sporen unabsichtlich zu berühren, hängen sie so weit herunter, daß sie den unbewehrten Hacken frei lassen, aber doch stets zum Gebrauch sind, wenn sie der Reiter, der dann den Fuß nur etwas zu krümmen braucht, benutzen will.

Die nächste Umgebung der Stadt, in der ich schon in den letzten Tagen etwas umhergestreift, fesselte jetzt vor allem Anderen meinen Blick, und allerdings hat sie auch, für den Europäer besonders, viel Eigenthümliches und Anziehendes. Die Gegend selbst ist flach, eine weite ungeheure Ebene, die sich in ununterbrochener Spannung bis zum Fuß der Cordilleren hinauszieht, aber die Art der Bebauung, die Einwohner selbst dieser jungen südlichen Republik bieten dem Auge steten, wechselnden Stoff, Neues zu sehen und zu bewundern und auf fremdartigen, wunderlichen Gegenständen zu weilen. Die pittoreske, buntfarbige Tracht der Eingeborenen ist nicht das Geringste dabei; der weite Poncho, mit nur einem Loch in der Mitte, um den Kopf hindurch zu stecken, die Beintücher und befranzten Hosen, die ungeheuren Sporen an den nur mit ungegerbten Leder bedeckten Hacken, die langen (eigentlich verbotenen) Messer im Gürtel, das rasche Vorüberjagen derselben auf ihren kleinen, lebhaften Thieren; die Milchreiter —

denn Alles reitet hier fast, was nur möglicherweise auf ein Pferd gebracht werden kann — die Maulthierzüge, die großen, unbehilflichen Wagen mit ihren oft zehn Fuß hohen Rädern u. s. w. — das Alles bietet eine rasche, höchst interessante Abwechslung, und der Fremde würde schon daran genug Beschäftigung finden, wäre es nicht bald das Land selber, was mit seinen unendlichen, mit niederen Distelsträuchen oder fruchtbaren Wiesen bedeckten Flächen, seinen wunderlich durch Aloe und Cactus umgrenzten Feldern und Gärten, seinen Heerden und Estancias, seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Doch vorbei, vorbei, der Courier hält sich mit solchen Betrachtungen nicht auf, und das eigene, muntere Thier verlangt ebenfalls, daß sich der Reiter etwas darum bekümmere, — Puh, was ist das für ein schauerlicher Verwesungsgeruch — nur ein Pferd, das hier in der Straße fiel und — liegen blieb, bis die Aasgeier und Hunde das Gerippe reinigten — dort wieder ein halb schon verzehrter Stier — dort noch einer — und da drüben — ganze Umzäunungen von Schaf- und Stierköpfen aufgeworfen. Die Straße mit den Schädeln und Gerippen der Geschlachteten und Gefallenen aufgefüllt — vorbei, vorbei, der Correo hat das schon tausendmal gesehen, und jetzt, wo wir auf etwas besseren Weg kommen, werden die Pferde schärfer angetrieben.

Die erste Station ist sieben Leguas — eine Legua fast dreiviertel deutsche Meilen — und dort wurden die Pferde gewechselt. Mittag rückte indessen heran und wir aßen etwas.

Es war dies die erste Wohnung der wirklich Eingebornen des Landes, die ich betrat — eine kleine erbärmliche Hütte aus Lehm aufgeworfen, mit Binsen gedeckt. Ein Tisch und ein Paar mit Häuten überzogene Stühle bildeten das ganze Ameublement; das Tischtuch mußte schon wochenlang gedient haben, die Gabeln waren schmutzig — Messer wurden nicht gegeben — es versteht sich von selbst, daß jeder sein Messer bei sich führt, und die Gauchos tragen Messer von 16 — 18 Zoll Länge.

Das Mittagessen dauerte nicht lange, frische Pferde wurden gebracht, und bald darauf galoppirten wir wieder rasch und munter der zweiten Station zu, wo wir für heute unser Nachtlager aufschlagen wollten. Der Correo ist, was ich hier bemerken muß, die regelmäßige Post, die in der argentinischen

Republik durch die verschiedenen Provinzen geht. Der Correo von Buenos Ayres nach Mendoza durchschneidet — durch die Provinzen Buenos Ayres, Santa Fé, Cordova, San Luis und Mendoza — die Republik von Ost nach West, wartet in Mendoza, bis der Correo von Chile über die Gebirge kommt (was aber im Winter stets eine sehr unsichere Sache ist, da der dortige Correo sehr häufig nicht über die verschneiten Cordilleren kann und die Postverbindung drei, vier Monate lang unterbrochen bleibt) und kehrt dann nach Buenos Ayres zurück.

Diese Poststationen hatte ich mir übrigens — mit einer leicht verzeihlichen europäischen Phantasie — gar verschieden von denen gedacht, die ich wirklich fand. — Das Wort Poststation ist mehr eine Schmeichelei, und der Reisende findet weiter auf der Gottes Welt nichts als ein Dach, je nach Verhältniß oder Zufall mit einer Lehm- oder Korbwand und einem mit einer Kuhhaut überspannten Gestell, auf das er Sattel und Decke und später sich selber werfen kann.

Weiter gegen Westen fällt auch selbst der Luxus eines solchen Gastbettes weg und man bekommt eine einfache Lehmbank zum Daraufliegen, oder auch den blanken Erdboden selber angewiesen — und die Flöhe.

Der Sattel ist des Gaucho Bett, und auf dies Lager, mit unseren Ponchos und Decken, waren also auch wir einzig und allein angewiesen.

Das Haus, wo wir übernachteten, war eben so schmutzig als das, wo wir zu Mittag gegessen; ebenso die Bewohner, und die Matehröhren waren ebenso heiß; dabei lag die kleine Hütte still und einsam in der weiten öden Steppe — kein Feld, kein Garten dabei, nicht einmal eine Umzäunung, die Pferde darin zu fangen; nur ein Paar in die Erde geschlagene Pfähle, mit Streifen Rindshaut dazwischen ausgespannt, dienten zu diesem Zweck.

Der nächste Morgen entschädigte mich jedoch reichlich für alles ausgestandene Unangenehme; er war kalt und frisch, doch blau und klar spannte sich das reine Firmament über die maigrüne Ebene aus, und der Anblick, den die zahlreich überall zerstreuten Heerden auf dem weichen Grasteppich gewährten, war wirklich entzückend. Die Pferde wurden gebracht, das Gepäck und unsere Sättel aufgelegt, und im Galopp flogen wir in dem heiteren, lebensfrischen Bilde, das rasch wie ein Panorama wechselte, dahin.

Wohin das Auge auch sah, war Leben, und in der Luft, wie auf den Wiesen trieb es sich im bunten fröhlichen Gewühl durcheinander. Unmassen von Kibitze strichen kreischend über uns hin, oder saßen dicht am Wege oder an den Lachen und wandten kaum den Kopf nach den vorübersprengenden Reitern; gemüthliche Störche standen ernsthaft hie und da in dem helleren Hintergrund; eine kleine Art Eulen, kaum größer als Staare, kauerten neben ihren Erdhöhlen oder flogen mit schrillem Schrei auf, sich in etwa zehn Schritt Entfernung wieder niederzulassen; lange Ketten von Enten strichen durch die Luft oder saßen auf den nächsten Wassern, und große stattliche Wassertruthähne erzählten sich, dort wo das feuchte Sumpfgras steht, merkwürdige Geschichten mit ihren gellenden Stimmen. In dem schwellenden Grün lag dabei das gesättigte Vieh oder jagten sich die jungen Lämmer, und nicht fern weidende Pferde schmetterten den unseren mit zurückgeworfenen Mähnen und schnaubenden Nüstern den wiehernden Gruß entgegen, den auch unsere Thiere froh und muthig erwiederten. Es war ein herrlicher Morgen, und das Herz ging mir auf in all dem Schönen und Freundlichen, was mich umgab. Nur eines wirkte störend und dämpfte den sonst sicherlich unübertroffenen Eindruck — das viele gefallene Vieh, was überall, nur zu oft mitten im Wege, oder auch auf den Wiesen selber, theils nur noch als Gerippe, theils halb verzehrt, theils erst angefressen von unzähligen darüber kreisenden Raubvögeln, herumliegt, thut dem Auge in der sonst so reizenden friedlichen Umgebung ordentlich weh. Die Thiere selbst sind aber so daran gewöhnt, daß sie, ohne je zu scheuen, ruhig an den Cadavern vorbeitreten, und selbst die Rinder weiden in geringer Entfernung von den gefallenen Kameraden.

Wir kamen an dem Abend, es war der 18. Juni, ziemlich spät ins Quartier, und ich sah mich heute, da ich den ganzen Tag nichts als ein wenig Milch zu essen bekommen, durch meinen Magen förmlich genöthigt, an dem Abendessen Theil zu nehmen. In einer hölzernen Schüssel, die noch die deutlichen Spuren früherer Gerichte trug, bekamen wir unsere Suppe und Fleisch, etwas Brod hatte mein alter Correo bei sich, und mit schmutzigen Löffeln, die ich, die Leute nicht zu beleidigen, nicht einmal abwischen durfte, verzehrten wir unser frugales Mahl. Die Landleute der argentinischen Republik leben fast durchschnittlich einzig und allein von

Fleisch und — wollen sie luxuriös sein — von einer eigenen, hier viel gepflanzten Art Kürbis, der allerdings ein angenehmes, aber immer noch viel zu wenig gezogenes Gemüse liefert. Brod kennen sie fast gar nicht, oder haben es nicht, wenn sie auch wünschten, und selbst da, wo Mais gezogen wird, backen sie nicht, wie es der nordamerikanische Backwoodsmann selbst in der ärmlichsten Hütte thut — das so nahrhafte und sicherlich gesunde Maisbrod. Wie der südseeländische Indianer seine Brodfrucht, die ihm förmlich in den Mund wächst und die er nur zu pflücken braucht, so verzehrt der Südamerikaner hier sein Fleisch, das ebenfalls unter seiner Hand und neben und mit ihm aufwächst — er kennt kaum, und verlangt selten mehr.

Am 20. erreichten wir ein kleines Städtchen, Arrecifes, nach dem Fluß genannt, an dem es lag. Heute sollte ich übrigens zuerst erfahren, wie die Südamerikaner ihre Thiere rücksichtslos, ob sie dabei zu Grunde gehen oder nicht, anstrengen. Wir hatten eine Station von acht Leguas, und legten diese mit dem Lastpferd in einem gestreckten Galopp zurück. Ich hielt das damals für etwas Entsetzliches, und mich jammerten die armen Thiere, aber was half mir mein Mitleiden, bei dem Correo mußte ich bleiben und durfte also schon mein Pferd, so gern ich auch gewollt, nicht schonen. In Fontezuelas, einer kleinen Ansiedlung, wo wir wieder Pferde wechselten, rasteten wir kaum eine halbe Stunde, und von dort trieben wir die Pferde zu eben solcher Eile an, weil mein Alter gern noch an dem Abend die nächste Station erreichen wollte. Kaum also saßen wir im Sattel, so kam das gewöhnliche Wort „Galopp“, der Correo hieb dem Packpferde seine lange Peitsche über die Schenkel, und „hui über die Pampas“ hieß die Losung.

Nur immer den Zügel fest in der Hand, lieber Leser, und schaue vorsichtig auf den Weg, denn Dachse und Eulen haben hier überall ihre Löcher, und wenn du dem Pferd mit deinen Augen nicht zu Hülfe kommst, könnt ihr leicht zusammen die Erde küssen. Sieh, der Correo ist schon ein ganzes Stück voraus, du hast dein Thier zu sehr geschont — fort — weiche dem schilfigen Gras da aus, da hat's Sumpf, dort zur Linken findet dein Pferd festeren Boden — aber hab' Acht auf die Dachslöcher — hab' Acht. Und siehst du dort, wo die niederen Disteln so üppig stehen, die kleine Eule sitzen? da sind auch Löcher — vermeide die — „aber dort sitzt auch eine

Eule, und hier auch, und da ebenfalls — hier sitzen ja überall Eulen" — ja hier sind auch überall Erdlöcher, aber nur weiter, du versäumst die Zeit und in rasch einbrechender Dunkelheit könntest du auf dem weiten Plan — denn Weg und Steg habt ihr längst verlassen — die Führer verlieren. Und sieh, wie der alte Bursche dabei so fest und regungslos im Sattel sitzt, während ihm der lange schwere Poncho in regelmäßigen Schlägen, wie das Pferd vorn einspringt, um die Schultern flappt — an dem ganzen Körper scheint nur der rechte Arm mit der Peitsche Bewegung zu haben, und diese fällt erbärmungslos auf den Rücken des armen Lastthieres nieder, selbst wenn es nur an einer bössumpfigen Stelle den Schritt auf einen Moment mäßigt oder rechts oder links nach den ruhig und ungezüchtigt weidenden Kameraden hinüberblinzt. Vorwärts ist sein einziger Gedanke — vorwärts —; das Thier, das er reitet, das Thier, das sein Gepäck trägt, ist dabei für ihn kein fühlendes lebendiges Geschöpf, es ist nur ein Pferd, und wenn das stürzt, kann er hier für anderthalb Dollar, vielleicht noch billiger, ein anderes kaufen, wozu also eine solche werthlose Maschine besonders schonen.

Der Anblick der Steppe hatte indessen eine höchst eigenthümliche, fast wunderbare Veränderung erlitten — die feuchten, dem niederen Boden entsteigenden Schwaden hoben sich und verwandelten, vielleicht auch mit ihrer Abspiegelung in der dunstgetränkten Atmosphäre, die Ebene in ein förmlich milchweißes, von dem Wiederglanz der Wolken roth überhauchtes Meer, in dem ich selber, jetzt nicht einmal mehr eine Bahn erkennend, dahin sprengte. Ich überließ es meinem Thier seinen Kameraden zu folgen, und nur manchmal klangen die Hufschläge derselben aus weiter Ferne herüber. In der That hatt' ich auch fast vergessen, daß ich mich hier auf wildem, keineswegs gemüthlichem Terrain, sondern auf einer Pampas befand, wo ich, wenn verirrt, meine Bahn allein auf viele hundert Meilen durch die von Feinden bedrohte Steppe suchen konnte, denn der Correo hatte einmal mein Geld und kümmerte sich wenig darum, ob ich zurück blieb oder folgte. Die Scenerie, die mich umgab, war mir zu neu, zu interessant, um nicht ihr meine ganzen Gedanken, meine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wunderbar sahen die Heerden aus, die ich, in diesem förmlichen Nebelmeer dahinsprengend, passirte; nur der obere Theil ihrer Körper

schaute aus den weißen Schwaden, die jetzt auch schon begannen in weiteren Schichten anzusetzen und förmliche Hallen und Grotten zu bilden, hervor, und es sah manchmal aus, als ob sie wie in stillem Wasser geräuschlos dahinschwämmen, dann wieder, wie in tiefem Schnee wadend, von Lawinen und wankenden Gletschern bedroht würden.

Nicht zurückscheuchen konnte ich dabei das Gefühl, als ob ich fortwährend einen ziemlich steilen Hügel niedersprengte, und nun gleich die Nebelmassen über mir zusammenschlagen sehen müsse, und doch flog ich auf der ebenen fast horizontalen Fläche mit schlagenden Hufen entlang.

Mit einbrechender Dunkelheit stieg übrigens auch der Nebel höher und wurde endlich so dick, daß ich kaum noch wenige Pferdelängen vor mir den Boden erkennen konnte; aber nicht weit mehr entfernt hörte ich jetzt deutlich die drei übrigen Pferde in ihrem kurzen regelmäßigen Galopp, und ehe wir die kleine Hütte erreichten, in der wir übernachten wollten, hatte ich sie eingeholt.

Es war indessen ziemlich spät geworden, und ich kann wohl sagen, daß ich ungewiegt schlief.

Am nächsten Morgen brachen wir sehr früh auf, denn der Nebel hatte sich in der Nacht vollkommen verzogen, und diesmal einem ziemlich berittenen Pfad folgend, auf dem sich auch deutlich ältere Wagenspuren erkennen ließen, sprengten wir durch die fruchtbaren, mit dem saftigsten Gras und Klee bedeckten Ebenen, in denen Massen von Rindern, Pferden und Schafen weideten, oder hie und da auch gesättigt in dem sie halb verdeckenden Futter lagen und ruhig wiederkäuend die vorbeigaloppirenden Reiter betrachteten.

Die Morgenstunde ist für die ganze Thierwelt der Steppe die Zeit der Ruhe, selbst die Raubvögel sitzen auf kleinen niederen Büschen oder Erdhügeln in ernstem Schweigen und kehren sich nicht an das muntere Vogelzeug, das sie umflattert — langbeinige Störche gehen zu Paaren oder in Gruppen langsam auf den höher gelegenen trockenen Stellen spazieren, erzählen sich vielleicht die Abenteuer der vergangenen Nacht und lachen über bestandene Fahrten, daß ihnen die Schnäbel klappern — Massen von Erdhöhlen, die überall den Boden durchlöchern, stehen leer; was auch in ihnen wohnt und athmet, kommt um diese Tageszeit nicht zum Vorschein — die Heerden, wie schon gesagt, liegen meist und käuen wieder, und selbst

die Pferde, die sonst wild durch die Steppe jagen, stehen schläfrig am Rand der kleinen Teiche oder lagern ebenfalls auf dem stets für sie gedeckten Tisch der Pampas.

Wie anders wird das Alles, wenn sich die Sonne ihrem Untergang nähert und, etwa noch eine Stunde hoch am Himmel stehend, die Wolken, welche einzeln über das durchsichtige Blau des Himmels treiben, mit ihren brechenden Strahlen vergoldet. — Die Heerden sind dann alle in Bewegung — weidend, das junge Vieh spielend, ziehen sie durch die grünen saftigen Matten — nicht der Nahrung nachgehend, denn dicht unter ihnen wuchert diese, wo sie auch stehen, nein das Süßeste und Wohlschmeckendste heraussuchend aus dieser überreichen Speisekammer des Herrn. Die Trupps der Pferde springen und wiehern einander zu, hinein in den schmetternden Klang der herausfordernden Töne schallt das weiche melodische Blöken der Kühe, und der schrille Ruf des Falken, der hoch über der freien Steppe kreist, scheint dazu zu gehören, zu dem regen, geschäftigen Leben und Treiben.

Hei, wie die Rosse noch einmal so munter mit den Reitern über den Rasen streichen, weit hintenaus fliegt Grund und Gras von den flüchtigen, tief eingreifenden Hufen, und sie antworten den bekannten Lauten ihrer Kameraden, die heute dem Lasso entgingen, um morgen vielleicht dafür desto schärfer den gewichtigen Sporn ihres Herrn zu fühlen — vorbei!

Siehst du, wie sich dort die Höhlen beleben, die noch vor kaum einer halben Stunde so finster und dunkel dalagen; sieh, wie altklug das wunderliche Mittelding zwischen Hamster und Dachs vor seiner Thür sitzt und zu dir herüberschaut, was du zu eilen hast an dem freundlichen Abend — da drüben sitzt noch einer — da noch einer — dort ein dritter, vierter, fünfter — rechts vor dir, gerade unter dem wehenden Büschlein, das vielleicht schon Vater und Großvater Schutz und Schatten gewährt und das Mondlicht hindurchgelassen hat auf heranwachsende Geschlechter, kauert eine ganze kleine Familie und freut sich über das Jüngste, das zum erstenmal heute aus der Höhle kommt und ganz erstaunt und überrascht die niegeahnte Herrlichkeit der Welt anstaunt.

Dort die kleine Eule war zum Besuch über Tag bei den Nachbarn, und fliegt jetzt mit leisem geräuschlosen Flügelschlag zu dem Weibchen zurück, das ungeduldig schon vor der engen steilen Höhle auf- und niedergeht und

seinen Aerger so lange mit einem Spaziergang beschwichtigt hat, — liederliches Eulenmännchen das, den ganzen Tag über, wo eine ordentliche anständige Eule in's Nest gehört, wahrscheinlich in schlechter Gesellschaft zu sitzen, oder gar, was noch schlimmer wäre, draußen im Freien herumzustreifen und seine Gesundheit den schädlichen trockenen Sonnenstrahlen auszusetzen. Wenn es jetzt Nachts seinen ordentlichen Geschäften nachgehen soll, ist es faul und schläfrig und läßt Steppenmaus und Käfer unbeachtet an sich vorbeilaufen und surren — oh, was die Eulenweibchen selbst in der Steppe ihre liebe Noth haben.

Vorbei — dort drüben weidet eine große Heerde der kleinen Pampasschafe, aber weit zurückgeblieben ist eine Mutter mit ihrem, erst vor wenig Stunden geworfenen Lamm, und sucht nun, ängstlich dabei zurückblickend, und während sie das arme kleine schwache Ding, das sich kaum schon auf den Füßen erhalten kann, fortwährend durch leises Blöken ermuntert, die Heerde wieder zu gewinnen, ehe die Nacht anbricht und herumstreifende Raubthiere die Hülflosen ohne Schutz fänden.

Sieh — der große Geier, der dort oben hoch in der Luft stand und den Platz schon eine Weile in weiten Kreisen umzog, hat sie entdeckt und stößt rasch herab, sicher geglaubte Beute zu finden — aber die sonst so scheue ängstliche Mutter läßt das Kind nicht dem gierigen Sohn der Lüfte — den Kopf gebeugt, tritt sie gegen ihn an und der Raubvogel, so stark und scharf auch Klauen und Schnabel sind, hält sich zurück vor dem Mutterzorn, sitzt nieder auf den, ihm nur wenig zusagenden Boden und folgt unbehülflich und schwerfällig, in sechs bis acht Schritt Entfernung etwa, dem kleinen Lamm, das die Mutter nur vergebens zu größerer Eile antreibt. Der gierige Falke hofft auf den Tod des armen schwachen kleinen Wesens, oder — auf die Nacht, und bleibt bei der schon sicher gehaltenen Beute, und die arme Mutter weiß, was dem Kinde droht, wenn es nicht die letzten Kräfte zusammenrafft, die nahe und doch noch so entsetzlich ferne Heerde zu erreichen.

Vorbei — hui — dort gleitet ein Schuppenthier blitzschnell über den Pfad in das hohe Gras hinein und der alte Gaucho richtet sich hoch auf im Sattel, ob das zur Seite geschobene Gras nicht noch einmal die Richtung anzeigt, in der das Thier verschwunden, — die Schuppenthiere

schmecken den wilden Burschen gar delikat, und vielleicht um so besser, da sie ein seltener Braten sind.

Und was liegt dort an dem feuchten Fleck in der Steppe, wo sich in einer kleinen Senkung des Bodens Wasser vom letzten Regen gehalten? — ein sterbendes Rind, das grüne glasige Auge stier und erblindend auf den Klee geheftet, der es jetzt in weichen dichten Massen umgiebt und der in wenigen Tagen, von seinem verwesenden Körper verpestet, von Raubthieren zertreten sein soll — die übrigen Thiere stehen dicht dabei, aber sie achten nicht des scheidenden Kameraden — da — hier — dort, da drüben überall liegen die noch hie und da mit der vertrockneten Haut, oft auch vollkommen nackten Gerippe früher vorangegangener — das Vieh meidet sie, so lange sie die Luft um sich her mit ihrem entsetzlichen Duft erfüllen, und grast dicht neben ihnen, wenn Sturm und Regen die letzten widerlichen Spuren verwaschen haben.

Vorbei — da, siehst du dort unsern alten Freund, den Storch, wie thätig er geworden und wie aufmerksam und still er in dies stille Wasser schaut, das zwischen dem Rasen hervorquillend einen kleinen klaren Teich gebildet? — er kümmert sich jetzt nicht mehr um den Nachbar, dem er vorher so viel zu erzählen hatte, er schaut nicht mehr bald hinauf nach dem kreischenden Flug von Papageien, die mit scharfem Flügelschlag über die Steppe strebten, den gewöhnlichen Schlafplatz für die Nacht zu erreichen, noch nach der Schaar rother Flamingos, die mit den langen, wunderlich gebogenen Hälsen einen Nachbarteich in Beschlag genommen — nur einen einzigen ärgerlichen Blick wirft er hinüber auf eine lange Kette schnatternder quäckender Wildenten, die sich eben in dichtgedrängter, unruhig wogender Schaar fast zu nahe bei ihm niedergelassen und das Wasser erregt haben, und blickt dann ernsthaft und aufmerksam wieder auf die dunklen Stellen im schlammigen halbüberwachsenen Grund, geduldig erwartend, was ihm daraus wohl aufgetischt werden würde.

Vorbei — die Sonne sank lange hinter den Cordilleren und ihren Mantel wirft die Nacht im raschen Flug über die kaum dämmernde Erde.

Am 21. kamen wir in die Provinz Santa Fé, und was in Buenos Ayres vielleicht kaum mehr als ein Gerücht gewesen, „daß die Pampasindianer nämlich wieder ausgebrochen seien und die Ansiedlungen der Argentiner

bedrohten" — fand hier volle Bestätigung. Die Leute sprachen von nichts als Indianern — ein Gefecht sollte schon zwischen ihnen und einem Trupp Soldaten stattgefunden, und sie selber auch mehrere junge Leute im „Campo" überfallen und getödtet haben; dabei war das Unangenehme, daß sie sehr selten in kleinen Trupps von acht bis zwölf, sondern meistens in größeren, von fünfzig bis hundert und mehreren gingen; was hätten wir drei, die andern beiden nur mit ihren Messern bewaffnet, gegen eine solche Uebermacht ausrichten wollen. Die einzige Aussicht in diesem Falle blieb, wie uns der Alte versicherte, schleunige Flucht gen Norden. Fliehende Heerden und aufgescheuchtes Wild sollten in dem Fall, daß die Indianer in Masse herankämen, das erste und ziemlich gewisse Zeichen ihrer gefürchteten Ankunft sein, und dann kam es in der That darauf an, wer die besten und schnellsten Pferde unter sich hatte, — die Indianer oder wir.

Der Arroyo de Pavon, ein kleines seichtes Flüßchen, bildet hier die Grenze zwischen den Provinzen Buenos Ayres und Santa Fé und in mehr als einer Hinsicht sollten wir den Unterschied zwischen beiden Ländertheilen kennen lernen. Wir erreichten hier erst das wirklich wilde Land der Steppen — den Schauplatz der häufigsten indianischen Einbrüche, und fast war es auch, als ob dieser kleine Bach, der die Provinzen schied, selbst eine Scheidewand in der Vegetation bilde.

Der ganze Anblick der Pampas bekam, wie durch den kleinen Fluß abgeschnitten, etwas Winterlicheres, als er bisher gehabt. Bis dahin war das Land eine weite, durch nichts unterbrochene, fast maigrüne Ebene gewesen; saftiger Klee und frisches Gras, in dem das wohlgenährte Vieh in ungeheuren Massen weidete oder ruhig gesättigt ausruhte. Hier aber wurde das Vieh schon seltener, die Heerden weniger und kleiner und nur eine Art breiter dorniger Kletten überzog die grüne Unterdecke mit einem grauen, aber noch immer oft durchbrochenen Schleier, und noch auffallender sollte dieser Wechsel am nächsten Tage werden, wo auch das Land selber mehr wellenförmig wurde und in langen grauen Hängen den Blick des Reisenden ermüdete.

Es war schon stark dunkel, als wir an den Rand eines andern kleinen Flusses mit schlammigen Ufern kamen, an dem wir in der Nacht keine Furth finden konnten. Wir ritten ein paarmal an der einen Biegung, wo sie der

Correo vermuthete, auf und nieder, und ich fand endlich eine Stelle, an der ein paar ältere Pferdespuren niedergingen. Ich ritt dort hinunter, die andern Beiden wollten aber nicht hinein, und müde des langen Umhersuchens, beschloß ich endlich, den Durchgang zu untersuchen. Das wäre mir aber beinahe theuer zu stehen gekommen, denn eben behielt ich noch Zeit, die Büchse in die Höhe zu reißen, daß sie nicht naß wurde, so rasch sank mein Thier in Schlamm und Wasser unter, und es war ein Glück, daß ich erst vor wenigen Leguas ein so munteres kräftiges Pferd bekommen hatte; das vorige hätte sich aus dem zähen Schlamm gar nicht mehr herausgearbeitet. Hartnäckig geworden versuchte ich aber jetzt, etwas weiter unten zum zweitenmale den Fluß und fand hier wohl etwas tieferes Wasser, aber auch harten Boden, und kam, von dem Correo und Postillon gefolgt, glücklich hinüber.

Die Flüsse dieser Steppen sind nicht gerade tief, ihre schlammigen Ufer aber dem Reisenden nur zu oft hinderlich, und manchmal wohl auch gar gefährlich, doch sollen sie in einer nässeren Jahreszeit, als wir sie gerade trafen, auch nicht selten mit stürmender Strömung förmliche Fluthen hinabwälzen, daß sie den Durchgang zu Zeiten selbst unmöglich machen.

Boote oder nur irgend eine Art anderer Fahrzeuge habe ich übrigens auf dem ganzen Weg auch nicht an einem einzigen Ufer gesehen.

Am 22. Morgens hüllte ein so dichter entsetzlicher Nebel die Ebene ein, daß mein alter Correo in diesem unter keiner Bedingung aufbrechen wollte. Gerade hier schien eine Art Wechsel der gefürchteten „Indios“ zu sein, die sich in dieser Gegend früher sehr häufig gezeigt hatten, und nicht allein waren wir der Gefahr ausgesetzt, die rechte Richtung zu verfehlen und die nächste Station gar nicht anzutreffen, von der wir in solchem Wetter auf fünfzig Schritt Entfernung nichts gesehen und gespürt hatten, sondern es lag sogar die Möglichkeit vor, daß wir, trieb sich wirklich ein Indianertrupp in der Nähe herum, diesem eben so leicht gerade in die Fänge laufen konnten. Bei solchem Nebel sollen diese Söhne der Steppe nämlich gar gern die Ebenen durchstreifen und überall ihre Wächter hinsenden, wenn sie sich in der Nähe besiedelter Striche wissen; trafen sie aber auf uns, so blieb uns in der freien Ebene, ohne jeden Vorsprung, nur sehr wenig Hoffnung zum Entrinnen.

Anders war es, wenn man schon von weit ab den Staub flüchtiger Heerden aufwirbeln sehen konnte — viele Meilen lagen dann noch zwischen den Feinden und den Fliehenden, und möglich war es, daß diese nicht einmal ihre Spur bekamen, also paciencia amigo — wie mir mein alter Correo wohl fünfzigmal den Tag zurief, paciencia, kräftige Pferde bringen nachher in wenigen Stunden ein, was wir jetzt versäumen.

Endlich lichteten sich die Schleier, zunächst brach die Sonne hindurch und oben in dünnen duftigen Massen theilte sich die Decke, die bis dahin zäh und hartnäckig auf uns gelagert, über den mattblauen Himmel hin suchten die einzelnen abgerissenen ihre Bahn — tiefer und tiefer verarbeitete sich das helle freundliche Sonnenlicht hinein und grub und drängte und schob endlich die weißgelben Schwaden wie riesige Coulissen zurück von der Bühne, aus der uns jetzt schon wieder grüne lachende Wiesenflecke und weidende Heerden, nur noch wie von einem luftigen Flor überhaucht, entgegentraten. Jetzt schwand auch dieser, der letzte Windstoß, der mit der siegenden Sonne daherstrich, nahm ihn hinweg auf seinen kräftigen Armen und weiter und weiter zurückwich der düstere Geist, der diese thaublitzenden schimmernden Ebenen so lange verdeckt und verhüllt gehalten.

Kaum gewannen wir aber erst einen richtigen und vollständigen Ueberblick über die Ebene, den mein alter Correo auch nach besten Kräften benutzte und den Horizont wohl mehre Minuten lang mit seinen dunklen Adleraugen scharf fixirte. Wir sahen nun, denn ich ließ mein Taschentelescop ebenfalls seine Dienste thun, daß, so weit das Auge nach Süden reichte, die wenigen Heerden, die noch sichtbar waren, still und unbelästigt, ungeschreckt weideten. Die schon lang gesattelten und bepackten Thiere wurden vorgeführt — vamos lautete der Ruf, und von dem Sporen kaum berührt, flogen die Klepper weit aus über die Steppe.

Wir hatten aber den Platz nur erst wenige Leguas verlassen, als sich das ganze Aussehen der Steppe wirklich merklich veränderte; selbst die bis dahin einzeln zerstreuten Heerden hörten hier auf, dem Auge einen Ruhepunkt zu bieten. Kein Klee gab dem Vieh mehr die saftige Nahrung, ziemlich hohes, schon gelbendes Büschelgras vertrat jetzt dessen Stelle, und siehe da — als wir rasch eine kleine Anhöhe hinansprengten, schreckte ein Hirsch aus seinem Lager auf und floh, den hohen weißen Wedel zeigend,

rasch einem sicheren oder doch wenigstens ungestörteren Platze zu. Nicht ein einziges Stück größeres Wild — Enten und Wassergeflügel natürlich genug — hatte ich gestern bemerkt, und heute, wohin das Auge sah, fand es theils äsende, theils fliehende Hirsche, die sich das hier etwas höhere Land zu ihrem Sammelplatz ausersehen zu haben schienen. Es war dem Auge eines Jägers ein wohlthuender, freudiger Anblick, der bald noch durch einen neuen Genuß verstärkt werden sollte.

Wir mochten kaum eine Stunde geritten sein, als ich vor uns eine Schaar sich wunderlich bewegender Gestalten erblickte. „Was ist das?" war mein fast unwillkürlicher Ausruf, und der Postillon zeigte lachend hinüber und sagte: „Avestrup."

Strauße, die ersten wilden, die ich sah — denn zahm hatte ich sie schon hie und da in den einzelnen Ansiedlungen gefunden — Strauße, die sich dort, in den weiten Pampas, jagten und mit den unbehülflichen Flügeln schlugen, die langen Beine rechts und links hinauswarfen, und endlich, als sie unser Nahen hörten, pfeilschnell über die Ebene dahinstoben — ein Pferd hätte ihnen mit der Schnelle kaum folgen können. Mich drängte es fast, meinem Thiere die Hacken einzusetzen und hinter der wilden, wunderlichen, in der Flucht mit einander spielenden und sich bald rechts, bald links hinüberhetzenden Schaar herzusprengen, aber sie flohen nach Süden hinunter, und mein Begleiter warf noch fortwährend viel zu mißtrauische Blicke nach jener Himmelsrichtung, mir je zu gestatten, ihr entgegenzujagen. Ueberdies hatten wir an dem Morgen auch viel Zeit versäumt, und es galt jetzt vor allen Dingen, erst die wieder einzubringen. Später sahen wir noch eine zweite Heerde, aber weiter entfernt als die erste.

Das Wild ist hier in den Steppen entsetzlich scheu, und der europäische Jäger soll es sich nicht etwa leicht denken, trotz der sehr großen Anzahl, viel zu schießen. Der Gaucho hat kein Feuergewehr, überhaupt keine Schußwaffe, nur den Lasso und die Bolas, und mit diesen ist er genöthigt, will er einmal Wildpret essen, sein Wild zu fangen. Mit diesen Waffen verfolgen deshalb die Gauchos Hirsche und Strauße und hetzen das Wild so lange, bis sie es überholen. Natürlich muß dieses, auf solche Art fortwährend abgetrieben, ungemein scheu werden, und wo es nur ein Pferd galoppiren hört, flieht es schon, die unvermeidlichen Verfolger fürchtend,

in ängstlicher Hast über die Ebene, und ruht nicht eher, bis die Gestalten der vermutheten Feinde in nebliger Ferne verschwinden. Zu Fuß läßt sich schon eher ankommen, doch darf man auch nicht darauf rechnen, bei kleinem Fluchtwild ausgenommen, leicht anzuschleichen.

Nöthig ist es hier übrigens, daß ich Bolas und Lasso dem Leser zuerst etwas näher beschreibe, denn wenn wir auch in Deutschland wissen, daß der Lasso eine Schlinge ist, und Bolas Kugeln bedeuten, die geworfen werden, machen wir uns doch im Ganzen einen falschen Begriff davon.

Der Lasso besteht aus einem langen Seil, meist, ja fast stets, von ungegerbter Rindshaut fest geflochten. Das eine Ende desselben trägt einen kleinen eisernen oder Messing=, ja in manchen Ländern ebenfalls von Leder geflochtenen Ring, und durch diesen gezogen bildet das Seil oder der Lasso eine Schlinge, die, wenn zum Gebrauch fertig, von dem Gaucho so gefaßt wird, daß sie acht bis zehn Fuß Leine in sich faßt. In diese Schlinge selber greift er beim Wurf hinein, während er vielleicht noch 30 Fuß loses Tau in der linken Hand locker aufgerollt hält, schwingt den Lasso drei= bis viermal um den Kopf, um ihm beim Wurf den rechten Nachdruck zu geben und schleudert ihn dann mit solcher Sicherheit, daß er ihn nicht allein um den Hals jedes nur in Wurfsnähe gebrachten Thieres, sondern sogar beim vollen Lauf um jedes Bein des Wildes legen kann, das er haben will.

Ist der Gaucho zu Pferd, so hat er das andere Ende des Lasso an seinem breiten, ebenfalls aus Rohhaut gefertigten Sattelgurt befestigt und das Thier, das er reitet, ist so vortrefflich auf diese Art Fang eingerichtet, oder weiß vielmehr so gut, was ihm selber droht, wenn es nicht feststeht, daß es sich gleich nach dem Wurf gegenstemmt, um dem ersten Lassoreißen des getroffenen Thieres zu begegnen.

Die Bolas sind in der Natur des Wurfs dem Lasso ähnlich, denn sie werden ebenfalls wie dieser um den Kopf des Werfenden geschwungen und wie dieser geschleudert, sind aber für den Gegenstand, nach dem sie geworfen werden, gefährlicher, da sie nicht selten selbst die Knochen eines starken Pferdes brechen. Der Pampasindianer gebraucht sie deshalb auch zur Kriegswaffe.

Sie bestehen aus drei, in Rindshaut fest eingenähte, etwa zwei bis dritthalb Zoll im Durchmesser haltende Steine — nicht selten auch, wo es

sich die Gauchos verschaffen können, aus kleineren Stücken Blei, die jedes an einem etwa fünf Fuß langen Streifen ungegerbter Haut befestigt sind und zu einem Mittelpunkt zusammenlaufen. Der Werfende erfaßt die eine Kugel, schwingt sich die anderen beiden, wie beim Lassowurf, um den Kopf und schleudert sie dann mit einer eben solchen Biegung der Hand, als es beim Lasso nöthig ist, nach vorn. Im Wurf streben aber die schweren Gewichte auseinander, und während sie sich, ein förmliches etwa acht Fuß im Durchmesser haltendes Dreieck bildend, rasch umkreisen, schlagen, sobald der eine Stein oder das Seil, an dem er befestigt ist, einen Gegenstand trifft und dadurch Widerstand findet, die anderen beiden mit Gewalt umher, umschlingen und verwickeln, was sie fassen, und treffen mit tödtlicher Gewalt, was also in den Bereich ihrer Schwingung gebracht wird.

Pferde, mit solchen Bolas geworfen, habe ich zusammenbrechen sehen, als ob sie vom Blitz erschlagen gewesen wären.

Ein hübsches Beispiel vom Lassowerfen hatte ich am 23. Morgens. Diese Stationen sind, wie schon gesagt, nur meistens kleine, roh aufgerichtete Hütten, in denen die Gauchos leben, und nach eingegangenem Contract mit dem Staat dem postreitenden Correo so viel Pferde stellen, wie er gerade bracht. Sehen sie ihn von Weitem über Tag ankommen, — denn die Zeit, wo er etwa passiren muß, wissen sie ungefähr — so sprengen ein Paar von ihnen mit den stets am Haus bereitgehaltenen Pferden hinaus, die nächste Heerde einzutreiben und dort, wenn sie eine Umzäunung haben, jagen sie die Thiere hinein, und ist das nicht der Fall, so gehen zwei von verschiedenen Seiten auf sie zu und werfen mit fast nie fehlender Sicherheit dem Thiere, das sie haben wollen, den Lasso um den Hals. Die Pferde aber, wie alle Thiere der Steppe, kennen den Lasso, und den Ruck fürchtend, der sie gewöhnlich niederreißt, stehen sie nicht selten, wenn sie erst einmal die Schlinge um sich fühlen, stockstill, obgleich sie ihr vorher meist in voller Flucht zu entgehen suchen.

An diesem Morgen waren ihrer vier mit Lassos hinausgegangen, die schon dicht zum Haus gejagten Pferde zu umzingeln; die Thiere zeigten sich aber heute ganz außergewöhnlich scheu und schienen den Wurf, da sie vielleicht erst kürzlich durch Bolas beschädigt worden, ungemein zu fürchten. Die drei ersten, mit Lassos gefangenen rissen so furchtbar in die Schlinge,

daß die Gauchos, die zu Fuß hinausgegangen waren, sie nicht halten konnten und loslassen mußten, und mit dem anhängenden Lasso stürmten sie, von der ganzen Heerde gefolgt, wieder hinaus in die Steppe; zwei berittene junge Burschen trieben sie aber wieder zurück und fingen eines dabei, das sie zugleich zum Hause brachten, und die Hetze begann dann von Neuem.

Dreimal brannten sie also durch, dreimal wurden sie wieder zurückgejagt und sechs Lassos schleiften schon in der Heerde, bis wir endlich unsere nöthigen vier Thiere, aber so abgehetzt und wild gemacht zusammen hatten, daß sich weder mit Sporn noch Peitsche etwas mit ihnen ausrichten ließ. Wie die wilde Jagd stob es, endlich einmal im Sattel, mit uns davon — sie gingen förmlich mit uns durch, und es war ein Glück, daß wir an diesem Morgen zuerst nur eine kleine Station hatten.

Herrlich ist übrigens der Anblick der wilden Heerden, die von ihren fast noch wilderen Herren verfolgt, mit fliegenden Mähnen und schnaubenden Nüstern durch die Steppen donnern. Dahinter her dann die tollen sonnenverbrannten Gauchos mit ihren flatternden Ponchos und Kopftüchern, den Lasso fortwährend in wirbelndem Schwung, die eigenen Thiere ununterbrochen zum Aeußersten anspornend — dazu die erschreckten auseinanderstiebenden Heerden der Rinder, durch und über die hin manchmal die tolle Hetze geht, die aufgescheuchten kreisenden oder scheu abstreichenden Falken, die grüne Steppe, oder der blaue Himmel, die in jedem Moment wechselnden, malerischen Gruppen, das Alles macht einen Eindruck auf den Beschauer, den es wohl ungemein schwer werden möchte, bei ruhigem Blut in todter Schriftsprache wiederzugeben. So etwas muß erlebt, gefühlt sein — die Nerven müssen dabei selbst erregt gewesen sein, das eigene von Uebermuth sprudelnde Thier unter Einem getanzt und in die Zügel geschäumt haben und dann weit ausgreifend mitten in dies Leben hineingeflogen sein; dann aber bleibt es auch mit unvertilgbaren Zügen in das Herz gegraben, das diesem wilden Treiben einst mit so frohem Klopfen entgegenschlug, und keine Zeit, kein anderes Leben kann es je wieder daraus verwischen.

Am 23. machten wir in einer kleinen Stadt, Cruz alta, Station — Stadt, ja, was wir uns in Deutschland darunter denken, darf man hier

freilich nicht erwarten; es sind Lehmhütten, die dem Anschein nach schon eigentlich bei dem ersten ordentlichen Regen zusammenschmelzen müßten. Wieder lagen wir hier wohl bis 11 Uhr Morgens, ehe mein alter Correo, des starken Nebels wegen, zum Aufbruch rief.

Die Hütten, die wir jetzt erreichten, kündeten uns übrigens fast alle die Nähe der Indianer — in der einen fanden wir einen jungen Burschen, dessen Vater sie vor kurzer Zeit überholt und ermordet hatten, und nur selten fand man noch in einer der Wohnungen eine alte Frau, die kleine Wirthschaft besorgend, d. h. den Mateh kochend. Fast überall waren die Frauen nach den hie und da gelegenen festen Plätzen geflüchtet, erstlich selber in Sicherheit zu sein, und dann auch, im Fall eintretender Gefahr, die Männer nicht mit der Sorge um sie zu behindern.

Aber nicht die Indianer allein sind dem Wanderer in der weiten Steppe gefährlich, die Gauchos selber sollen ein ziemlich wildes, blutdürstiges Volk sein, und Streitigkeiten unter sich, wie auch wohl Habgier und Rache, sind die Ursachen manches offenen Todtschlags, manchen heimlichen Mords.

Einen fatalen Eindruck machen, die Folge dieses Charakters, die vielen Kreuze an der Straße — einfache, mit Riemen von ungegerbtem Leder gewöhnlich zu einem Kreuz verbundene Stücke Holz, welche die Stelle bezeichnen, an der ein Reisender oder Einheimischer — ermordet worden, und die allerdings viel zu häufig vorkommen, als daß sich der Fremde einem Gefühl vollkommener Sicherheit je hingeben könnte, selbst wenn er nicht auch noch, gerade wie wir jetzt, der Gefahr eines Ueberfalles wilder Horden, der doch jeden Augenblick stattfinden konnte, ausgesetzt gewesen wäre. Kein Tag verging, an dem ich nicht zwei, drei, oder gar mehr dieser fatalen Memento mori erblickte.

Am 25. machten wir 22 Leguas und übernachteten wieder in einem einsamen Hause, das übrigens, wie alle andern Estancias, ebenfalls seinen besondern Namen trug. Hier war die Unreinlichkeit wieder zu Hause: als uns Abends das Essen in einer schmutzigen hölzernen Schüssel gebracht wurde, legte die Frau — nicht einmal ausgebreitet, sondern wie ein zusammengedrücktes Taschentuch — einen Lumpen darunter, der die Spuren verschiedener fetter Speisen und Rußflecke seit Gott weiß wie vielen

Wochen trug und mich so anekelte, daß ich kaum ein paar Bissen hinunterwürgen konnte. Dabei saß „der Herr vom Hause" daneben und langte mit Fingern, die keinenfalls in diesem Monat Wasser gesehen, fortwährend in unsere Schüssel hinein, einzelne Stücke Fleisch herauszuholen.

Bis hieher war die Ebene, über die wir gekommen, durch keinen Hügel, durch keinen Baum unterbrochen worden; hier aber, und zwar vom Rio Tertio aus, an dem wir einen ganzen Tag hinritten, zeigte sich uns Morgens in der Ferne ein ausgebreiteter Wald mit stattlichem Holzwuchs, der mir der Formation der Bäume nach aus Eichen zu bestehen schien, was sich aber — denn er mußte noch viele Meilen entfernt liegen, — auf solche Distanz nicht deutlich unterscheiden ließ.

Ich machte meinen Begleiter darauf aufmerksam, weil ich etwas derartiges gar nicht erwartet hatte; er schien mich aber nicht zu verstehen, denn er sagte nur arboles? und schüttelte dann lachend mit dem Kopf. Ich schwieg, denn ich war überzeugt, wir würden bis Mittag nahe genug gekommen sein, genau unterscheiden zu können, von welcher Ausdehnung der Wald hier sei, griff aber ordentlich dem Pferd vor Erstaunen in die Zügel, als nach etwa viertelstündigem Ritt ein Hirsch vor uns aufstand, mit flüchtigen Sätzen über die Steppe und zwar gerade dem Wald zusetzte, in dem er gleich darauf verschwand, aber bei jedem hohen und flüchtigen Satz hinter den ersten Bäumen wieder mit dem halben Körper zum Vorschein kam. Nicht fünf Minuten später erreichten wir das, was ich für einen Wald stattlicher Eichen gehalten hatte, und fand nichts als — ein breites Dickicht niederer Dornbüsche, die aber in ihrer ganzen Form und Gestalt, nur in Miniatur, unsern deutschen Eichen auf ein Haar glichen und jetzt, da man die Umrisse der einzelnen deutlich und genau erkennen konnte, gar so lieb und zierlich aussahen.

Die meisten glichen, wie gesagt, unsern Eichen, andere aber wieder Aepfel- und Birnbäumen, und die Verhältnisse zwischen Stamm und Laub stimmten auf das Genaueste und Täuschendste.

Am 26. zeigten sich die ersten Berge: zur Rechten breitete sich noch in blauer Ferne die Córdobahügelkette aus, und unsere Richtung lag jetzt der äußersten Spitze derselben zu. Die Nacht blieben wir in einem kleinen Städtchen am Rio Quarto.

Der Ritt am 27. ging fast den ganzen Tag durch eine jetzt wirklich traurige Einöde; das Steppengras stand überall gelb und welk und der Winter übte hier augenscheinlich seine Macht aus. Vor uns hatten wir dabei die starren, von keiner Vegetation bedeckten niederen Hügelkuppen, die weiterhin mit den Córdobabergen in Verbindung zu stehen schienen, und nicht einmal Wild fand sich in dieser trostlosen Steppe. Die ganze Natur war wie ausgestorben, und eine entsetzlich lange Station ermüdete die armen Thiere noch außerdem bis zum Niedersinken. Endlich erreichten wir die ersten Felsklippen, die wahrlich nicht aussahen, als ob sie einen freundlichen Wechsel in der Scenerie hervorbringen könnten; wild über einander geworfenes Gestein starrte uns ebenso monoton entgegen und die einzige Abwechselung schien die, aus einer sandigen in eine steinige Wüste gekommen zu sein. Als wir aber darüber hinritten, fanden wir uns plötzlich in einem Thale, das in diese Einöde wie hineingezaubert, einen wirklich überraschenden Eindruck auf mich machen mußte. Draußen die ganze Natur verdorrt, eine fast erstorbene Vegetation, kein Grün, das dem Auge einen einzigen Ruhepunkt geboten, kein lebendes Wesen zu sehen und zu hören, als die schnaubenden Thiere unter uns und ein einsam kreisender Falke — hier dagegen, wie aus dem Boden heraufbeschworen, blühende Bäume und saftiges Laub, weicher Rasen und reges Leben, denn selbst eine Menge von Hausthieren gab es hier, Truthähne, Hühner, ja selbst zahme Strauße.

Es war ein so freundliches Plätzchen, wie man es nur auf der Welt finden konnte.

Von hier ab ging der Weg, mit frischen Pferden, durch kühle, mit Schilf und Buschwerk bewachsene Schluchten eine weite Strecke lang hin, und ein murmelnder Bach folgte unserer Bahn.

Wenn man so den ganzen Tag im Sattel gehangen hat, freut man sich nicht wenig auf die Zeit, wo man den Kopf einmal auf den Sattel legen kann, besonders wenn man erst einmal über Nachtschlafenszeit hinausgeht; wenn sich auch die Glieder bald vollständig an das Reiten gewöhnen, wollen sie doch auch manchmal Ruhe haben und sich strecken und dehnen. Außerdem kommt für den Magen Abends noch ein besonders wichtiger Moment, denn das ist die einzige Zeit, wo es wirklich etwas zu essen gibt.

Morgens setzt es gewöhnlich nur einen Schluck Mateh, dann halten wir höchstens um 10, 11 oder 12 Uhr, wie es gerade mit der Station paßt, und nehmen eben einen Imbiß Fleisch — früher wo wir Milch bekommen konnten, tranken wir einen Schluck Milch, denn viel Essen verträgt sich über Tag nicht mit dem raschen Reiten, und erst Abends wird tüchtig eingelegt, um nachher wieder 24 Stunden auszuhalten. Am Abend verlangt aber auch der Magen etwas Ordentliches, und wenn er das nicht bekommt, knurrt er und läßt sich krank melden; dennoch aber wollte ich, wir hätten an diesem Abend, ohne einen einzigen Bissen zu sehen, in freier Steppe gelagert, denn noch nie ist mir der Schmutz und die Unreinlichkeit beim Essen wie im ganzen Wesen der Leute so furchtbar widerlich vorgekommen, als bei den Menschen gerade, bei denen wir an diesem Abend übernachteten. Ich hatte bis jetzt noch alles Essen, was mir geboten worden, so unreinlich die Umgebung auch immer gewesen sein mochte, hinuntergewürgt; hier aber weigerte sich der Magen standhaft, etwas weiteres zu sich zu nehmen, und ich ließ mir zuletzt heißes Wasser geben und machte mir eine Tasse starken Kaffee, um nur nicht krank zu werden.

Der Weg, den wir am folgenden Tage ritten, lag ebenfalls durch eine wüste Steppe hindurch; mein Alter hatte aber in Achiras wieder so schreckliche Geschichten über die Indianer gehört, die indeß wirklich erst ganz vor Kurzem sich bis dicht zu der hier lagernden Garnison hinangewagt, daß er seine gewöhnliche Station zu umgehen beschloß — wir sahen deshalb den ganzen Tag weder Weg noch Steg — überall umgab uns die hier todte öde Pampas. Nur im Hintergrund tauchte nach und nach ein eben nicht sehr hoher Berg, der El Morro, auf, und als wir ihm endlich näher kamen, lag er eben so starr und unfruchtbar vor uns als die vorigen. Kein Haus ließ sich an seinem Fuß erkennen, keine Umzäunung, nur an einem Punkte — und es schien als ob sich der Weg gerade dorthin ziehe — stand ein einzelner niederer Baum. Rechts von uns tauchten auch noch in der Ferne mehrere scharf am Horizonte abgezeichnete Bergkuppen aus dem flachen Lande vor, und mein alter Correo sagte mir, das seien die Berge, in denen sich die Carolinagoldminen befänden. „Wären wir," setzte er hinzu, „Indianern in den Weg gekommen, so hätten wir uns nördlich durch jene Berge gewandt, denn so hoch nach Norden trauen sie sich nicht hinauf. So aber

ist's besser, wir haben kürzeren Weg und sparen auch Geld, denn dahin geht keine Post und wir müßten uns Pferde kaufen."

Indessen waren wir dem Berge nah gekommen und fanden uns plötzlich vor einer kleinen, aus seinen eigenen Steinen errichteten Hütte, so daß sie gegen den Hintergrund nicht einmal durch das schon ebenfalls wettergraue Binsendach abstach. Vor der Thür, so dicht, daß er den Schatten selbst auf die Schwelle werfen mußte, stand ein gewaltiger alter Feigenbaum, und eine kleine Umzäunung, halb von Steinen, halb von Holz und Dornen errichtet, vollendete alles, was zur Ansiedlung des kleinen Platzes gehörte. Der Raum aber vor der Hütte war sauber gekehrt und das Innere der stillen Bergeswohnung (ärmlich zwar bis zum Aeußersten, und nur den unentbehrlichsten Bedürfnissen genügend) so nett, so reinlich, so wohnlich gehalten, daß mir nach all' dem Schmutz und Unrath, den ich bisher gesehen, der kleine, kaum fünf Schritt im Durchmesser haltende Raum wie ein Palast erschien, und der Trunk Milch, den mir die Leute reichten, so herrlich mundete, als sei es das kostbarste Labsal gewesen.

Ein junges Ehepaar bewohnte mit der alten Mutter diesen friedlichen, freundlichen Platz, und selbst die Matrone war so reinlich gekleidet, wie ich bis zu diesem Ort, im Innern des Landes, noch nicht einmal ein junges Mädchen gekleidet gesehen hatte. Um so wohlthuender war das hier, da gerade die Unreinlichkeit der Frauen mir bis dahin so widerlich gewesen.

Nach einer kurzen Station am Fuß des Berges hin erreichten wir eines der gewöhnlichen kleinen Städtchen, das voll von Soldaten lag. Sie hatten sich überall kleine, oft nicht einmal gegen den Regen geschützte Hütten gebaut, und das ganze Leben hier, von den starren Felsen umschlossen, bot ein bewegtes, heiteres Bild.

Wohin das Auge auch sah, weideten, hier von kleinen wild genug ausschauenden Burschen gehütet, Heerden von munteren Pampaspferden, die fortwährend zum raschen Aufsitzen bereit gehalten werden mußten; Lagerfeuer, wohin der Blick auch streifte, mit Gruppen, die einem Zigeunerlager keine Schande gemacht haben würden, und förmliche Massen von Mädchen und Frauen, die entweder in den Hütten wirthschafteten oder am kleinen Bache Geschirr oder Wäsche reinigten.

Ziemlich spät in der Nacht erreichten wir den Rio Quinto, wo wir, in etwas reinlicherer Umgebung als bisher, Halt machten.

Als wir am nächsten Morgen aufbrachen, nahm der Postillon wieder, wie die Leute das schon mehrmals gethan, ein dünn geschnittenes breites Stück rohes Rindfleisch und legte es — ja, warum soll ich's dem Leser nicht erzählen, wenn ich's habe essen müssen — unter sein eigenes Sitzfleisch auf den Sattel, allerdings deckte er noch zuerst, der Reinlichkeit wegen, ein altes ungegerbtes Schaffell darüber, was vielleicht schon seit Jahren zur Satteldecke gedient hatte, aber auch das blieb nicht darauf liegen, und die cheripa des Postillons sein einziger, etwas zweifelhafter Schutz.

„Aber davon hätte ich keinen Bissen essen können."

Ach ja, lieber Leser, wenn man so sechszig bis achtzig englische Meilen galoppirt ist, verlangt der Magen wenigstens einen Imbiß, und wenn man weiter nichts bekommen kann, versöhnt man sich selbst mit solchem Fleisch.

Mittags etwa begegneten wir einer Mendozacaravane, die nach Buenos-Ayres bestimmt war. Einige dreißig große Wagen knarrten dicht hinter einander her, und daneben hin gehen die Wächter und Begleiter mit ihren langen Lanzen auf den Schultern, und im Wagen vorn — unter den langen Bambusstacheln — manchmal sogar ein geladenes Gewehr neben sich, sitzen die Ochsentreiber, und schauen schläfrig über ihre Thiere hin.

Diese Wagen verdienen wohl eine kurze Beschreibung.. Sie ruhen auf nur zwei, aber dafür auch kolossalen, oft zehn Fuß hohen Rädern. Ihre sonstige Bauart ist leicht, und wenn auch das eigentliche Gestell aus festem Holz gearbeitet ist, bestehen die Seitenwände doch nur aus geflochtenem Schilf, und der obere Theil ist mit Häuten überdeckt. Die hohen Räder mögen wohl in den oft sehr sumpfigen Pampas nöthig, ja unentbehrlich sein. Sechs oder acht Ochsen sind gewöhnlich vorgespannt, und zwar, je zu zweien, in einem, aus einem einzigen Stück bestehenden hölzernen Joch, das ihnen im Nacken liegt, ziehend.

Sinnreich und der Bequemlichkeit der Südländer angemessen ist aber die Art, mit der sie ihre Zugthiere antreiben. Die lange Peitsche, die der

Hottentot führt, wäre ihnen viel zu beschwerlich, dafür haben sie eine gewaltig lange Stange, fast stets aus leichtem, an der Wurzel vier und mehr Zoll im Durchmesser haltenden Bambus, der aus Brasilien kommt. Die hängt nun, weil sie zu regieren auch zu beschwerlich sein würde, an einer, je nach Verhältniß vorn herausstehenden anderen Stange, schwebend fast, und mit der vorn daran befestigten Spitze können sie solcher Art die vordersten Thiere auch leicht anstacheln, während eine andere Stahlspitze gerade da herunterhängt, wo sie, wenn die Stange niedergedrückt wird, die zweitvordersten Ochsen berühren kann. Für die dem Wagen nächsten Thiere liegt noch neben dem Führer eine schwächere kürzere Stange, die leicht zu regieren ist.

Die Wagen führen in solchen Caravanen die Produkte Mendozas, der Kornkammer der argentinischen Republik, nach der Hauptstadt. Die vorzüglichsten Artikel darunter sind übrigens Mehl und Wein, dann getrocknete Früchte, Rosinen 2c. Unter dem Wagen, wo die hohen Räder noch einen ziemlichen Raum gestatten, tragen sie dabei durch die wirklichen Pampas ebenfalls ihr Brennholz mit, und hintenauf ist ein langer, eigenthümlicher Steinkrug befestigt, in dem sie ihr Trinkwasser bewahren, und von einem Fluß zum anderen, durch die salzigen Wüsten, die jetzt vor uns lagen, aber auch manchmal noch weiter nehmen.

Werden sie von Indianern bedroht, denn sie sind mehrere Monate unterwegs, so bilden sie mit ihren Karren rasch eine Wagenburg, in deren Mitte sie ihr Vieh treiben und sich von den Karren aus vertheidigen. Da sie stets einige Schießwaffen mit sich führen, ist solche Befestigung, besonders bei ihrer Anzahl, auch fast stets hinreichend, und ehe sich die Wilden in so großer Masse zu sammeln vermögen, um ihnen wirklich gefährlich zu werden, können sie leicht eines der kleinen, überall durch die Pampas zerstreuten Städtchen erreichen und militärische Hülfe bekommen.

Unser nächstes Ziel war jetzt San Luis, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens. Wir erreichten den Ort Nachmittags, und als wir eben aus dem niederen Lande heraus und auf der flachen Anhöhe, auf der San Luis liegt, hinsprengten, sah ich in weiter blauer Ferne einen Gebirgsstreifen, der sich am Horizont in ungeheuerer Kette hinzog — es waren die

Cordilleren, von denen wir noch wenigstens dreißig deutsche Meilen entfernt sein mußten.

Mein alter Correo bekam aber hier vom Gouverneur von San Luis eine Nachricht, die ihn nicht wenig bestürzt machte, und zugleich auch in Erstaunen setzte. Als er seine Depeschen abgegeben hatte und zu mir zurück in das kleine Haus kam, in dem wir unser Lager aufgeschlagen, wünschte er mir und sich Glück, einer bedeutenden Gefahr glücklich entgangen zu sein. Durch einen expressen Boten sollte der Gouverneur nämlich vor kaum einer Stunde die Nachricht bekommen haben, daß die Wilden zu derselben Zeit, wo wir dem El Morro zuritten, in einem Trupp von circa 200 Mann über dieselbe Steppe, und zwar nach den nordwärts gelegenen Bergen, die der Correo damals für so sicher gehalten, geritten seien — sie streiften jetzt in jener Gegend umher, und wie behauptet wurde, sogar mit weißen Führern. In San Luis vermuthete man, es seien einzelne Flüchtlinge der Unitarios, die dort in den Bergen, weil es bekannt war, daß der Correo bei indianischen Unruhen gewöhnlich stets die nördliche Route nahm, diesem aufpassen wollten. Und sie hätten gerade keine üble Beute gemacht, denn außer seinen Depeschen führte er in der schweren Satteltasche, die der Postillon hinten aufgeschnallt trug, eine nicht unbedeutende Quantität Unzen mit.

Fielen wir ihnen in die Hände, so konnten sie uns, waren wirklich Weiße dabei, schon gar nicht am Leben lassen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten, verrathen zu werden, und dann das ganze argentinische Militär hinter sich her zu haben. Gerade dadurch also, daß wir den nächsten und gewöhnlichen Weg beibehielten, entgingen wir ihnen. Von San Luis wurde übrigens augenblicklich Cavallerie abgesandt, sie wo möglich von den Ihrigen abzuschneiden, oder doch jedenfalls aus der Nähe der Ansiedlungen zu verjagen.

Der Weg von San Luis aus lag durch lauter niedere dornige Büsche und das Land schien hier dürr und trostlos — es war entsetzlich sandig und wir galoppirten den ganzen Tag in einer förmlichen Staubwolke.

Wo wir die Nacht lagerten, trafen wir einen jungen Burschen, der etwa 20 Leguas von dort vor einigen Tagen einen Kampf mit einem kleinen Trupp Indianer gehabt hatte — also überall streiften diese Wölfe der

Steppen umher. — Sein Bruder war dabei getödtet und ein anderer Gaucho schwer verwundet worden; ein Gewehr aber, das sie bei sich führten, schien den Sieg entschieden zu haben; die Indianer hatten sich wenigstens mit einem Verlust von drei Mann zurückgezogen. Eine Lanze, die er damals erbeutete, hing hier als Siegstrophäe an der Wand — sie war von Bambus, genau vierzehn englische Fuß lang und hatte oben darin ein altes, aber sehr scharf geschliffenes Bajonett, das die Indianer wohl in einem früheren Scharmützel erbeutet haben mochten, befestigt.

Mit diesen Lanzen sollen sie eine furchtbare Geschicklichkeit besitzen, den Stoß an der rechten Stelle so anzubringen, daß der Bedrohte kaum, oder nur sehr schwer, im Stande ist, ihn zu pariren. Sie halten dieselben nämlich beim Ansprengen in fortwährender, schwingender, schaukelnder Bewegung — die Spitze auf und nieder führend — etwa nach demselben Prinzip, wie der australische Wilde seinen Speer, ehe er ihn schleudert, erschüttert und in zitternde Bewegung bringt — bis die Lanze, zum Stoß bereit, plötzlich Festigkeit und fast stets zugleich ihr Ziel gewinnt.

Außer den Lanzen führen sie nur noch Lasso und Bolas, aber auch die letztere Waffe ist furchtbar in ihrer Hand.

Am nächsten Tage wurde die Umgebung noch trauriger und trostloser — eine förmliche Wüste war es, die wir durchschnitten, eine Wüste voll Dornen und Myrtenbüschen und weißen Sands — kein kühler, schattiger Platz bot Thier und Menschen Kühlung und Erfrischung. Nicht ein einziges lebendes Thier sahen wir auf der ganzen Station von über 12 Leguas, als einmal einen Sperling und später einen Aasgeier, und der letzte strich so still und hungrig über die dürren Büsche hin, als ob er den ersteren suchte und nie und nimmer finden könnte. An dem Abend ward uns jedoch, in Gestalt einer Wassermelone, wenigstens eine Art Belohnung für langes, angestrengtes Reiten und die unberechenbaren Quantitäten Staub, die wir verschluckt, wobei wir nicht einmal den Trost eines ordentlichen Trunks Wasser hatten, denn all das Wasser hier, was wir fanden, war brakisch oder salzhaltig, und an kleinen Lachen, die wir hie und da trafen, lag der Salpeter ordentlich in weißem Anflug am Boden. Die Melone mundete deshalb auch vortrefflich und ich schlief die Nacht —

die erste, in der wir nicht von Flöhen bis auf's Blut gepeinigt wurden, sanft und süß.

An diesem Tage machten wir zwei Stationen, eine von 13 und eine von 16 Leguas. Sechszehn Leguas, also über zehn deutsche Meilen mit einem Pferd, und zwar in einem fast ununterbrochenen Galopp; mich wunderte es nur, daß das Packthier aushielt. Am nächsten Tag sollten wir aber erfahren, daß nicht alle Packthiere solche Riesennaturen haben. Durch eine eben solche Wüste wie am vorigen Tag, nur daß wir heute am Rand eines Flusses hinritten, und uns doch wenigstens an der Aussicht auf Wasser erfreuen konnten, wollten wir eine, ebenfalls wieder 10 Leguas lange Station zurücklegen; das Packpferd aber, dessen schon von früheren Lasten wundgedrückter und mit Blut und Eiter bedeckter Rücken sich unter der neuen Ladung gleich von Anfang an gebogen hatte, konnte diese neue Qual nicht lange ertragen. Weide giebt es hier fast gar keine oder nur höchst spärliche, sowohl für Pferde als Rinder, abgemattet sind die armen Geschöpfe schon ohnedies, selbst wenn sie gar nichts zu arbeiten brauchen; so ist es denn kein Wunder, daß die von dem Thier geforderte Anstrengung seine Kräfte überstieg und es auf halbem Weg, sich nicht etwa weigerte weiter fort zu galoppiren, denn es that bis zum letzten Augenblick sein Möglichstes, sondern förmlich zusammenbrach. Zwar wurde ihm jetzt die Last abgenommen und auf eines der stärkeren geladen, und es selber sollte nur den Postillon tragen, aber auch das vermochte es nicht mehr, und wir sahen uns endlich genöthigt, es mit diesem selber in einer Gegend, wo es nicht einmal einen Grashalm zu seiner Stärkung pflücken konnte, zurück zu lassen. Der arme Postillon hatte ebenfalls keinen Bissen Brod und nichts als seinen dünnen Poncho bei sich, die Nacht im Freien zuzubringen, der Correo bezeigte aber weder mit ihm noch mit dem Pferd nur das mindeste Mitleiden. Das eine war ja blos ein Pferd, das andere — blos ein Knecht, den der Südamerikaner ebenfalls kaum höher als das Vieh selber achtet. —

Es war am 23. Juli, als wir Abends ziemlich spät nach einem, für die Thiere wirklich entsetzlich ermüdenden Ritt den kleinen Ort Pescara ó rodeo Chacon erreichten — die letzte Station vor Mendoza, wo wir übernachten mußten, und noch gerade 23 Leguas davon entfernt.

Wir brachen am Morgen, um Mendoza recht früh zu erreichen, wohl zwei Stunden vor der Tagesdämmerung auf. Von dem Orte aus, wo wir geschlafen, hatten wir die ersten zehn Leguas noch immer dürres sandiges Land, mit nichts als den ewigen Dornen, Myrten und anderen niederen Büschen bewachsen; bald zeigten aber hohe Reihen von Pappelbäumen, die aus der Ferne aus dem Flachlande emporragten, die Nähe von besiedelten Plätzen an, und wir erreichten jetzt eine förmliche Reihe von Plantagen, in denen Fruchtgärten, Felder, Wiesen und Weinpflanzungen auf das Freundlichste abwechselten. Schaaren von wilden Papageien strichen hier kreischend von einem Feld in's andere, ganze Völker von Turteltauben saßen girrend in Feigen- und Pfirsichbäumen, und wohlgenährtes Vieh bestätigte überall den Segen geregelten Fleißes.

Hier machten wir wieder Station und ritten dann eine Art Allee oder breite Straße entlang, die zwischen den verschiedenen Ansiedlungen hinführte, einem kleinen Hügel zu, von dem aus sich das niedere Land vor uns öffnen mußte. Wir hatten prächtige muntere Thiere und sprengten rasch den ebenen Weg dahin — jetzt erreichten wir den ersten freien Platz, weit vor uns lag eine mit Wohnungen und Plantagen bedeckte Ebene, und dort drüben — ich griff meinem Pferde fast erschrocken in die Zügel, denn dort drüben, — heiliger Gott, war denn das Wirklichkeit, oder baute sich die erregte Phantasie Zaubergebilde in das blaue Aethermeer hinein? — Das Pferd schäumte unter dem fest angezogenen Zaume, aber ich konnte den Blick nicht abwenden von dem fernen Horizont, während das Auge noch immer nicht das, was es sah, fassen und begreifen und desbalb zu einem festen Ganzen gestalten konnte. Endlich aber schied sich dem staunenden Blick jene riesige Gebirgsmasse ab von dem darüber ausgespannten Himmel, von den darunter wegziehenden Wolken, und ich schwelgte in dem Genuß eines Anblicks, den ich nie, nie im Leben wieder vergessen werde, und der mich, o wie reich, für alles das entschädigte, was ich bis dahin an Mühseligkeiten und Beschwerden ertragen haben mochte!

Vor mir ausgebreitet lag, so weit der Blick zur Rechten oder zur Linken reichen konnte, die blaue Hügelkette, die ich schon von Weitem als die der Condilleren erkannt hatte — darüber hin aber lag jener wunderliche schlangengleiche Wolkenzug, den ich im Anfang für Nebel gehalten,

und schied sich jetzt ab als Fels und schneebedeckte Schlucht, über der der Nebel in schweren Massen lag. Und drüber? — Herr der Welten, was stiegen da für gigantische Gipfel empor — in der Sonne funkelnd mit ihren eis- und schneegekrönten Häuptern — hoch über die Wolken hinausragend, in andere hinein, und als auch über diese der Blick hinausschweifte, da — da war es, daß ich in staunender Bewunderung das Ungeheure dieser Berge nicht gleich zu fassen vermochte. Noch über den zweiten Wolkensaum reckten sie die gigantischen Kuppen hinaus, und es war fast, als ob der Himmel auf ihren Zauberkronen ruhe.

Meine Begleiter waren indeß weit vorausgeritten und ich mußte endlich daran denken, sie wieder einzuholen, dem Pferd also die Sporen gebend, sprengte ich die leise Anhöhe nieder, die sich, jedoch noch immer hie und da durch kleine flache Hügel unterbrochen, gegen Mendoza zu ausdehnte; die Augen konnte ich aber kaum abwenden von dem eisigen Gebirgsgürtel, der dies ganze Land mit seinen Riesenarmen umspannt hielt, bis ich mich endlich genöthigt sah, mehr auf den Pfad zu achten, weil die Straße, die Nähe einer größeren Stadt anzeigend, belebter wurde und uns zahlreiche Maulthierzüge, so wie einzelne Reiter begegneten, die theils Produkte in die Stadt gebracht, theils in größeren Quantitäten Wein, Mehl, getrocknete Früchte, Orangen, spirituöse Getränke u. s. w. dem inneren Lande zuführten.

Das Land war hier auch stark besiedelt, überall standen kleine freundliche Häuser, einzeln hier, dort zu kleinen Villen zusammengebaut, und man begriff, sah man die weite Fläche, die hier in Kultur lag, wie Mendoza die Korn- und Fruchtkammer fast der ganzen argentinischen Republik genannt werden konnte.

Und hier nun diese weiten fruchtbaren Flächen in dem warmen sonnigen Thal (denn das Wetter war, obgleich wir uns mitten im Winter befanden, so mild wie bei uns im Mai) und rings umher ein Anblick, der das Herz des Menschen nur mit Bewunderung und frommer Scheu erfüllen konnte; wie gut mußten da die Menschen sein, die hier lebten, wie mußte das Schöne und Herrliche, was sie täglich vor Augen hatten, ihr Herz läutern und es dem Bessern zuwenden!

„Compañero," sagte da plötzlich mein alter Begleiter, der jetzt dicht neben mir ritt, und deutete mit dem rechten Arm in die Höhe — „seht einmal dort!"

Ich blickte empor, und wieder griff ich fast unwillkürlich dem Pferd in die Zügel, aber diesmal nicht aus staunender Bewunderung, sondern aus einem Gefühl des Schreckens und Grausens. Dicht neben der Straße war ein langer starker Pfahl, etwas schräg nach vorn neigend, in die Erde geschlagen, und von der Spitze desselben herab grinste das von langem schwarzen Haar wild umflatterte, bärtige leichenblasse Angesicht eines Menschenhaupts.

„Ein Raubmörder, der eine ganze Familie umgebracht hat," erzählte mein Alter; „gerade hier an der Stelle war es, wo er und seine Kameraden, von dem Sumpf begünstigt, ihre meisten Verbrechen an Reisenden ausübten. Der Gouverneur ließ seinen Kopf hier aufstecken, und seitdem hat man nicht mehr viel von Anfällen in der Gegend gehört. Arme, Hände und Beine desselben sind an anderen Orten ebenfalls ausgehangen."

So lautete der kurze Bericht, und da oben starrte indessen das gräßliche Haupt des Verbrechers still und unverwandt nach den herrlichen, von flüssigem Gold umflutheten Bergen — den Zeugen göttlicher Allmacht hinüber — ein furchtbarer Punkt in diesem sonst so freundlichen Thal.

Nachmittags um 2 Uhr etwa ritten wir in Mendozas freundliche breite Straßen ein. Die Stadt ist ganz nach der altspanischen Art mit den niederen flachen Häusern erbaut, aber weit reinlicher als Buenos Ayres, und mir schien fast jedes Haus ein Freund zu sein, denn hinter mir lag jetzt die am La Plata mit solchen Schrecknissen bevölkerte Pampas, hinter mir der lange Ritt und die wilde Horde der blutdürstigen Indianer — ausruhen konnte ich von all' den überstandenen Strapazen und selbst Landsleute waren mir in dem freundlichen kleinen Gebirgsplätzchen versprochen.

II.

Ein Stiergefecht zu Merida (Yucatan).

Die Plaza de Toros oder der Stiergefecht-Circus befand sich auf dem viereckigen freien Platze der Kirche San Cristoval. Der eingeschlossene Raum oder Platz für die Zuschauer nahm beinahe das ganze Viereck ein, ein sonderbares und sehr originelles Gebäude, welches in seinen Grundsätzen einem europäischen Baukünstler wohl erstaunlich vorkommen würde. Es war ein riesiges kreisrundes Holzgerüst, vielleicht 1500 Fuß im Umfange, fähig, vier- bis fünftausend Personen zu fassen und ohne Anwendung eines einzigen Nagels erbaut und zusammengehalten, denn es war aus rohen Stämmen gemacht, die gerade so, wie sie in den Wäldern geschnitten worden, mit Weidenbändern zusammengebunden waren. Das Innere war von langen Pfählen eingeschlossen, die einander durchkreuzten und in einander verflochten waren, nur eine Oeffnung für die Thür lassend. Durch ähnliche Pfähle wurde es in Bogen getheilt. Das Ganze bildete ein riesiges Gerüst von ländlichem Pfahlgitterwerke, für das heiße Klima außerordentlich gut passend, weil es den freien Durchzug der Luft gestattete. Oben war es durch eine Laube aus Blättern der amerikanischen Palme gedeckt. Bei der Aufführung dieses einfachen und merkwürdigen Gebäudes konnte jeder Indianer helfen, und sobald die Siesta vorbei war, konnte es niedergerissen und das Material zu Feuerholz verwendet werden.

Als wir auf dem Grunde ankamen, hatte der Kampf schon begonnen und der Platz war bereits gedrängt voll. Die Auswahl von Sitzen war groß, weil die eine Seite der vollen Gluth der Sonne ausgesetzt war. Ueber den Thüren stand Palco Nr. 1, Palco Nr. 2 ꝛc. geschrieben, und jede Loge hatte einen besonderen Eigenthümer, der an der Thür mit einer kleinen zerbrechlichen Stufenleiter von drei bis vier Stufen stand, um Kunden herbeizunöthigen. Einer von ihnen unternahm es, uns unterzubringen, und für zwei Realen die Person wurden wir nach den Vordersitzen geführt.

Es war sehr heiß und bei den Bewegungen und dem Gewirr, in welchem wir nach unsern Sitzen gebracht wurden, zitterte das große Holzgebäude und schien sich wirklich unter seiner lebenden Last hin und her zu schwenken.

Die Zuschauer waren von allen Klassen, Farben und Altern, vom Graukopfe bis zu dem im Arme der Mutter schlafenden Kinde; mir zunächst lagerte sich ein halbblütiges mütterliches Familienhaupt, mit ihrem Hausschlüssel in der Hand, ihre Kinder zwischen den Beinen und unter den Stühlen ihrer Nachbarn. Zu den Füßen der auf den vorderen Stühlen Sitzenden befand sich eine Reihe von Knaben und Mädchen, die ihre kleinen Köpfe durch das Gitterwerk gesteckt hatten, und rund herum hing eine bunte Franzeneinfassung von schwarzen und weißen Beinen. Gegenüber und ganz oben auf dem Gerüst befand sich eine Musikbande, deren Director, einen Neger nachmachend, eine glänzend schwarze Maske trug.

Im Circus befand sich ein Stier, von dessen Seiten zwei bärtige, mit blau und gelbem Papier besetzte Pfeile herabhingen, während sein Nacken von Wunden durchbohrt war, aus denen Ströme von Blut flossen. Die Picadores standen, mit blutigen Speeren in der Hand, von ferne; ein berittener Dragoner war Ceremonienmeister, und außerdem waren noch acht bis zehn Vaqueros oder Thierwärter aus den benachbarten Haciendas da, tüchtige Reiter, und erzogen, mit dem Viehe umzugehen, das in den Wäldern wild herumläuft. Diese waren in nelkenrothe Hemden und Hosen gekleidet und trugen kleine Hüte von dickgeflochtenem Stroh mit niedrigen runden Köpfen und schmalen an der Seite in die Höhe gekrämpten Rändern. Ihre Sättel hatten große lederne Lappen (Flügel), welche den Körper des Pferdes zur Hälfte bedeckten; jeder hielt einen Lasso in der Hand, und hatte ein Paar ungeheure eiserne Sporen, vielleicht sechs Zoll lang und zwei bis drei Pfund schwer, welche, von ihren kleinen Pferden sehr abstechend, ihrem Aussehen einen lächerlich-furiösen Charakter gaben. Auf Befehl des Dragoners störten diese Vaqueros den Stier auf, indem sie mit ihren Seilen auf die großen Lederlappen an ihrem Sattel schlugen, ihn im Circus herumjagend nach einigen Würfen mit dem Lasso bei den Hörnern faßten und ihn nach einem Balken auf der einen Seite des Kreises hinschleppten; worauf sie, mit dem Seile fortreitend, seinen Kopf dicht zu

Boden gegen den Balken zogen. Dem in solcher Stellung niedergehaltenen schlangen Andere ein Seil zweimal um den Körper, gleich hinter den Vorderfüßen; dann es auf dem Rücken befestigend, zogen sie es ihm unter dem Schwanze durch und wieder zurück, indem sie es mit den um seinen Leib befindlichen Seilen kreuzten. Zwei bis drei Personen auf jeder Seite zogen nun das Seil an, welches einschnitt, dem Stier die Brust zusammendrückte und, weil es unter dem Schwanze knapp anlag, ihm beinahe die Hinterfüße vom Erdboden in die Höhe hob. Dies geschah, um ihn aufzuregen und wüthend zu machen. Das arme Thier brüllte, warf sich auf den Boden, schlug aus und strengte sich an, die grausamen Bande loszuwerden. Von dem Platze aus, wo wir saßen, hatten wir die volle Aussicht auf die Vorderseite der Kirche San Cristoval, und lasen über ihrer Thür in großen Buchstaben: „Hic est domus Dei, hic est porta coeli.“ „Hier ist das Haus Gottes, hier ist die Himmelsthür.“ Ein recht passender Gegensatz!

Sie hatten aber noch ein anderes Reizmittel für den Stier. Genau Achtung gebend, daß die Seile um seine Hörner nicht losgingen, machten sie ihm die Figur eines Soldaten mit dreieckigem Hute, auf einem Sattel sitzend, auf dem Rücken fest. Dies erregte großes Gelächter unter den Zuschauern. Wir erfuhren, daß sowohl der Sattel, als auch die Figur des Soldaten aus Holz, Papier und Schießpulver gemacht war und ein furchtbares Feuerwerk abgab. Sobald dies gut befestigt war, gingen Alle zurück, die Picadores stiegen zu Pferde und nahmen, ihre Lanzen im Gleichgewicht haltend, ihren Platz im Circus ein. Das Musikcorps spielte eine schöne Nationalmelodie. Jetzt ließ ein verworfen aussehender Kerl große und fürchterlich zischende Raketen etwa einen Fuß weit von dem Stiere los, ein Anderer zündete die Hacke der Figur des Soldaten auf seinem Rücken an, die Zuschauer schrieen, das Seil wurde nachgelassen und der Stier wurde frei.

Sein erstes Losstürzen war wahrhaft wüthend. Vorwärts springend und mit den Hinterfüßen in die Höhe schlagend, wie rasend, durch das Geschrei der Menge und das Zischen, Knallen, das Feuer und den Rauch der Peinigungsmaschine auf seinem Rücken, stürzte er blindlings auf jeden Picador los, einen Speerstoß nach dem andern erhaltend, bis unter lautem

Gelächter und Zuruf der Zuschauer das Pulver abbrannte, und das arme Thier mit klaffenden Wunden, aus denen das Blut strömte, sich umkehrte, um zu entkommen, brüllend nach der Eingangsthür rannte, und dann an der Wand des Circus herumkroch, nach den Zuschauern hinaufsehend, und sich mit flehenden Augen gleichsam an die sanften Gesichter der Frauen um Gnade zu wenden schien.

In wenig Minuten war er mit dem Lasso gefangen und fortgezogen; doch er war kaum verschwunden, als schon ein anderer wieder hereingeführt wurde, bei dem die Art, ihn hereinzuführen, noch grausamer und roher schien, als die dem ersten angethanen Qualen. Sie geschah vermittelst eines zwei bis dreihundert Fuß langen, durch den fleischigen Theil der Stiernase gezogenen Seiles, welches mit beiden Enden an dem Sattel des Vaquero angemacht war. Auf diese Art wurde er durch die Straßen und in den Circus gezogen. Ein anderer Vaquero folgte mit einem Lasso, der an die Hörner befestigt war, um den Stier zurückzuhalten und zu verhindern, daß er nicht auf seinen Führer losstürzte. Im Kreise angekommen, ließ der Führer das eine Ende des Seiles los und zog es, vorwärts reitend, in seiner ganzen Länge, vielleicht hundert Ellen auf dem Boden schleppend, durch die Nase des Stieres, auf deren einer Seite es blutig herauskam, während es auf der andern eine Schmutzkruste zurückließ. Der Stier, zurückgehalten durch das über die Hörner geschlagene Seil, stand mit ausgestrecktem Nacken da; und als das Ende des Seiles hindurch war, leckte er seine blutige Nase, stampfte mit den Füßen auf die Erde und brüllte.

Hierauf wurde er mit dem Lasso gefangen, nach dem Balken hingezogen, ihm das Seil wie bei dem anderen um den Leib geschlagen, und jetzt wurde er unter Musik, Raketenabfeuern und Geschrei wieder losgelassen. Die Chulos gingen zu ihm hin, schwenkten mit der Linken roth und gelbe Ponchas vor ihm und hielten in der Rechten Feuerwerk enthaltende Pfeile, mit Streifen gelben Papiers verziert. Diese Pfeile stießen sie ihm in den Hals und in die Seiten. Der Luftzug beschleunigte die Verbrennung des Feuerwerkes, und als dieses verbrannt war, raschelte ihm das Papier noch um die Ohren. Die Picadores bestiegen nun die Pferde; nach einigen Speerstößen aber wich der Stier, und die Zu-

schauer, unwillig, daß der Stier nicht mehr Kampflust zeigte, riefen aus: „Saca es a vaca!“ „Hinaus mit der Kuh!“

Der nächste wurde auf dieselbe Art mit dem Seile durch die Nase hereingezogen. Er wurde mit dem Seil umgürtet, mit Pfeilen gepeinigt, von den Picadores zu Pferde mit Speeren gestochen, und weil er sich nicht als guter Kämpfer zeigte, stiegen sie ab und griffen ihn zu Fuß an. Dies wird als der gefährlichste Kampf für Menschen und Thiere angesehen. Die Picadores stellten sich vor ihm auf, jeder eine schwarze oder gelbe Poncha in der Linken, und den Speer mit der Rechten im Gleichgewicht haltend. Sie standen mit ausgestreckten Beinen und die Knie gebogen, um feststehen zu können, und veränderten ihre Stellung durch Sprünge vor- und rückwärts, nach einer oder der andern Seite, um den Bewegungen des Stierkopfes zu begegnen. Der Zweck war, ihn zwischen die Hörner in die Rückseite des Nackens zu stoßen. Zwei bis drei führten den Stoß glücklich aus mit einem schneidenden dumpfen Laut und zogen die vom Blute rauchenden Speere wieder heraus. Einer aber richtete den Stoß falsch; der Stier warf den Nacken aufwärts, wobei der lange Speerschaft gerade in die Höhe stand, und schleuderte, auf den Picador losstürzend, diesen zu Boden, ging über ihn weg und schien ihn mit allen vier Hufen zu treten. Der Mann rührte sich nicht, sondern lag mit ausgestreckten Armen auf dem Rücken, anscheinend todt. Der Stier rannte mit dem noch immer im Nacken aufrecht stehenden Speerschafte vorwärts, ein Schrecken Aller im Circus. Die Vaqueros verfolgten ihn mit den Lassos, und als sie ihn rund herumjagten, fiel der Speer heraus und sie bekamen ihn. Der verunglückte Picador wurde während dieser Zeit von einigen seiner Begleiter aufgehoben, eingewickelt weggebracht, und war anscheinend für immer von der Stierkampflust geheilt. Wir erfuhren aber nachher, daß ihm nur einige Rippen zerbrochen worden seien.

Er war kaum aus dem Bereich des Gesichts, so hatte man den Unglücksfall auch schon vergessen; der Stier wurde von Neuem angegriffen, abgemattet und hinausgeschafft. Andere folgten, bis deren im Ganzen acht waren. Um zwölf Uhr läuteten die Glocken der Kirche und das Gefecht hatte ein Ende; als wir uns aber zerstreuten, wurden wir daran erinnert, daß um vier Uhr Nachmittags der Kampf wieder beginnen werde.

Punkt vier Uhr waren wir wieder auf unsern Plätzen. Der besondere Grund, warum wir dieses Vergnügen so eifrig verfolgten, war, weil man uns benachrichtigt hatte, daß am Morgen nur gemeine Leute hingingen, Nachmittags aber alle die gente decente oder höheren Classen von Merida gegenwärtig sein würden. Dies war jedoch nicht der Fall und der einzige wirkliche Unterschied nur der, daß es noch mehr Gedränge gab, noch heißer und der Eintrittspreis der doppelte war.

Dies war die letzte Corrida der Siesta, und einige der besten Stiere waren dafür zurückbehalten worden. Der zuerst hereingezogene wurde mit Beifall empfangen, weil er sich früher während der Siesta ausgezeichnet hatte; er trug aber ein häßliches Kennzeichen für einen Volksliebling, denn man hatte ihn bei der Nase herumgeschleppt, bis der Nasenknorpel vom Seile ganz herausgerissen worden war.

Der nächste würde des besten Stiergefechtes Altspaniens würdig gewesen sein, wo der Cavalier auf einen Blick aus den Augen seiner Dame in den Kampfkreis stürzte, um mit seinem Schwerte den Matador zu spielen. Es war ein großer, schwarzer Stier, der keine besonderen Zeichen von Wildheit an sich hatte; ein Mann aber, der in unserer Loge saß, und vor dessen Urtheil ich große Achtung gefaßt hatte, zündete sich eine frische Strohcigarre an und erklärte ihn für „muy bravo." An ihm bemerkte man kein Brüllen, Lärmen oder Prahlen, sondern er zeigte eine Ruhe und Selbstbeherrschung, die ein Bewußtsein von Kraft verrieth. Die Picadores griffen ihn zu Pferde an; er begnügte sich eine Zeit lang, die Angriffe seiner Gegner nur zurückzutreiben; plötzlich aber, als ob er ein wenig ärgerlich werde, legte er den Kopf nieder, sah nach den auf seinen Hals gerichteten Speeren und stürzte, die Augen schließend, auf einen der Picadores los, stieß dem Pferde seine Hörner in den Bauch, hob es empor und warf Pferd und Reiter kopflings zu Boden. Das Pferd fiel auf den Reiter, rollte über den die Füße in die Luft Streckenden vollkommen hin und stand wieder auf, wobei der eine Fuß des Reiters in dem Steigbügel hängen blieb. Einen Augenblick stand es wie eine athmende Bildsäule, mit weitgeöffneten Nüstern und zurückgeschlagenen Ohren vor Schrecken wild da; dann, getroffen von einem Blick des Stieres, sprang

es vom Boden hoch in die Höhe, im vollen Lauf um den Kampfkreis herumstürzend und den unglücklichen Picador hinter sich nachschleppend. Er kam nun rund herum, besinnungslos und hülflos, den ganzen Körper mit Schmuz überzogen und anscheinend nicht mehr Leben als ein bloßes Holzstück in sich tragend. Bei jedem Sprunge des Pferdes sah es aus, als wenn es ihm die Hinterhufe in die Stirn schlagen müsse. Ein kalter Schauder überfiel die Zuschauer. Der Mann war ihr Liebling, Freunde und Verwandte von ihm waren gegenwärtig, Jedermann kannte seinen Namen. Ein dumpfes Murmeln entsprang der Brust Aller und ich fühlte mich wie von meinem Sitze emporgehoben. Der Präsident der Lebensversicherungsgesellschaft würde für keine Prämie eine Police auf den Unglücklichen ausgestellt haben. Erstarrt sahen die Picadores zu, während der Stier frei im Kreise umherwanderte, vielleicht der einzige gleichgültige Zuschauer. Mein Gefühl empörte sich wider seine Gegner, die erst nach einer Zeit, die ein Jahrhundert auf der Folter zu sein schien, mit Lassos zur Verfolgung nachritten, sich dabei aber immer sehr vorsichtig nach dem Stier umsahen, das Pferd am Halse fingen und es kopflings hinwarfen. Die Picadores machten sodann ihren gefallenen Begleiter los und schafften ihn hinaus. Sein Gesicht war so mit Schmuz bedeckt, daß kein Zug sichtbar war; als er aber über den Kreis hinweggetragen wurde, öffnete er die Augen, und sie schienen vor Schrecken aus dem Kopfe herauszutreten.

Er war kaum aus dem Kampfkreise entfernt, so ging ein rohes Geschrei durch die Zuschauer: „a pie! a pie!“ „zu Fuß, zu Fuß!“ Die Picadores stiegen ab und fielen den Stier wüthend zu Fuß an, ihre Ponchas schwenkend. Beinah beim ersten Stoß rannte er auf einen seiner Gegner los, warf ihn nieder, und ging über seinen Körper weg und weiter, ohne sich sogar nur einmal umzukehren und nach ihm umzusehen. Auch dieser Unglückliche wurde aufgehoben und hinausgeschafft.

Der Angriff wurde erneuert und der Stier erbittert. In wenig Minuten streckte er wieder einen Picador nieder, und getrieben von seiner Hitze ging er über den Körper weg, erholte sich aber mit gewaltiger Anstrengung und drehte sich kurz darauf nach seiner hingestreckten Beute um, sah sie einen Augenblick mit einem dumpfen Brüllen, beinahe heulend,

an, und die Vorderfüße in die Höhe hebend, gleich als ob er dem Stoße volle Kraft geben wolle, stieß er dem gefallenen Picador beide Hörner in den Magen. Glücklicher Weise waren die Hörnerspitzen abgesägt, und wüthend, daß er ihn nicht durchstoßen und schütteln konnte, steckte er das eine Horn unter den Gürtel des Picadors, hob ihn in die Höhe und warf ihn rückwärts gewaltig zu Boden. Wie sehr auch die Zuschauer an Scenen dieser Art gewöhnt waren, so erregte diese doch einen Ausbruch allgemeinen Schreckens. Niemand rührte sich, den Verwundeten zu retten. Es würde vielleicht ungerecht sein, seine Gefährten als Feiglinge zu brandmarken; denn roh und erniedrigend wie ihre Vereinigung auch war, hatten sie ohne Zweifel doch Gefühl für Genossenschaft. Indeß versuchte es jedenfalls Niemand, ihn zu retten, und der Stier, nachdem er einen Augenblick auf ihn geglotzt, ihn berochen und mit den Pfoten gerüttelt hatte, für Alle ein Augenblick der höchsten Aufregung, drehte sich um und ließ ihn liegen.

Auch dieser Mann wurde fortgeschafft. Das Mitgefühl hatte die Zuschauer eine Weile beschwichtigt; sobald aber der Mann hinausgebracht war, brach der ganze Sturm ihres zurückgehaltenen Gefühls unwillig gegen den Stier los, und das allgemeine Geschrei, bei dem sich die sanfteren Laute der Frauen in die rohen Stimmen der Männer mischten, war: „Matálo! Matálo!“ „Tödtet ihn, tödtet ihn!“ Die Picadores standen entsetzt da. Drei ihrer Genossen waren niedergestoßen und vom Kampfplatze fortgeschafft worden; der Stier, an dem das Blut herunterfloß, war an mehreren Stellen durchbohrt; aber so frisch, als wie er den Kampf begann, und noch wüthender, wanderte er im Kreise herum, und seine Gegner hielten sich zurück, offenbar aus Furcht ihn anzugreifen. Die Zuschauer überschütteten sie mit dem Schimpfnamen: „Cobardes! Cobardes!“ „Feiglinge, Memmen!“ Endlich, nachdem sie sich mit einem starken Zuge Branntweins gestärkt hatten, gingen die Picadores dem Stier noch einmal entgegen und balancirten ihre Speere vor ihm, aber mit schwacher Hand und zitterndem Herzen. Zuletzt zogen sie sich unter dem verächtlichen Rufen der Menge, ohne einen einzigen Stoß gethan zu haben, zurück, und ließen den Stier Meister des Schlachtfeldes.

Andere wurden eingelassen, und es war beinahe dunkel, als der letzte Kampf endete. Mit dem letzten Stiere wurde der Kreis den Jungen

geöffnet, die den Stier unter schallendem Gelächter fortzogen, schleppten und stießen, bis er kaum mehr stehen konnte, und so endete unter den feierlichen Tönen der Vesperglocke das Stiergefecht zu Ehren des San Cristoval!

III.

Kalifornische Sittenbilder.

1.

Scene aus dem Goldsucher-Leben.

Der 25. Juni des Jahres 1851 ist mir einer der denkwürdigsten Tage des ganzen Lebens. — Ich wollte an diesem Tage nach Kasens-Fleet, einer drei (englische) Meilen von unserem „Camp" entfernten Goldsucher-Station, um von dort Lebensmittel für uns zu holen. Kasens-Fleet ist eine sehr reiche, ergiebige Goldmine. Dort waren schon seit längerer Zeit mehrere Wirthshäuser, die uns bisher, so lange wir nämlich den gegenwärtigen Camp inne hatten, mit Speisen und Getränken aller Art versorgten.

Es mochte ungefähr drei Uhr Nachmittags sein, als ich vor dem Wirthshause Mac Gray's ankam. Ich band mein Maulthier vor der Thür an einen Baum und trat dann in das Haus, um einzukaufen und zugleich ein lange entbehrtes Glas Wein zu trinken. Drinnen wartete meiner indessen nicht eben die angenehmste Scene. Es saß und lag eine Anzahl zum Theil schwerbetrunkener Amerikaner in dem Raume und erfüllte ihn mit Toben und Lärmen. An derartige Scenen ist man nun allerdings in Kalifornien ziemlich gewöhnt. Ich achtete deßhalb auch wenig darauf, trat vielmehr ruhig an den Ladentisch und forderte vorerst zu meiner Stärkung ein Glas Brandy. Der Wirth reichte es mir. Kaum

aber hab' ich das Glas an den Mund gesetzt, so springt einer der Berauschten auf mich zu und schlägt es mir stammelnd mit den Worten: „Du wirst nicht trinken, ohne daß Du die Gesellschaft traktirst!" vom Munde weg. „Ich will aber trinken," rief ich, „ohne zu traktiren, weil Ihr und Eure Gesellschaft betrunken seid." — Ich beruhigte mich wieder und forderte vom Wirth ein zweites Glas. Ich hab' es kaum in der Hand, so stürzt derselbe Ehrenmann mit gezogenem Messer auf mich los. Mir bleibt gerade nur so viel Zeit, über den Ladentisch zu springen, um dem Messerstiche auszuweichen. Jetzt zog ich meinen Revolver*), hielt ihn mit der Mündung gegen den Nichtswürdigen und rief mit kräftiger Stimme: „Der Erste von Euch, der mir nahe kommt, wird ohne Gnade und Barmherzigkeit über den Haufen geschossen!" Als der vom Trunk Erhitzte dennoch Miene zum Angriff machte, ward er von den Anderen, die bei meiner entschlossenen Haltung für sein Leben fürchteten, mit Gewalt zurück gehalten. Ich wandte mich nun an diese und sagte, indem ich auf meinen Beleidiger wies: „Wenn der Mann hier, es sei aus welchem Grunde es wolle, von mir beleidigt zu sein glaubt und deshalb Genugthuung fordert, so bin ich bereit, sie ihm augenblicklich zu geben!" — Dies war ein Kunstgriff, den ich im Augenblick ersonnen hatte, um mich aus einer in der That höchst bedenklichen Lage zu erretten; denn die ganze Bande hatte es offenbar auf mein Leben abgesehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich ein Ausländer war. Die Amerikaner hier glauben nämlich, ein näheres Anrecht an das Gold Kaliforniens zu haben, und betrachten demzufolge alle Fremde als Eindringlinge mit feindseligen Augen.

Ich hatte nur zu oft erfahren, daß man in Kalifornien um einen Mord wenig Aufhebens macht, und mußte daher jetzt, ein Einzelner so Vielen gegenüber, alles Mögliche befürchten. Aber ich hoffte, die Aufmerksamkeit der Uebrigen, wenn auch vorläufig nur, von der feindseligen Stimmung und dem Hasse gegen mich ablenken zu können, falls es mir gelänge, sie durch einen Zweikampf zu beschäftigen, denn ein solches Vergnügen wird hier im Gebirge niemals verachtet. Und wenn ich erst Zeit

*) „Revolver," Pistole, gewöhnlich mit sechs verschiedenen Läufen, die nach einander abgefeuert werden können.

gewonnen hatte, so konnte ich, wer weiß durch welche unvorhergesehene Umstände, vielleicht Alles gewinnen.

In der That hatte ich mich auch in dem Charakter meiner Amerikaner nicht verrechnet. Der Vorschlag zum Zweikampf — und bei diesem war ich zunächst vor den Anderen sicher und hatte es nur mit einem, zwar kräftigen aber halb Betrunkenen zu thun — wurde mit großem und allgemeinem Jubel aufgenommen. Die ganze Gesellschaft begab sich sofort vor die Thür, bildete einen Kreis und nahm mich und meinen Gegner in ihre Mitte, wobei sie ganz gewiß mit besonderem Vertrauen auf die muskulöse Gestalt ihres Freundes schaute. Jetzt entblößten wir uns Beide bis auf die unentbehrlichsten Kleidungsstücke, welche der Gürtel zusammenhalten mußte, und fielen auf den Ruf: „Stoß zu!" zum Boxing oder Faustkampf aus. Schon nach wenig Augenblicken traf ich meinen Gegner, der nüchtern mir allerdings weit überlegen gewesen wäre, mit einem kräftigen Faustschlag dergestalt auf die Nase, daß er rücklings taumelte, niederstürzte und den Kampf aufgeben mußte. Nun wurde Friede geschlossen, und um diesen so fest wie möglich zu besiegeln, ließ ich mehrere Flaschen Wein geben, die gemeinschaftlich geleert wurden.

Ich glaubte nun bestimmt, außer aller Gefahr zu sein. Der Wirth hatte mir die geforderten Lebensmittel in die Reittasche gethan; ich nahm sie, bezahlte, schwang mich auf des Esels Rücken und trat den Rückweg an. Aber der Hauptakt des Drama's sollte erst kommen!

Ich war etwa eine (englische) Meile weit geritten und am Ausgange des Thales angekommen, in welchem der Kasens-Fleet strömt, da bemerkte ich, daß mein Gegner von vorhin zu Pferde dicht hinter mir sei. Es konnte ihm nämlich gar nicht schwer fallen, mich einzuholen, da mein ziemlich abgetriebenes Maulthier nur im Schritte gegangen war. Als er mich erreicht hatte, wählte er sich meinen mageren Esel zum Gegenstande spöttischer Bemerkungen. Um jeden unnöthigen Streit zu vermeiden, erwiederte ich kein Wort und griff nur vorsorglich nach meinem Revolver. Dies mochte wohl mein Gegner nicht bemerkt, vielmehr mein Schweigen für Feigheit genommen haben; denn er zog sein langes Messer, sprengte auf mich ein und führte einen mörderischen Stoß nach mir. Kaum aber sah ich das Blinken des Stahls in seiner Hand, so fiel auch mein Schuß, und

der Amerikaner sank vom Pferde. Die Kugel war ihm durch die Brust gegangen, während ich mit einer ziemlich leichten Schramme in der Schulter davon kam. Ich sprang sogleich von meinem Esel und untersuchte die Wunde des Getroffenen.

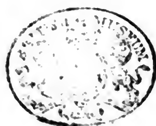
Während ich noch damit beschäftigt war, umringten mich mehrere Amerikaner, welche gerade in der Nähe arbeiteten, und schleppten mich trotz meines Sträubens in das alte Wirthshaus zurück. Hier untersuchte ein Arzt, der sich zufällig in Kasens-Fleet befand, die Wunde meines ebenfalls mit vieler Mühe dorthin gebrachten Gegners und erklärte sie für unbedingt tödtlich.

Jetzt war es aller Wahrscheinlichkeit nach um mich geschehen! Der Verwundete zählte nämlich unter den im Wirthhaus Anwesenden nicht nur viele Freunde, sondern es hatten sich auch zwei seiner Brüder dort eingefunden. Zwölf aus der Gesellschaft traten zu einem Gericht über mich zusammen und verurtheilten mich, obwohl der Verwundete noch am Leben war, und ohne mich eines Verhörs zu würdigen, mit Stimmeneinheit zum Tode durch den Strang. Damit sämmtliche Amerikaner aus dem Thale zusammen gerufen werden könnten, um den Genuß der Hinrichtung eines Europäers zu haben, sollte die Execution erst am nächsten Morgen um sieben Uhr vor sich gehen. Einstweilen ward ich an den Füßen geknebelt, in eine entlegene Ecke der Wirthsstube gesetzt, und vier Männer erhielten den Auftrag, mich sorgsam zu überwachen. Als man dies Geschäft erledigt hatte, begann das Trinkgelage von Neuem. Die rohen Burschen leerten eine Flasche nach der anderen voll Jubels, daß sie einen „Deutschmann" zum Hängen hatten. Dabei tranken sie mir spottend zu und wünschten jedem Deutschmann ein gleiches Ende, wie es mir in einigen Stunden bevorstand.

Während dessen kauerte ich schweigend und nicht eben in die angenehmsten Betrachtungen vertieft in meiner Ecke. Ich entwarf in der Stille die verschiedensten Pläne zu meiner Rettung, aber alle zeigten sich bei näherer Prüfung als unausführbar. Doch halt! plötzlich fiel ein matter Lichtschimmer in meine verzweiflungsvolle Lage. Ich erblickte durch die Fensteröffnung einen Mann, der sich dem Hause näherte. Er band seinen Esel vor der Thür an und trat hinein, ein Glas Brandy fordernd. Freilich



Scene aus dem Goldsucher - Leben.



war mir dieser Mann bis dahin im Gebirge noch nicht zu Gesicht gekommen, indeß an dem besonderen Accent, mit welchem er englisch sprach, erkannte ich sofort, daß er ein Deutscher sein müsse. Ich redete ihn also deutsch an und gab ihm in möglichster Kürze einen Abriß meiner so eben erlebten Schicksale. Er würdigte mich keiner Antwort, ja, nicht einmal eines längeren Blickes. Dagegen unterhielt er sich mit den anwesenden Amerikanern, die ihn, wie ich hörte, Carpus nannten, in lustigem Tone, und ließ ihnen sogar Wein reichen. Nach kurzem Verweilen entfernte er sich wieder, schwang sich auf seinen Esel und ritt langsam seines Weges. Es währte lange Zeit, bevor ich ihn ganz aus den Augen verlor; so gemächlich saß er mit den Füßen baumelnd auf dem Rücken seines Grauthiers.

Also auch dieser kurze Lichtschimmer in meiner ganz verzweiflungsvollen Lage war hoffnungslos wieder untergegangen! Eine doppelte Nacht brach für mich an — die Nacht am Himmel draußen und die Nacht im Gemüth drinnen. Nie werd' ich jene unseligen, qualvollen Stunden vergessen, die ich unter dieser gewissenlosen, betrunkenen Bande und vier nicht eben nüchternen Wächtern zubrachte! Ich versuchte mir diese lange Nacht durch ein Mittel abzukürzen, welches den übermüthigen Amerikanern zugleich ein Zeugniß sein sollte eines freilich nur erkünstelten Gleichmuthes.

Mit Geld reichlich versehen, ließ ich mir eine Büchse Austern nebst Ale und endlich noch Champagner zum Abendessen bringen, wobei ich freilich versichern kann, daß mir die Austern in meinem ganzen Leben niemals schlechter gemundet haben, als an diesem Abend. Besser behagten mir Ale und Champagner, von denen ich eine ziemliche Quantität zu mir nahm, ohne jedoch im Geringsten davon betäubt zu werden, ein Umstand, an welchem wohl die heftige Gemüthsaufregung schuld sein mochte. Ich hatte vordem bei mehr als einer Gelegenheit dem Tode ruhig ins Auge gesehen; ich gestehe jedoch, daß er mir unter solchen Umständen durchaus zuwider war. Natürlich kam die ganze Nacht hindurch kein Schlaf in meine Augen, und nebenbei hatte ich die unerquickliche Aufgabe, vor meinen Wächtern den geistig Starken zu spielen. Es gelang mir sogar, ihnen durch meine Scherze manches Lächeln abzugewinnen, so daß einer derselben mir das hier ehrenvolle Zeugniß gab, es könne mich Niemand einen Feigling nennen!

Endlich brach der Morgen an. Um sechs Uhr kamen die ehrenwerthen Richter der Lynch, welche mich verurtheilt hatte, geführt vom Sheriff. Sie traten ein; vor der Thür des Wirthshauses aber versammelte sich ein großer Haufe von Zuschauern — versteht sich Amerikaner. Der noch halb trunkene Sheriff führte mich hinaus zu einem etwa zwanzig Schritt entfernten Baume. An diesen Baum wurde ich gestellt, während sich vor mir ein Halbkreis bildete. Aus diesem Halbkreise trat der Sheriff hervor, affektirte die Haltung eines Geistlichen, ließ sich eine große englische Bibel reichen und las mir daraus ein Kapitel — ich weiß nicht mehr welches — mit weithin schallender Stimme vor. Dann aber fiel er plötzlich aus der mühsam erheuchelten Rolle und rief, die Bibel fortreichend, mit lallender Stimme: „Das ist alles Unsinn! Nehmt irgend etwas zu trinken; Ihr habt noch eine letzte Stunde, bis das Seil fertig ist!" — Ich erwiederte anscheinend ganz vergnügt, daß ich gegen eine Cigarre und ein Glas Brandy nichts einzuwenden haben würde. Man brachte in der That Cigarren, Flaschen und Gläser, und vertheilte das Getränk in der Gesellschaft. Als eine vollkommen heitere Stimmung eingetreten war, erhob ich mein Glas und brachte einen Toast „auf die Gerechtigkeit der Amerikaner" aus. Ich hatte meine Worte so kräftig, so eindringlich und mit solchem Scheine von eigener wahrer Ueberzeugung gesprochen, daß Alle jubelnd einstimmten, der jetzt aber wieder ganz trunkene Sheriff mir um den Hals fiel und stammelte, es sei im Grunde schade, daß ich gehängt würde; aber es müsse trotzdem die Gerechtigkeit ihren Lauf haben.

Ich versuchte nun die Bande immer mehr zum Trinken anzufeuern, fand aber dabei heftigen Widerstand von Seiten der Brüder des Verwundeten, welche es dahin brachten, daß die Flaschen bei Seite geschafft, aber die Vorbereitungen zur Hinrichtung beschleunigt wurden. Somit war meine Hoffnung, die ich auf die völlige Trunkenheit der Bande gesetzt hatte, fehlgeschlagen.

Ich zog jetzt meine Uhr hervor; sie zeigte fünf Minuten nach halb Sieben. Noch fünfundzwanzig Minuten hatte ich also zu leben! — Da erhob ich zufällig meine Blicke zu dem Gipfel eines mir gegenüber liegenden Berges, den aber meine vor mir stehenden Peiniger so ziemlich im Rücken hatten. Ueber diesen Berg führt die Straße nach Engels-

Diggins. O, zweifelvolle Hoffnung! — Ich sah auf dem Bergwege einige Reiter zum Vorschein kommen und bemerkte, wie ihre Zahl sich fortwährend durch nachfolgende vermehrte. Offenbar nahmen sie die Richtung nach unserem Platze. Schon hatten sie den Abhang zurückgelegt. Ich glaubte zu erkennen, daß es Deutsche, Franzosen und Spanier seien; ich wußte ja, daß in Engels-Diggins Männer dieser Nationen arbeiteten.

Inzwischen war auch die Minute meiner Hinrichtung herangekommen. „Jetzt kann Dich Niemand mehr befreien!“ sagte der Sheriff, als plötzlich hinter seinem Rücken der Ruf erscholl: „Oho! — wir!“

Die Schaar der Deutschen, Franzosen und Spanier hatte sich nämlich leise und unbeachtet genähert. Der Anführer derselben trat vor den ziemlich verblüfften Sheriff und fuhr ihn barsch mit der Frage an:

„Was geht hier vor?“

„Wir sind im Begriff, einen „verdammten Deutschmann“ zu hängen! war die etwas trotzige Antwort.“

„Wer hat hier gerichtet?“ fragte der Anführer weiter.

„Wir!“ war der lakonische Bescheid.

„Ihr habt falsch gerichtet! fuhr mein Landsmann fort, denn ein solcher war er, Namens Braun. „Ihr habt falsch gerichtet und nicht nach unseren Gesetzen. Wenn Ihr einen Deutschmann richten wollt, so muß die Jury zur Hälfte aus Deutschen, zur Hälfte aus Amerikanern bestehen. Seid Ihr damit nicht einverstanden, so entreißen wir Euch den Gefangenen ohne Weiteres!“

Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß die Amerikaner höchst unangenehm überrascht waren; dennoch machten sie Miene, mich nicht so ohne alle Umstände frei zu geben; ja, sie hielten es für möglich, meine Verurtheilung trotz einer anders zusammengesetzten Jury gleichwohl durchzusetzen. Der Uebermacht also nachgebend (denn an hundert nüchterne, gut bewaffnete Freunde von mir hatten sie umringt), vielleicht auch mit einer Regung von Schamgefühl über ihr so ungerechtes Verfahren, traten sie zusammen und wählten sechs Richter aus ihrer Mitte. Dasselbe thaten meine Befreier. Die neue Jury nahm vor dem Wirthshause an einem langen Tische Platz, vor den ich treten mußte. Nun wurden der Ordnung gemäß zuerst meine Ankläger verhört, dann kam die Reihe an mich. Sehr

bald ergab sich, daß ich der angegriffene Theil gewesen war und mich nur jener Nothhülfe bedient hatte, die hier im Gebirge als durchaus erlaubt betrachtet wird. Zwanzig Minuten lang dauerte die Sitzung der Jury; dann ward ich völlig freigesprochen. Sogar die sämmtlichen sechs amerikanischen Mitglieder der Jury hatten sich aus einem Rest von Schamgefühl nicht geweigert, über mich das „Schuldlos!" auszusprechen. Im Triumphe ward ich von meinen Befreiern in das Wirthshaus zurückgeführt, woselbst nach einigen Stunden die unangenehme Entdeckung gemacht wurde, daß kein Getränk mehr zu haben sei. Unter den wärmsten Danksagungen nahm ich von meinen Rettern Abschied, bestieg meinen Esel und ritt, nachdem mir auch die früher abgenommenen Waffen zurückgegeben worden, nach unserm Camp zurück. Hier konnte ich schon nach drei Viertelstunden mein überstandenes Abenteuer den Arbeitsgenossen erzählen, die in ihrer Einsamkeit kein Wort von meiner Todesgefahr vernommen und mein längeres Ausbleiben irgend einem anderen Grunde zugeschrieben hatten.

Zur Erklärung der mir zu Theil gewordenen unvermutheten Rettung sei noch Folgendes hier bemerkt:

Es war von vornherein die Absicht des früher erwähnten Carpus gewesen, mich zu befreien. Aus Vorsicht aber hatte er jeden Schein eines solchen Planes vermieden, mich auch aus eben diesem Grunde im Wirthshaus keiner Antwort und selbst kaum eines Blickes gewürdigt; aus Vorsicht war er endlich, so lange man ihn vom Hause aus noch mit den Blicken verfolgen konnte, langsam schlendernd dahin geritten. Sein Versuch, die Amerikaner zu täuschen, gelang vollkommen. Kaum aber befand er sich jenseit des Berges, als er im gestreckten Galopp nach Engels-Diggins ritt, welcher Ort zehn (englische) Meilen von Kasens-Fleet entfernt ist; von da ritt er nach Marghous-Creek und anderen Minen, und hatte so, die Nacht zu Hülfe nehmend, jene Schaar meiner Befreier zusammengebracht, denn in Engels-Diggins und Marghous-Creek arbeiteten nur Ausländer, namentlich Deutsche. Sie hatten sich so früh auf den Weg gemacht, daß sie recht wohl um halb vier Uhr in Kasens-Fleet hätten eintreffen können. Um indeß dem Akt der Befreiung den gehörigen Glanz zu geben, und den Amerikanern mit einigem Aufsehen die wohlverdiente Ueberraschung zu Theil werden zu lassen, hatte man es vorgezogen, hinter dem nächsten Berge einst-

weilen Halt zu machen, dort den Anfang der Execution abzuwarten und dann zur Rettung schleunigst hervorzubrechen. Im schlimmsten Falle konnten sie ja binnen drei oder vier Minuten auf dem Richtplatze sein.

2.

Jagdabenteuer. Die Prima Donna. Rückkehr.

Nachdem ich über ein Jahr, ich kann nicht sagen in der Stadt San Francisco zugebracht hatte, denn sie liegt durch die Feuersbrünste fast beständig in Asche, aber wenigstens an der Stelle, wo sie stehen soll, begab ich mich nach dem Süden, wo ich bald von Fieber und Ruhr ergriffen ward und dadurch die traurige Gewißheit erlangte, daß ich zur Goldausbeutung unfähig sei. Ich hätte diese Arbeit wahrscheinlich aushalten können, wenn sie nur darin bestanden hätte, Löcher zu graben und Steine zu sprengen; allein die Erde mußte ausgewaschen werden, und diese Operation, bei welcher man bis zu den Lenden in dem eisigkalten Flußwasser steht, während eine glühend heiße Sonne den Oberkörper bescheint, hatte mich an den Rand des Grabes gebracht, und ich würde gewiß bald unterlegen sein, hätte ich dieses Amphibienleben länger fortsetzen wollen.

So war ich denn gezwungen, das Goldsuchen, das letzte und einzige Mittel, um in Kalifornien mein Glück zu machen, aufzugeben; ich schlug daher wieder den Weg nach San Francisco ein und durchschritt noch einmal das Land, welches ich vor zwei Monaten voll froher Hoffnung, von Millionen träumend, durchzogen hatte. Ach, wie fern lag mir jetzt der Gedanke, reich zu werden; die schönen und glänzenden Träume, welche mich treulich bis zu den Goldgegenden begleitet hatten, waren sämmtlich entschwunden, und nur ein Wunsch war mir geblieben, der, so bald wie möglich dies verhaßte Land zu verlassen, wo mir kein Unternehmen hatte glücken wollen. Nach so viel Täuschungen, so viel nutzlosen Anstrengungen schien mir Kalifornien mit dem ganzen Gewicht seiner Sierra Nevada auf meinen Schultern zu liegen; und wäre es mir möglich gewesen,

ich hätte mich, um seiner ledig zu werden, an die Wolken geklammert, welche ich über meinem Haupt nach der Gegend meines Vaterlandes ziehen sah. Der Muth, der mich bis dahin aufrecht gehalten hatte, war mir entfallen, und ich dachte zum ersten Male seit meiner Ankunft daran, nach Hause zu schreiben; allein ich besann mich, daß ich frühestens nach fünf Monaten Antwort haben konnte; und außerdem schien mir ein Brief aus dem Goldlande mit einer Bitte um Geld etwas so Lächerliches, daß ich beschloß, mich allein aus der Sache zu ziehen. Ich wußte wohl, als ich diesen Entschluß faßte, daß große Mühseligkeiten, schwere Anstrengungen meiner warteten, und beschäftigte mich daher auf dem ganzen Wege zur Stadt nur mit den Mitteln, meine Abreise möglich zu machen.

Als ich nach zwei Tagen in San Francisco angelangt war, fing ich an, auf's Gerathewohl umherzuschlendern, um vielleicht ein Mittel zu entdecken, wodurch ich mir in kurzer Zeit die dreitausend Franken verschaffen könnte, deren ich zu meiner Rückkehr nach Europa bedurfte. Bald begegnete mir ein Wagen, auf welchem ein Bär von riesenhafter Größe lag; ich trat zu dem Führer desselben und fragte ihn, wo er das ungeheuere Thier aufgefunden habe. — „Fünf Stunden vom Pueblo de San José," antwortete er. — „Und welchen Preis denken Sie dafür zu erhalten?" — „Fünfzehnhundert Franken, denke ich." — „Fünfzehnhundert Franken!" rief ich, „das ist etwas für mich; ich schieße zwei solche Bären, und das Reisegeld ist da. Es ist freilich ein Unglück für die Bären, allein denen zu Liebe bleibe ich keinen Tag länger in Kalifornien."

Wie gesagt, so gethan. Ich versah mich so schnell wie möglich mit einem Gewehr, einem Jagdmesser, einer Hängematte, und begab mich sofort auf die Jagd nach meinen fünfhundert Piastern. Nachdem ich San Francisco verlassen, mußte ich zuerst ein sandiges Terrain passiren, in welchem ich jeden Augenblick bis über die Hüften einsank, jeder Schritt versenkte mich in ein Loch, aus dem ich mich nur mit der größten Mühe herausziehen konnte. Nachdem ich fast zwei Stunden mit der angenehmen Beschäftigung verbracht hatte, mich zu vergraben und wieder auszugraben, kam ich endlich an der Mission von San Francisco an, wo ich mir vor meiner Weiterreise ein paar Stelzen zu machen beschloß. Glücklicherweise jedoch machte die Beschaffenheit des Bodens diese Vorsorge unnöthig, da

derselbe von hier aus fest ward, so daß man wie anderwärts darauf fortkommen konnte. Ich erreichte nun bald ein Thal, in welchem Tausende von Büffeln umherschwärmten. Der Anblick dieser Thiere, durch deren Mitte mein Weg mich führte, setzte mich anfangs in Schrecken; allein da ich keine Wahl hatte, so schritt ich voran, jedoch mit der Vorsicht, daß ich mich in der Nähe der Bäume hielt, um mich im Nothfall auf einen derselben retten zu können. Sobald die Büffel meiner ansichtig wurden, winkten mir mehrere unter ihnen anmuthig mit dem Kopfe, und einige kamen mir selbst entgegen, da ich aber nicht geneigt war, mich mit ihnen in zu nahe Berührung einzulassen, so feuerte ich einen Schuß in die Luft ab. Beim Knall meiner Büchse zerstreuten sich die Thiere zur Rechten und Linken und ließen mir einen ziemlich breiten Weg frei, auf dem ich nach Kräften vorwärts eilte; allein kaum hatte ich drei- bis vierhundert Schritte gemacht, als der große Kreis, der mich umgab, sich plötzlich wieder verengte und mich inmitten der ungeheueren Schaar gehörnter Thiere eingeschlossen sah, deren Wuth durch das rothe Wollenhemd, welches ich trug, mehr und mehr erregt, sich in furchtbarem Gebrüll Luft machte.

In meiner ängstlichen Rathlosigkeit war ich auf dem Punkte, ihnen das Kleidungsstück, welches ihre Wuth hervorrief, zu opfern; allein ich bedachte zu rechten Zeit, daß die Nächte kalt seien, und daß ich kein anderes Kleid zum Wechseln hatte; dann kehrte nach und nach mein Muth zurück und ich schämte mich, auch nur einen Augenblick daran gedacht zu haben, diesen Thieren nachzugeben und mich vor ihnen zu entkleiden; wer weiß, wie weit mich diese Nachgiebigkeit hätte führen können und ob sie nicht auch meine übrigen Kleidungsstücke verlangt hätten, wenn ich ihnen meine Blouse überlassen hätte. Ich griff daher wieder zu dem Mittel, von welchem ich so eben mit Glück Gebrauch gemacht hatte, ich feuerte meinen zweiten Lauf ab und es gelang mir dadurch, mich von meiner lästigen Umgebung zu befreien und ohne Aufenthalt die Hütte eines mir befreundeten Mexikaners, Namens Sanchez, zu erreichen.

Sobald dieser brave Mexikaner mich in seine Farm eintreten sah, kam er mir entgegen und empfing mich mit den wohlthuenden Worten: „Seid mir willkommen, Gott hat Euch gesandt!" Dann nahm er mich bei der

Hand und stellte mich seiner Familie vor, die mich aufs Freundschaftlichste empfing. Sie wandte das in Spanien so gebräuchliche Wort: „Alles, Herr, steht zu Eurer Verfügung," reichlich an; allein es war diesmal keine bloße Redensart; ich fand bei diesen guten Leuten die Gastfreundschaft, die ich bis dahin nur dem Namen nach gekannt hatte; der Glaube an gute Menschen kehrte in mein Herz zurück.

Nach dem Essen versammelten wir uns um einen großen Heerd und eine von Sanchez' Töchtern begann Romanzen zur Guitarre zu singen. Es war ein schöner, stiller Abend, den ich hier verlebte und dessen ich mich immer mit Vergnügen erinnern werde. Am andern Morgen erwachte ich früh und gedachte der zwei Bären, die ich tödten mußte, worauf ich mich am Abend völlig vorgesehen hatte; ich nahm Abschied von Sanchez und seiner Familie und begab mich wieder auf den Weg.

Ich begann mich dem Ende der Landzunge zu nähern, welche ich seit meiner Abreise von San Francisco verfolgt hatte, und je weiter ich vorwärts schritt, desto höher sah ich die Kraft der Vegetation sich entfalten. Die Bäume, welche bis dahin nur vereinzelt dagestanden hatten, näherten sich einander; die Erde bedeckte sich mit dichten Hafer- und Senffeldern und zu Zeiten erblickte ich durch den dichten Nebel, der mir den Horizont verbarg und den der Wind in Fetzen zerriß, eine freundliche Landschaft. Bald zerstreute die Sonne alle die Dünste und meine Blicke übersahen eine weite Ebene, aus deren Mitte zwei Städte hervorragten, welche eine herrliche Baum-Allee verband; es waren Santa Clara und die Pueblo de San José.

Kaum war ich in San José angelangt, als ich Erkundigungen über die Jagd, welche ich unternehmen wollte, und von welcher ich durchaus keinen Begriff hatte, einzuziehen begann; ich vernahm dabei zu meinem größten Erstaunen, daß die Mexikaner den Bären gerade ebenso wie den Hirsch und den Stier mit dem Lasso angreifen.

Auf kräftigen Rossen jagen diese unerschrockenen Jäger der Spur des Thieres nach, und der Reiter wirft ihm, sobald er nahe genug ist, ohne jemals zu fehlen, seinen Lasso um den Hals, dessen eines Ende an den Sattelknopf befestigt ist, dann hält er an; der Bär wird von den starken Riemen erwürgt und verendet bald unter furchtbaren Zuckungen. Zuweilen jedoch erfaßt er einen der Riemen, die ihn würgen, zieht mit ungeheuerer

Kraft Reiter und Pferd an sich heran und zermalmt sie unter seinen gewaltigen Tatzen.

Die Jagd mit der Büchse ist weit weniger gefährlich, und ich gab ihr unbedenklich den Vorzug. Man sagte mir, und ich war gutmüthig genug es zu glauben, daß nichts weiter zu thun sei, als ein Reh zu tödten, und dann auf einem Baum zu klettern, der stark genug sein müsse, um den Jäger zu tragen, und doch so dünn, daß der Bär sich nicht hinauf wage; von diesem luftigen Anstand aus erwarte man die Ankunft des Thieres, und könne es ohne die mindeste Gefahr niederschießen. Da ich für jeden Fall im Voraus sorgen wollte, so hatte ich verabredet, daß ich, sobald die eine Hälfte meiner sechshundert Piaster erlegt wäre, unverzüglich nach dem Rancho zurückkehren sollte, dessen Eigenthümer mir einen Wagen mit zwei Ochsen liefern würde, um das Opfer meiner Geschicklichkeit nach San Francisco zu bringen.

Nachdem ich mich über Alles genau unterrichtet hatte, verfügte ich mich in die Gegend, welche mir als die großartigste zur Ausführung meines Vorhabens geschildert worden war, und kam nach einem dreistündigen Marsche dort an; ich lud meine Büchse und begab mich in das Innere eines dichten Waldes, in welchem ich nach den eingezogenen Erkundigungen meinen Gegner treffen sollte. Ich war kaum hundert Schritte weit vorgedrungen, als ich ein starkes Krachen im Buschwerk hörte. In meiner Ueberraschung beging ich die Unvorsichtigkeit, nach der Gegend, von wo das Geräusch kam, mitten in's Gehölz zu feuern, ohne auch nur zu wissen, was für ein „Thier" dasselbe verursacht hatte. Wär' es der Bär gewesen, so hätte meine Irrfahrt wohl hier ein Ende gehabt; ich war unfehlbar verloren, da ich weder Geistesgegenwart genug gehabt hätte, auf einen Baum zu flüchten, noch Zeit, mich auf andere Weise zu retten. Diesmal jedoch war mein Glück größer als meine Vorsicht, denn zu meinem größten Erstaunen fand ich, als ich mich an die Stelle begab, wohin ich geschossen hatte, ein Reh auf der Erde ausgestreckt, welches meine Kugel durchbohrt hatte, das aber noch lebte. Ich gab ihm sogleich mit meinem Jagdmesser den Rest, und da es mir zu schwer schien, um es in den Wald zu schleppen, so schnitt ich es in zwei Theile, suchte mir einen Baum, der die beiden Bedingungen der anscheinenden Schwäche und wirklichen Festigkeit vereinte, die zur

Ausführung meines Vorhabens unentbehrlich waren, und beeilte mich, nachdem ich einen solchen gefunden, mein Rehviertel dorthin zu bringen.

Es war acht Uhr Abends; die Nacht brach herein und schon vernahm ich von verschiedenen Seiten Töne, die nicht sehr beruhigender Natur waren. Ich zündete daher eilig ein großes Feuer an, hing mein Rehviertel an einen Ast, der hoch genug war, um es vor der Gefräßigkeit der ungebetenen Gäste des Waldes zu schützen, hing sodann vorsorglich meine Hängematte zwölf bis fünfzehn Fuß über dem Boden auf, und kletterte mit der Absicht hinein, meine Jagd auf den nächsten Morgen zu verschieben.

Kaum hatte ich mich ausgestreckt, als ein furchtbares, ohrenzerreißendes Konzert begann. Es war ein Geheul, ein Gebrüll, ein Geschnaube, daß die Blätter der Bäume hätten erblassen mögen. Ich war starr vor Schrecken über diese wilden Töne, und wagte nur zuweilen einen schüchternen Blick um mich zu werfen; beim Schein meines Feuers gewahrte ich dann Wölfe, Schakals und Hyänen, welche, vom Geruch des unglücklichen Rehes angezogen, von allen Seiten herbeirannten. Bald zwang mich eine unwiderstehliche Kraft, meine Augen beständig auf dies furchtbare Schauspiel zu richten. Kurze Zeit noch hielt die Flamme die Bestien aus meiner Nähe zurück, aber bald erlosch ihr Glanz, und Wölfe, Schakals und Hyänen kamen bis an mein Lager heran. Als sie unter der Stelle, wo das Reh hing, angekommen waren, begannen sie mit furchtbarer Gewalt nach demselben zu springen, und es gelang ihnen, in diesen Sprüngen sich bisweilen bis zur Höhe meines Lagers zu erheben, so daß ich ihre scharfen weißen Zähne ganz in meiner Nähe sah. Dieser schreckliche Tanz machte mich schwindeln; an schwachen Stricken, die jeden Augenblick reißen konnten, hing mein Lager über diesen Bestien; oft glaubte ich sie beißen zu hören und sah mich, wie ich herabfiel inmitten der wilden Thiere, die mich gar nicht bis zur Erde hatten kommen lassen. Meine Lage ward unerträglich, und ich beschloß, mich aus derselben zu befreien; ich lud daher mein Gewehr und schritt zum Angriff. Nach dem ersten Schuß stellten meine wüthenden Gegner ihre Sprünge ein und stießen ein furchtbares Geheul aus; nach dem zweiten hörte ich nur noch einige leisere Töne und sah, daß sie sich zum Rückzuge anschickten; nach dem dritten sah ich nur noch unbewegliche,

schwarze Massen. Nach und nach senkte sich der Wald in tiefe Stille, mein Schrecken legte sich allgemach und ich versank endlich in festen Schlaf.

Am andern Morgen bemerkte ich schon früh ein Thier, von der Größe eines Stieres, welches vom Berge herabstieg und sich nach der Richtung, wo ich mich befand, bewegte. Bei aufmerksamerer Betrachtung erkannte ich es bald als einen grauen Bären. Ich sprang daher eilig aus meiner Hängematte, holte mein Rehviertel herunter, trug es zwanzig Schritte weit von dem Baume ab, den ich mir ausgewählt, erkletterte diesen rasch und erwartete den Bären.

Das mächtige Thier bewegte sich langsam, von seinem Geruchsinne geleitet, zu dem Speisevorrath, den ich ihm hingelegt hatte. Er neigte sich hin und her mit der Regelmäßigkeit eines taktschlagenden Kapellmeisters und fing sodann an, das Fleisch zu berühren. Diesen Augenblick hielt ich für günstig und schoß. Der Bär kratzte sich, als hätte ihn eine Wespe gestochen, und begann sodann ruhig sein Frühstück zu verzehren. Diese wunderbare Gefühllosigkeit setzte mich in nicht geringen Schrecken; ich verhielt mich einige Zeit völlig ruhig, ohne meinen zweiten Schuß abzufeuern; endlich aber entschloß ich mich dazu, und die Kugel mußte den Bären dieses Mal an einer empfindlichen Stelle getroffen haben, denn er stieß ein erschreckliches Gebrumm aus, schaute um sich und rannte, als er mich erblickt hatte, gerade auf den Baum zu, auf welchem ich saß. Da er sah, daß derselbe zu schwach sei, ihn zu tragen, begann er ihn so gewaltsam zu schütteln, daß ich glaubte, er würde ihn entwurzeln und als Spazierstock mit sich nehmen. So überrascht hatte ich eben nur Zeit, mich an die nächsten Aeste festzuklammern und ließ unglücklicher Weise bei der eiligen Bewegung, die ich zu diesem Zwecke machte, meine Büchse zur Erde fallen. Der Bär stürzte sich augenblicklich darauf und zerbrach sie in Stücke wie eine Gerte, dann fing er wieder an, die Eiche, an welche ich mich mit der verzweifelten Kraft eines Schiffbrüchigen klammerte, so wüthend zu schütteln, daß ich die Wurzeln brechen hörte. Als er jedoch endlich einsah, daß er mich nicht herunterschütteln könne, oder vielmehr, als der Schmerz der Wunde etwas gestillt war, kehrte er zu seinem Rehviertel zurück, ergriff es und entfernte sich langsamen Schrittes mit demselben. Das Thier hatte mir zu viele Beweise seiner Klugheit gegeben, als daß ich nicht eine List von seiner

Seite befürchtet hätte; ich hütete mich daher, meinen Zufluchtsort zu früh zu verlassen und wartete geduldig, bis die Gelegenheit eine günstige war. Nachdem ich jedoch ungefähr eine halbe Stunde lang den Beobachter gespielt, und meinen gefährlichen Gegner mehr als eine Viertelstunde entfernt auf dem Berge gesehen hatte, glitt ich eilig zur Erde, ließ Hängematte, Lebensmittel und Alles im Stich und lief aus allen Kräften, bis ich die Ebene erreicht hatte. Völlig außer Athem und in Furcht vor meinem eigenen Schatten, vor dem Geräusch des Windes, vor dem Knarren meiner Schritte, hielt ich dort inne und setzte mich nieder, um Athem zu schöpfen.

Als ich mich einigermaßen von meinem Schrecken erholt hatte, konnte ich nicht umhin, mit bitteren Gefühlen an diese letzte Täuschung zurückzudenken. Alle früher von mir erlebten Abenteuer stellten sich meinem Geiste lebhaft wieder dar, tausend Ideen stürmten auf mich ein, von denen die eine immer düsterer war als die andere, und ich weiß nicht, wozu mich meine Verzweiflung getrieben haben würde, hätte nicht eine ganz unerwartete Begegnung mich plötzlich aus diesen schwarzen Gedanken gerissen.

Ein Indianer, der zufällig des Weges kam, hatte die Kürbisflasche bemerkt, welche ich im Gürtel trug und bat mich in sehr gutem Kastilianisch um einen Schluck Branntwein. Ich reichte ihm meine Flasche und fragte ihn, erstaunt, einen Wilden so gut spanisch sprechen zu hören, wo er dies gelernt habe. Er erzählte mir, daß er mehrere Jahre bei den Missionären gelebt habe und nach ihrer Abreise zu seinem Stamme zurückgekehrt sei, daß er sich aber von Zeit zu Zeit nach dem Pueblo de San José begebe, um verschiedene Gegenstände einzukaufen. „Aber wo nehmt Ihr das Geld her?“ — „Ich suche Gold in den Schatten der Felsen.“ — „Wie,“ rief ich, „wißt Ihr Felsen, die Gold enthalten? Aber wo sind sie denn?“ — „Nicht weit von meiner Wohnung entfernt; wenn Ihr wollt, will ich Euch dahin führen.“ — „Ich nehme Euren Vorschlag sehr gerne an; aber sagt mir nun, Eure Freunde sind doch wohl keine Menschenfresser? Ihr werdet mich doch so nicht betrügen?“ — Er lachte und wir gingen zusammen nach dem Pueblo de San José.

Diese Begegnung hatte mir das Vertrauen vollständig wiedergegeben. Ich dachte an nichts Anderes, als an die goldgeäderten Felsen, von denen ich so unerwarteter Weise vernommen hatte, und schritt muthig an der Seite

meines Gefährten voran, glücklich in der Hoffnung, die er in mir erweckt hatte und vielleicht noch glücklicher darüber, daß ich endlich einmal einen Indianer getroffen hatte, mit welchem ich mich unterhalten konnte. In der That, alle, denen ich bisher begegnet war, waren so gut wie Taubstumme für mich gewesen, mit denen ich nicht ein Wort wechseln konnte. Dieses Mal aber hatte ich einen erwischt, der spanisch sprach, und ich überhäufte ihn denn auch so mit Fragen, daß es mir gelang, seine ganze Lebensgeschichte zu erfahren.

Er war im Jahre 1802 in dem Thale von Tulares geboren und hatte den Anfang seines Lebens in wildem Zustande verbracht, so daß er bis zu seinem achtzehnten Jahre nicht einmal geahnt hatte, daß es auf der Welt noch eine andere Art zu leben gebe als die seinige. Im Jahre 1820 war er von einem Stamme, mit welchem der seinige im Kriege war, gefangen genommen worden, entkam aber und war, nachdem er lange in der Wildniß umhergeirrt, so glücklich, auf eine Mission zu stoßen.

Kalifornien besaß zu jener Zeit neunzehn Anstalten dieser Art, welche alle nach demselben Plane angelegt waren; sie bestanden aus einem großen Gebäude, welches bestimmt war, die Indianer aufzunehmen, die von den Missionären im christlichen Glauben und zugleich in den nothwendigsten Gewerben des Lebens unterrichtet wurden. „Die Missionäre," sagt Herr von Mofons in seinem gelehrten Werke über den Oregon und die beiden Kalifornien, „hatten das große Problem gelöst, die Arbeit anziehend zu machen; sie hatten den Indianern gezeigt, daß sie, wenn sie sich um die Missionen anbauten, sicher vor den Angriffen der feindlichen Stämme seien und daß sie ihren Lebensunterhalt besser und reichlicher erwerben könnten, wenn sie sich mit den leichten und verschiedenartigen Arbeiten der Mission beschäftigten, als wenn sie denselben in den ungewissen und gefährlichen Erfolgen der Jagd suchten. Reichte auch die untergeordnete Einsicht der Indianer nicht immer hin, in die Geheimnisse der Religion einzudringen, so gelang es doch den Mönchen durch umsichtige Belehrung, sie in den Hauptwahrheiten derselben zu unterrichten; sie bemühten sich vor Allem, in ihnen den Sinn für das Gute und den Trieb zur Arbeitsamkeit zu entwickeln. Sie lebten mit den Eingeborenen in patriarchalischen Verhältnissen; sie duzten sich und betrachteten sich wie Vater und Sohn. Seit die Indianer

die Missionen, welche durch ihrer Hände Arbeit errichtet, die Viehheerden, welche durch ihren Fleiß zusammengehalten, von mexikanischen Agenten haben zerstören und plündern sehen, seit sie selbst die schlechteste Behandlung erdulden mußten, entbehren sie schmerzlich die geordnete Verwaltung dieser mildgesinnten Männer, welche inniges Wohlwollen mit der strengsten Gerechtigkeit zu verbinden wußten und bei welchen sie eine Hülfe in ihrer Noth und Trost in ihren Leiden fanden."

Man wird nach diesen Worten eines berühmten Reisenden leicht begreifen, daß mein Reisegefährte, nachdem er eine solche Oasis gefunden und ihre Vorzüge erkannt hatte, dieselbe nicht mehr verlassen wollte. Er würde sein ganzes Leben dort verbracht haben, hätte nicht die Unabhängigkeitserklärung Mexiko's die Verhältnisse in Kalifornien umgewandelt. Als die frommen Väter sich weigerten, dem neuen Gouvernement den Eid zu leisten, verließen sie großentheils die bis dahin von ihnen geleiteten Anstalten, deren Reichthümer bald eine Beute der Mexikaner wurden. Mein Begleiter wurde von dem Grundbesitz, den ihm die Missionäre gegeben hatten, vertrieben, und floh, um nicht wieder in Sklaverei zu gerathen, zurück in das Thal von Tulares. Allein in Folge seines dreijährigen Aufenthaltes bei den Missionären hatte er die Führung des Bogens verlernt; seine Hände vermochten auf diese Weise nicht mehr genügend die Bedürfnisse seines Magens zu befriedigen. Da er nicht mehr genug Wilder war, um in seiner früheren Weise zu leben, und nicht civilisirt genug, um aus der Kultur Vortheil zu ziehen, so glich der Unglückliche den Vögeln, welche, lange Zeit gefangen, nach wieder erlangter Freiheit nicht wissen, was sie beginnen sollen.

Er erkannte bald, nachdem er seinen Stamm aufgefunden hatte, daß die Erinnerung an das behagliche Leben, welches er in der Mission geführt, und die Bildung, deren er dort theilhaftig geworden, es ihm unmöglich machten, zu seiner früheren Lebensweise zurückzukehren. Da er zudem begierig war, die Civilisation näher kennen zu lernen, von welcher er einen Vorschmack erhalten hatte, so entschloß er sich, ungeachtet er sich auf diese Weise dem Verluste seiner Freiheit aussetzte, seinen Stamm zu verlassen, und begab sich nach dem Pueblo de San José, von welchem er als einem Wunderorte hatte reden hören.

Bei seinem Eintritt in die Stadt, welche damals von einer zahlreichen spanischen und mexikanischen Bevölkerung bewohnt ward, wurde er geblendet wie vom Glanz einer neuen Sonne. Die Häuser, die Equipagen, die Kleider, die Gewehre, die Sprache, Alles, worauf sein Auge fiel, was an sein Ohr schlug, schienen ihm Wunder zu sein. Nach und nach jedoch gewöhnte er sich an die neue Lebensweise und vervollkommnete sich so in den Arbeiten, welche die Missionäre ihn gelehrt hatten, daß er im Stande war, als die mexikanische Invasion ihn zwang, von Neuem im Thal von Tulares eine Zufluchtstätte zu suchen, dort einen Rancho zu errichten und sich mit dem Ackerbau zu beschäftigen. Zwar wurde sein stilles Asyl zuerst durch die Ankunft der Mormonen, dann durch die Europäer, welche der Golderwerb nach Kalifornien zog, gestört, allein man ließ ihn doch im ruhigen Besitz seines Flecken Landes.

Während mein Begleiter mir mit großer Ausführlichkeit diese Geschichte erzählte, waren wir bis an die Thore von Pueblo de San José gelangt; wir trennten uns hier, um unsern verschiedenen Geschäften nachzugehen, nachdem wir vorher auf den andern Morgen eine Zusammenkunft bestimmt hatten. Da ich nichts Besseres zu thun hatte, ehe ich meine große Bärenjagd begann, so erzählte ich ihm mein trauriges Abenteuer. Er antwortete mir: Da Sie Ihr Gewehr verloren haben, so will ich Ihnen das meinige zum Gebrauch überlassen; dieser unglückliche Versuch darf Sie nicht abschrecken; Sie müssen durchaus noch einmal daran gehen."

Diese Ansicht wollte mir nicht recht einleuchten, auch würde ich gewiß nicht in den Wald zurückgekehrt sein, ohne mich vorher für die Augen meines Feindes unkenntlich zu machen; ich würde entweder eine Maske vorgenommen, oder wenigstens den Bart abgeschnitten haben; allein was sollte ich mich jetzt noch um die lumpigen fünfhundert Franken bemühen, die mir ein Bär eintragen konnte, da ich mich in drei Tagen mitten unter den Felsen befinden konnte, die voll Gold steckten, wo ich vielleicht mit einem einzigen Griff mein Glück machen konnte. Nie ist mir eine Nacht länger vorgekommen, als diejenige, welche meiner Abreise vorherging.

Kaum zeigte sich die erste Dämmerröthe am Morgenhimmel, als ich in das Zelt meines Reisegefährten trat; allein, welch' bittere Täuschung; ich fand ihn bis zur Bewußtlosigkeit betrunken. Ich wartete einige Stunden in

der Hoffnung, er werde bald einigermaßen zu sich kommen. Indeß bald sah ich, daß ich meine Zeit unnöthigerweise verliere. Der Unglückliche, der neben einem Korbe voll Branntweinflaschen lag, ergab sich, so oft er zu sich kam, nur neuen und um so reichlicheren Ausschweifungen. Endlich kamen zwei andere Indianer, die ebenfalls spanisch sprachen. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß sie zu demselben Stamme gehörten, wie der Betrunkene. So erfuhr ich denn auch von ihnen, daß der Goldreichthum der Felsen ihres Landes in den Erzählungen, welche mir am vorigen Abend aufgetischt worden, ganz außerordentlich übertrieben worden war. Es fand sich dort allerdings Gold, allein in so geringer Menge, daß es Thorheit gewesen wäre, sich, um dasselbe zu gewinnen, der Gefahr auszusetzen, von den Indianern scalpirt zu werden. Ich entsagte daher dem Vorhaben, auf welches ich so große Hoffnung gesetzt hatte, und begab mich, da mir nichts Anderes übrig blieb, zu dem Mexikaner, der mir so großmüthig seine Büchse angeboten hatte; ich erklärte ihm, daß ich nach reiflicherem Ueberlegen mich entschlossen hätte, die Jagd wieder zu versuchen; jedoch war es keineswegs meine Absicht, den Kampf mit dem grauen Bären fortzusetzen; ich wollte bloß dem Wildpret zu Leibe gehen, welches in der Umgegend sehr reichlich war und in Pueblo gut bezahlt wurde.

Zum ersten Male seit meiner Ankunft in Kalifornien fand ich mich in meinen Erwartungen nicht getäuscht, in kaum sechs Wochen hatte ich mir 300 Piaster erworben. Da mir schon die drei ersten Jagdtage Geld genug eingebracht hatten, um mir eine Hängematte und Vorräthe an Lebensmitteln zu kaufen, so kehrte ich nur zur Stadt zurück, wenn ich reich mit Wild versehen war und zog wieder ab, sobald ich es zu Geld gemacht hatte, um wieder die Hasen und Feldhühner zu bekriegen. Wie oft begegnete ich auf meinen Streifzügen Bären, welche oft zu dreien oder vieren zusammen waren. Anfangs beeilte ich mich, sobald ich ihrer ansichtig wurde, mich hinter einen Baum zu verstecken; die Erinnerung an meine früheren Abenteuer war nicht geeignet, mich zu veranlassen, ihnen muthig entgegen zu treten. Als ich mich aber später überzeugt hatte, daß diese Thiere nur denen gefährlich sind, welche sie angreifen, wich ich keinen Schritt mehr vor ihnen aus, und ich darf selbst sagen, daß wir im besten Einvernehmen mit einander lebten.

Nichts ist sonderbarer zu sehen, als der Gang eines Bären; wenn man sie so von der Rechten zur Linken sich wiegen sieht, sollte man glauben, sie kämen aus dem Wirthshaus und hätten sich tüchtig angetrunken. Bald aber giebt uns die Regelmäßigkeit ihrer Bewegungen einen besseren Begriff von ihrer Sittlichkeit und wir finden zuletzt ihren Gang imposant; man sollte glauben, wenn ein Felsblock sich in Bewegung setzte, müsse er dieselben Schritte machen; jeder Tritt hinterläßt auf dem Boden eine breite und tiefe Spur, welche nur langsam mit der Zeit schwindet.

Mein Jägerleben sprach mich an durch seine Eigenthümlichkeiten; wenn ich so die Nacht im Gebirge zubrachte, so vernahm ich jeden Abend die Serenade, welche die wilden Thiere der Dunkelheit darzubringen nie unterlassen; allein ich hatte mich mit dieser schauerlichen Musik so befreundet, daß ich in meiner Hängematte eben so ruhig einschlief, wie in dem weichsten Bette und dem ruhigsten Zimmer in den Straßen meiner Vaterstadt. Mit Tagesanbruch erhob ich mich und begann zu jagen, womit ich bis gegen 9 Uhr fortfuhr. Um diese Zeit wurde die Hitze unerträglich; ich begab mich dann nach einem Runtha, in welchem ich bis 4 Uhr Nachmittags verblieb, und setzte dann meine Streifereien bis 7 Uhr Abends fort. Allein dieses Leben war ein zu glückliches, um von langer Dauer sein zu können. Sobald man im Pueblo erfuhr, daß mein Gewehr mir täglich 10 bis 12 Piaster einbrachte, ging Alles auf die Jagd und nach Verlauf einer Woche war der Markt von San José mit Wildpret überschwemmt. Diese Konkurrenz ruinirte meine ganze Spekulation; ich mußte von ihrer ferneren Fortsetzung abstehen, kaufte mir ein Paar Pistolen, um meine 1500 Frcs. zu vertheidigen und reiste nach San Francisco zurück.

Unterwegs aber stieg mir der Klang des Geldes, welcher durch die Erschütterung beim Gehen entstand, zu Kopfe und brachte meine Gedanken auf eine ganz andere Richtung. Ich vergaß nach und nach meinen Plan, das Land zu verlassen, meine überstandenen Mühseligkeiten und fehlgeschlagenen Hoffnungen und dachte endlich an nichts Anderes mehr, als mich auf neue Unternehmungen zu werfen.

Die Gelegenheit bot sich bald dar; in San Francisco traf ich zwei Musiker, welche ich seit langer Zeit kannte, und die mir alsbald ihre Absicht mittheilten, ein musikalisches Kaffeehaus zu errichten. Sie schlugen mir

vor, ihr Aktionair zu werden, und an dem täglichen Nutzen Theil zu nehmen. Die Sache leuchtete mir ein, und ich entschloß mich um so eher, darauf einzugehen, als dies Unternehmen bis dahin in Kalifornien durchaus neu war, und daher einen unberechenbaren Gewinn abwerfen konnte. Meine künftigen Associés besaßen bereits ein Piano und kannten Jemand, der vortrefflich auf demselben begleitete. Wenn wir unser Geld zusammenschossen, so hatten wir gerade genug, die ersten Einrichtungskosten zu bestreiten, und es handelte sich daher nur noch darum, eine Sängerin zu finden; denn ohne Prima Donna konnten wir nicht auf Erfolg hoffen.

Als wir unsere Angelegenheiten besprachen und alle Gesichtspunkte erwogen, waren wir plötzlich sehr angenehm überrascht, in unserer Nähe eine schöne Sopranstimme zu hören. Das war es ja, was uns allein noch fehlte. In Kalifornien macht man nicht viel Umstände und die Zeit ist kostbar, daher trat einer der beiden Herren ohne Weiteres in das Haus, woher die Töne kamen, welche unsere Bewunderung erregten, und entdeckte dort bald die Nachtigall. In einem Augenblick war er bei ihr, weihte sie in unser großartiges Projekt ein und schlug ihr vor, mit einer Gage von einer Unze Gold für jeden Abend bei uns einzutreten. Die Sängerin, eine junge vor Kurzem erst in Kalifornien angelangte Frau, ging auf die Bedingungen, welche ihr der Künstler vorschlug, höchst bereitwillig ein, worauf derselbe zu uns herunter kam, um uns mit seinem glücklichen Erfolg bekannt zu machen. Wir mußten zunächst darauf denken, ein für unser Unternehmen passendes Haus zu suchen, und wir fanden es, fast eben so schnell, wie die Sängerin. Freilich forderte der Eigenthümer hundertfünfzig Franken für jeden Abend; allein das hinderte uns nicht, den Vertrag stehenden Fußes abzuschließen. Jetzt ging es an das Ameublement; in drei Tagen hatten wir eine ziemlich geräumige Bühne für die Sänger und das Piano, Spiel- und Eßtische, Gemälde, Spiegel und Kronleuchter angeschafft und die innere Einrichtung vollendet.

Wenn wir aber auch so weit gekommen waren, so hatte sich doch ein höchst unangenehmes Hinderniß gezeigt; unsere Prima Donna zeigte einen solchen Mangel an musikalischem Talent, daß meine beiden Associés in wahre Verzweiflung geriethen. Wer hätte denken können, wenn er die liebliche Stimme dieser Frau hörte, daß sie nicht im Stande war, die kleinste

Romanze auswendig zu behalten. Und doch war es leider so. Die Lieder, welche beide Künstler ihr zu lehren versuchten, hatten sich in ihrem Kopfe so durcheinander gewirrt, daß sie nicht eins zu singen vermochte, ohne auf die komischste Weise die Worte und Melodie der andern Stücke ihres Repertoirs hinein zu mischen. Zwei glückliche Umstände konnten jedoch Alles retten; die unerschütterliche Zuversicht der Prima Donna, und vor Allem ihre unverständliche Aussprache. Zudem war es zu spät, die Sache aufzugeben; wir entschieden uns daher dahin, das Urtheil des Publikums herauszufordern, und zeigten durch einen großen Anschlagzettel mit folgendem Pogramm die Eröffnung des musikalischen Kaffeehauses an:

Duett aus der Favorite, ausgeführt von den Herren Oskar und Adolph. Duett aus der Königin von Cypern, ausgeführt von den Herren Oskar und Adolph. Die Marseillaise, ausgeführt von den Herren Oskar und Adolph. Abschiedsgesang, ausgeführt von den Herren Oskar und Adolph. Fräulein Albertini, preisgekrönte Schülerin des Konservatoire in Mailand wird mehrere Romanzen ihrer Komposition vortragen. Der berühmte Baudini wird auf dem Piano begleiten.

Sollte ich auch noch hundert Jahre leben, nie werde ich den Abend unserer ersten Vorstellung vergessen. Das Kaffeehaus wurde beim Gesang der Marseillaise eröffnet, und füllte sich alsbald mit Franzosen, Mexikanern und Amerikanern, welche bald so viel gezecht hatten, daß das Konzert durch ihr Geschrei und ihre Unterbrechungen fortwährend gestört wurde. Das Knallen der Champagnerpfropfen, der Klang der Goldstücke, durch welchen die Spielhalter zu ihren Tischen hinzulocken suchten, erhöhten den Lärm, und schon hörte man streitende Stimmen, aus denen wir schließen konnten, daß es bald zu Pistolenschüssen kommen würde.

Das Duett aus der Favorite, der Abschiedsgesang, ein Duo aus Wilhelm Tell, welche mitten in diesem höllischen Getöse zum Besten gegeben wurden, zogen die Aufmerksamkeit der Zuhörer keinen Augenblick auf sich; als aber die Prima Donna, welche bis dahin hinter den Koulissen geblieben war, auf der Bühne erschien, durchlief ein Flüstern der Bewunderung den ganzen Saal und die Blicke der aufgeregten Menge nahmen einen solchen Glanz an, daß ich nicht umhin konnte, ein Unglück zu befürchten. In

diesem Augenblick erst sah ich ein, wie unklug es war, eine Frau vor diesen Trunkenbolden hinzustellen, ohne sie durch eiserne Gitter zu schützen.

Fräulein Albertini ließ sich durch die Wirkung, welche sie hervorbrachte, durchaus nicht in Verlegenheit setzen. Sie wartete mit der größten Ruhe, bis der Pianist das Vorspiel beendigt hatte, und setzte dann mit solcher Kraft ein, daß Niemand bemerkte, daß sie einen ganz anderen Ton gegriffen hatte, als welchen ihr der Pianist angegeben hatte. Dann sang sie alle ungleiche Melodien und Worte durcheinander, und hörte erst auf, als ihr Gedächtniß ganz auf dem Trockenen war. Der berühmte Baudini that unterdessen Wunder, er folgte der Sängerin mit solchem Geschick in ihren unerhörten Modulationen, daß sie, nachdem sie ihren Gesang und er sein Spiel geschickter Weise fast gleichzeitig mit ihr geendet hatte, mit stürmischem Beifall überschüttet wurden. Ein Amerikaner, wahrscheinlich durch ihren Titel, Schülerin des Konservatoire zu Mailand, verführt, legte einen Beutel Gold zu Fräulein Albertini's Füßen; mehrere Goldgräber folgten seinem Beispiele; allein die Prima Donna wies diese Huldigungen zurück und zog sich hinter die Koulissen zurück.

Wenn ihr Auftreten den Lärm kurze Zeit beschwichtigt hatte, so war ihr Verschwinden das Signal zu seiner Erneuerung; er begann wieder auf das Schönste. Die Streitigkeiten wurden nach diesem Waffenstillstand wieder aufgenommen, und bald vernahm man einen Pistolenschuß.

Dieser Knall brachte keinen andern Eindruck hervor, als daß die Stimme des einen Sängers einen furchtbaren Sprung machte; als aber später Tenor und Baryton das Duett aus der Königin von Cypern beendeten, sollten sie, während sie singen:

„Hier nimm hin
Mein Ritterwort und meine Freundeshand,“

sich die Hände reichen, unterließen es aber in Folge einer Inspiration, und zwar zu ihrem großen Glück, denn in demselben Augenblick vernahm man von Neuem den Knall eines Revolvers; die Kugel ging zwischen beiden Sängern hindurch und zerschmetterte einen Spiegel auf der Bühne, so daß, wenn die Künstler sich vorschriftsmäßig einander genähert hätten, einer von ihnen unfehlbar getödtet worden wäre. Auf diesen Schuß stieß Fräulein Albertini einen so durchdringenden Schrei aus, daß Alle glaubten, sie sei getroffen

worden; der berühmte Baudini verkroch sich unter das Piano, und die beiden Künstler sprangen von der Bühne herab und zeigten an, daß das Kaffeehaus geschlossen sei.

Sobald das Publikum hinaus war, beeilte man sich, die Kasse zu untersuchen und die Einkünfte des Abends zusammen zu rechnen. Nachdem alle Kosten bezahlt waren, blieben für jeden der Künstler zwei Unzen Gold übrig, und mein Antheil als Aktionär betrug zwölf Piaster. Ich hatte daher, wie leicht einzusehen, mein Geld vortrefflich angelegt; ich konnte sehr anständig von meinem Einkommen leben und noch monatlich ungefähr fünfzehnhundert Franken zurücklegen.

Doch ein solches Glück war zu schön, um von Dauer zu sein. Die Sänger, welche einer solchen Gefahr ausgesetzt gewesen waren, wollten nicht mehr als Schießscheibe dienen und verlangten, daß die Spieltische entfernt würden. Da ich einsah, von welch' unberechenbarem Nachtheil diese Maßregel für das Unternehmen sein müßte, so schlug ich vor, sie dadurch unnöthig zu machen, daß wir verlangten, die Spieler sollten vor der Eingangsthüre ihre Waffen ablegen. Jedoch bewies man mir bald, daß dies unmöglich sei; nie werde ein Goldgräber sich einer solchen Bedingung fügen, er werde sich für verloren halten, wenn er nicht seine Pistolen zum Schutze seines Lebens bei der Hand hätte. So mußten wir uns denn darein ergeben, die Spielhalter von dem Tempel der Kunst auszuschließen und trennten uns mit diesem Beschlusse.

Am andern Tage schon zeigte sich die Befürchtung gerechtfertigt, daß das Verschwinden der Spieltische dem musikalischen Kaffeehaus schaden werde. Es war freilich viel ruhiger, allein auch der Besuch war viel geringer und die Einnahme ward von diesem Tage an fortwährend schwächer.

Nachdem wir unsere Vorstellungen einen Monat fortgesetzt hatten, während dessen nichts Bemerkenswerthes sich ereignete, hatte ich mir kaum sechs Unzen Gold erworben. Indeß hielt uns die Hoffnung auf den kommenden Monat aufrecht. Fräulein Albertini hatte reißende Fortschritte gemacht; mit vieler Anstrengung hatte sie es dahin gebracht, die „Romanze

von den verwelkten Blättern" zu singen, ohne andere Verse hineinzumischen. Auch hatte das Publikum nach und nach Geschmack an diesen kleinen musikalischen Zusammenkünften gefunden, und wir glaubten in Bezug auf die Zukunft guten Muthes sein zu dürfen, als eines Abends gegen 10 Uhr das Konzert durch den gefürchteten Ruf: „Feuer, Feuer!" unterbrochen wurde. In wenig Augenblicken war die Dunkelheit geschwunden, als hätte das Licht der Sonne sie zerstreut, und wir sahen das Feuermeer umherwogen. Kaum blieb uns Zeit, das Piano, die Musik, unsere Kisten zu retten, und uns schleunigst auf den Berg zu flüchten, von wo wir bald das arme musikalische Kaffeehaus von der verheerenden Flamme umzingelt sahen.

Zum fünften Male erlebte ich jetzt dies schreckliche Schauspiel; auch machte ich mir meine traurige Erfahrung zu Nutze, hüllte mich in meine wollene Decke und versuchte, um mich von den quälenden Gedanken zu befreien, zu schlafen. Während ich mich von der Rechten zur Linken wandte, um die weichste und bequemste Stelle des Bodens, auf welchen ich mich ausgestreckt hatte, zu finden, hörte ich die Vögel singen. Die Illusionen dieser Luftbewohner, welche den Schein der Feuersbrunst für das Anbrechen des Tages nahmen, versöhnten mich mit meinen eigenen Illusionen. Es war mir eine wunderbare Genugthuung, zu sehen, daß auch sie ihre Täuschungen hatten, und daß ihr Instinkt sie nicht mehr vor dem Irrthum bewahre, als uns unser Verstand. Diese Einsicht bewirkte, daß ich mein Loos mit der Ruhe eines Muselmannes ertrug. Nur eins beschloß ich, daß ich künftig nicht mehr ein Opfer der Feuersbrünste sein wolle, und da ich mir dies schon vor meiner Abreise nach der Goldgegend gelobt und später dennoch dawider gehandelt hatte, so faßte ich den Vorsatz, um sicher vor den Flammen zu sein, ein Kahnführer zu werden, wo ich dann, wenn das Feuer mich bis an das Meer hinein verfolgen sollte, wenigstens das Gegenmittel bei der Hand haben würde. Auch schien mir dieses Geschäft ziemlich einträglich zu sein, da jede Fahrt vom Quai nach einem Schiffe mit einem Piaster bezahlt wurde. Ich stellte mir vor, es müsse mir leicht sein, täglich fünfzehn bis zwanzig Ueberfahrten zu machen, und schlief, in diese schöne Hoffnung gewiegt, sanft und tief ein. Am andern Morgen kaufte ich mir einen Nachen und begann mein Geschäft.

Auch diesmal hatte ich mich verrechnet; anstatt, wie ich gehofft, täglich fünfzehn Piaster zu verdienen, erwarb ich mir höchstens so viel, als nöthig, um Kost und Logis zu bestreiten. So war ich denn nach so viel Mühseligkeiten, so viel vergeblichen Anstrengungen dahin gelangt, wie ein Tagelöhner zu arbeiten, um mir meinen nothwendigsten Lebensunterhalt zu erwerben. Dahin also hatten meine goldenen Träume, meine glänzenden Hoffnungen geführt. Ich gestehe, ich fing an, es bitter zu bedauern, daß ich nicht meiner ersten Eingebung gefolgt und nach Hause geschrieben hatte; jetzt mußte ich, wenn ich mich dazu entschließen wollte, noch fünf Monate auf Antwort warten, und fünf Monate schienen mir bei der Ungeduld, welche an mir nagte, so lang wie fünf Jahrhunderte.

Eines Tages endlich, es war ein Tag, den ich ohne Uebertreibung einen der schönsten meines Lebens nennen kann, sprang ein Goldgräber, der von Stockton kam, in meinen Nachen, damit ich ihn zu einem von ihm bezeichneten Schiffe führe. Während ich ruderte, fing er eine Unterhaltung mit mir an:

„Wie lange sind Sie in Kalifornien?“ fragte er. — „Seit einem Jahre leider,“ antwortete ich. — „Dann kennen Sie wahrscheinlich Herrn Jomard?“ — „Ob ich ihn kenne? Ich bin es selbst.“ — „Sie? und ich suche Sie jetzt unaufhörlich seit vier Monaten. Mein armer Freund hat mich, ehe er in der Goldgegend von Morkelem starb, beauftragt, Ihnen dreitausend Franken zu übergeben, die er Ihnen schuldig war.“

Ich wollte antworten, aber die Zunge versagte mir, ich war einer Ohnmacht nahe. Es war einer von den Augenblicken, die man nie vergißt. Ich fiel dem braven Mann um den Hals, fuhr ihn zurück und nahm einen Platz auf dem Dampfschiff, welches nach Panama abging; Alles in der kürzesten Zeit. Endlich konnte ich mich einschiffen.

Allein wer sollte es glauben, noch in den letzten Minuten, welche ich in diesem verwünschten Lande zubringen mußte, war ich Zeuge eines schauderhaften Auftrittes, welcher wo möglich mehr als alle übrigen Erlebnisse mich das Glück schätzen ließ, das Land verlassen zu können. Ein Franzose hatte auf dem Werft einen Zuckerbäckerladen. Ein Amerikaner trat bei ihm ein, verzehrte eine Menge Kuchen und entfernte sich, ohne zu

bezahlen. Der Verkäufer läuft ihm nach und fordert sein Geld; da wendet sich der Amerikaner um und schießt ihm eine Pistolenkugel in die Brust.

Als dies geschehen, bedeckte der Dampfer, auf welchem ich mich eingeschifft, den Quai mit einer dichten Rauchwolke, als hätte er mich hindern wollen, fernere Verbrechen zu sehen; dann setzte er sich in Bewegung, und trug mich hinweg von dem Schauplatz derselben. Eine Stunde später war Kalifornien für mich nur noch eine Erinnerung.

IV.

Abenteuer eines Verirrten.

Die große Verbreitung, welche der Pelzhandel in den nördlichen Ländern Nordamerika's hat, ist allbekannt und ebenso, welches gefährliche Leben die Jäger und Beamten jener großen Handelsgesellschaften auf ihren Wanderungen führen.

Vor einigen Jahren trat ein Herr Cox in den Dienst einer solchen Gesellschaft, um den Pelzhandel in jenen Landstrichen, welche der Columbia durchströmt — nördlich von Kalifornien — zu betreiben, und in der Mitte des Monats August erlebte er ein Abenteuer, das wir mit seinen eigenen Worten hier wiedergeben.

Zum Verständniß des Folgenden schicken wir nur voraus, daß sich Herr Cox eines Abends niederlegte, um auszuruhen, in einiger Entfernung von seiner Reisegesellschaft, die, ohne zu wissen, daß er zurückgeblieben war, bald darauf den Platz verließ.

Als ich nun, erzählt Herr Cox, Abends gegen fünf Uhr aus dem Schlaf erwachte, war Alles ringsumher still und ruhig wie das Grab. Ich eilte nach dem Ort, wo wir Halt gemacht hatten — es war kein Mensch mehr zu finden. Von da rannte ich nach dem Platz, wo wir Feuer angemacht hatten — Alle waren verschwunden: von meinen Reisegenossen,

lauter Indianern, so wie von ihren Pferden, war keine Spur mehr zu entdecken. Die Angst, die mich jetzt überfiel, ist unbeschreiblich. Ich rief so laut ich konnte, nach allen Richtungen, so daß mir die Stimme versagte; ich blickte verzweifelt ringsum überall hin — und mußte endlich die schreckliche Wahrheit erkennen, daß ich allein geblieben war, ganz und gar verlassen in einem wüsten Lande, ohne Pferd, ohne Waffen und fast auch ohne Kleider.

Gleichwohl blieb mir nichts übrig, als die Richtung auszuspüren, welche meine Gesellschaft eingeschlagen hatte, und ich ging daher ohne Zeitverlust, aber mit klopfendem Herzen an das Werk, um die Spur der Reisenden zu suchen. Es glückte mir ziemlich bald; am nordöstlichen Ende des Thales fand ich die Abdrücke der Pferdehufe, denen ich vorsichtig folgte, bis sie in der Nähe einiger niedrigen Hügel, auf einem steinichten Grunde, völlig unsichtbar wurden. Ich erklomm hierauf den höchsten dieser Hügel, von wo ich eine Aussicht viele Meilen im Umkreise herum hatte, allein weit und breit war kein menschliches Wesen, keine menschliche Wohnung zu sehen. Schon war der Abend angebrochen, und mit der Dunkelheit begann auch der schwere Nachtthau zu fallen. Meine ganze Kleidung bestand aus einem linnenen Hemde und linnenen Hosen, so wie einem Paar bereits halb zerfetzter lederner Moccasins, (indianischer Schuhe). Ungefähr eine Stunde vor dem Frühstück hatte ich der Wärme halber meinen Rock ausgezogen und auf eines der Packpferde gelegt, wo ich ihn bis zum Abend lassen wollte; einer der Indianer hatte mein Gewehr unter seine Aufsicht genommen, und sogar meinen Hut hatte ich verloren; denn als ich erwachte, hatte ich ihn in der Angst meines Herzens liegen lassen, und war nun schon zu weit gegangen, um noch daran denken zu können, an meinen früheren Ruheplatz zurückzukehren. In einiger Entfernung linker Hand entdeckte ich gleichwohl einen mit hohem Gras bedeckten Ort, wohin ich mich sofort begab, und so viel Gras abriß, als nöthig war, um mir eine gute Lagerstätte zu bereiten; auf dieselbe Weise deckte ich mich auch zu, und in festem Vertrauen auf die Vorsehung fiel ich bald in Schlaf. Doch war derselbe nicht von langer Dauer, denn die ganze Nacht über ward ich durch schreckliche Träume von vergifteten Pfeilen, Klapperschlangen und feindlichen Indianern gequält.

Am folgenden Morgen, den 18. August, stand ich auf, sobald das Tageslicht dämmerte. Ich war naß, von Frost durchschauert und fühlte mich unwohl; dessen ungeachtet verlor ich keinen Augenblick der kostbaren Zeit und machte mich sofort auf den Weg, in östlicher Richtung, beinahe parallel mit den Hügeln. Im Laufe des Tages kam ich an verschiedenen kleinen Wasserplätzen vorbei, die stark von wilden Vögeln besucht waren. Im Allgemeinen war das Land flach, der Grund lose und steinicht und mit langem Grase bewachsen, das aber fast überall von den Eingeborenen auf ihren Jagdpartieen abgebrannt war, so daß die kurzen scharfen Halme mir im Gehen sehr hinderlich wurden.

Ich hatte bereits eine nördliche Richtung eingeschlagen, und spät Abends entdeckte ich in der Entfernung von ungefähr einer starken Viertelstunde zwei Reiter, die ich an ihrer Kleidung für Leute erkannte, die zu unserer Abtheilung gehörten. Ich sah, daß sie beschäftigt waren, mich zu suchen, und beeilte mich einen kleinen Hügel zu ersteigen und ihnen, so viel Mühe es mich auch kostete, mit meiner bereits erschöpften Stimme zuzurufen. Doch der Schall erreichte ihr Ohr nicht, und sie ritten weiter. Jetzt zog ich mein Hemd aus, und während ich mit ungestümen und verzweifelnden Geberden es über meinem Haupte in den Lüften schwenkte, schrie ich aus vollem Halse. Vergebens — sie ritten weiter. Ich folgte ihnen in derselben Richtung mit wunden Füßen, und Verzweiflung beflügelte meine Schritte. Ueber Stock und Stein, durch Dornen und Gebüsch flog ich dahin wie ein gescheuchtes Reh, aber ohne bessern Erfolg als zuvor; denn als ich endlich einen Punkt erreichte, wo ich zum mindestens die Spur der Reiter zu finden hoffte, gewahrte ich wieder nichts als die einsame Wüste und die schnell einfallende Düsterheit.

Seit Mittag des vorigen Tages hatte ich nichts gegessen, und ich warf mich, erschöpft durch Hunger und Müdigkeit, auf das Gras hin, als ich aufgeschreckt ward durch ein leises Geräusch gerade hinter meinem Rücken. Ich drehte mich um, und entdeckte eine große Klapperschlange, die in der Abendkühle Erquickung schöpfte. Ich sprang augenblicklich einen Schritt zurück, und die Schlange blieb ungestört, wo sie war. Ich suchte nun nach einem großen Stein, kehrte vorsichtig nach dem Platze zurück, und nachdem

ich sorgfältig gezielt, zerschmetterte ich dem Thiere den Kopf mit dem schweren Stein.

Diese Tagereise hatte meiner Fußbekleidung vollends den Garaus gemacht, die dünnen Sohlen waren bereits voller Löcher, und meine Füße aufgeschwollen und blutrünstig. Gleichwohl war es hohe Zeit, mich nach einem Nachtlager umzusehen, und mit vieler Mühe richtete ich mir eine Lagerstätte her, gerade wie Abends zuvor, mit Gras und Ried. Das Abreißen des Grases aber kam mich theuer zu stehen, denn ich zerschnitt meine Finger dabei dergestalt, daß ich die Hände kaum noch gebrauchen konnte und die heftigsten Schmerzen litt.

Am Morgen des 19. August stand ich vor Tagesanbruch wieder auf und setzte meine Wanderung den ganzen Tag in östlicher Richtung fort. Anfangs litt ich viel vom Hunger, allein nach einem Marsch von einigen Meilen und einem Trunk herrlichen frischen Wassers war ich wieder einigermaßen erquickt. Das Land blieb immer noch flach, mit abgebranntem Gras, Sand und Kies, was meinen Füßen gewaltig weh that. Die brennende Sonne nöthigte mich, mir inmitten des Tages einige Stunden Rast zu gönnen, und ich verwendete diese Zeit unter vielen vergeblichen Bemühungen, mir eine Art von Hut aus Ried und Gras zu verfertigen. Es war mir, als ob mein Gehirn in der glühenden Hitze im buchstäblichen Sinne des Wortes verbrenne. Auch hatte ich in diesen beiden Tagen keinerlei Arten von Früchten gefunden, und war sonach bereits 48 Stunden ohne eine andere Erquickung, als hie und da einen Schluck Wasser, gewesen. Ich fühlte, daß ich sehr schwach wurde, und um meine Qual zu vermehren, brachte ich diese Nacht an dem Ufer eines Sees zu, der buchstäblich mit wilden Enten, Gänsen und anderem Geflügel bedeckt war, die aber alle außer meinem Bereich blieben. Mit einer Taschenpistole hätte ich mir ein überreiches Mahl verschaffen können, und vielleicht sogar mit einem glücklichen Steinwurf, wenn ich die Kraft dazu gehabt hätte. Ich mußte mich sonach wieder mit einem hungrigen Magen niederlegen, und der unglückliche Zustand meiner Hände hinderte mich selbst am Abreißen des Grases, um mich zuzudecken und einigermaßen gegen den schweren Nachtthau zu schützen.

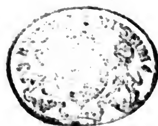
Am folgenden Tage, den 20. August, richtete ich meine Schritte nordostwärts, durch einen Landstrich, der mit Bäumen, Gesträuchen und Wasser angenehm abwechselte. Ich sah wieder eine große Menge wilder Gänse, Enten, Kraniche, Kibitze und Sperlinge, wie auch viele Falken und andere Raubvögel, und in einiger Entfernung, inmitten einer Baumgruppe, etwa zwanzig Rehe. Dieses Gebüsch bestand vornehmlich aus Tannen, Ceder- und wilden Kirschbäumen, nebst Dorngesträuch, kleinen Weiden und Geißblatt. Im Grase gab es viele Klapper- und andere Schlangen, so wie auch Eidechsen und Heuschrecken von besonderer Größe. Letztere hielten mich in beständiger Angst und schreckten mich stets auf's Neue durch die Aehnlichkeit des Geräusches, das sie mittelst ihrer harten, hornartigen Flügel hervorbrachten, mit dem Gerassel, das die Klapperschlange macht, wenn sie im Begriff steht, ihren Feind anzugreifen. An diesem Tage hatte ich sehr viel vom Hunger zu leiden, und ich war genöthigt, hin und wieder etwas Gras zu kauen, was mir auch einigermaßen Befriedigung verschaffte. Abends spät erreichte ich das Ufer eines Sees, der mehr als eine halbe Stunde lang und eine starke Viertelmeile breit war. Die Ufer waren sehr steil und mit großen Bäumen von allerlei Art bewachsen. Zwei schöne Bäche aus Norden und Nordosten flossen darin, und in dem klaren Wasser sah ich eine große Anzahl Fische, die für mich eben so unerreichbar waren, wie die Vögel. Zum Glück aber fand ich auch eine erstaunliche Menge wilder Kirschen, die gerade reif waren und mir eine herrliche Mahlzeit lieferten.

Ich legte mich am Ufer dicht an der Mündung des größten Baches nieder, konnte aber während der ganzen Nacht keine Ruhe finden, wegen des Geheuls der Wölfe und Bären in meiner unmittelbaren Nähe, was mich um so mehr in Angst versetzte, als ich in der tiefen Dunkelheit durchaus nicht unterscheiden konnte, wo die Gefahr am drohendsten war.

Am Morgen des 21. entdeckte ich mir gerade gegenüber, am andern Ufer des Flusses, den Eingang in eine Höhle, aus welcher, wie mir jetzt klar wurde, die Serenade des vorigen Abends erschallt war. — Ich beschloß nun kleine Abstecher von einem oder zwei Tagen nach verschiedenen Richtungen hin zu unternehmen, um wo möglich einige frische Spuren von



Abenteuer eines Verirrten.



Reisenden zu entdecken, und wenn mir dies nicht glückte, stets an den See zurückzukehren, wo ich mit Sicherheit darauf rechnen konnte, frisches Wasser und wilde Kirschen in Menge zu finden. Ich unternahm meinen ersten Ausflug in südlicher Richtung, durch einen öden Landstrich, der ganz und gar ohne Wasser und bloß mit hohem Grase bedeckt war. Ich bewaffnete mich mit einem langen Stock, mittelst dessen ich im Laufe des Tages mehrere Klapperschlangen tödtete. Da es mir jedoch nicht glückte, einige Spuren von Menschen zu entdecken, kehrte ich Abends hungrig und durstig nach dem See zurück, und suchte meinen gestrigen Lagerplatz wieder auf. Ich sammelte einen großen Haufen Steine aus dem Flußbett, und eben als ich mich niederlegen wollte, gewahrte ich einen großen Wolf, der aus der Höhle des gegenüberliegenden Ufers zum Vorschein kam. Da ich es für gerathener hielt, ihm zu zeigen, daß ich keine Furcht vor ihm hege, als zu warten, bis er den Muth in sich fühle, über's Wasser zu kommen, so warf ich nach ihm mit den größten Steinen, die ich aufheben konnte, und traf ihn glücklich mit einem derselben, worauf er heulend und erschreckt mir den Rücken wandte und entfloh. Eine Zeitlang harrte ich ängstlich auf seine Rückkehr, allein die Müdigkeit überwältigte mich bald dermaßen, daß ich in Schlaf verfiel, aus dem ich wiederum durch dasselbe beängstigende Geschrei wie die vorige Nacht gestört wurde. Ich blieb daher wach bis der Tag anbrach und alles umher verstummte.

Meine Kleider waren durch den schweren Thau durch und durch naß geworden; ich zog sie aus, um sie auf einem großen Stein zu trocknen, und sobald dies geschehen war, und ich einige wilde Früchte gepflückt hatte, erneuerte ich den Versuch, meiner verlorenen Reisegesellschaft auf die Spur zu kommen, ging in östlicher Richtung über zwei kleine Bäche und befand mich wieder in einem mit Buschwerk bedeckten Landstrich, der einen solchen Ueberfluß an Dornsträuchern besaß, daß meine Füße entsetzlich zugerichtet wurden, und ich, nach einem vergeblichen Tagmarsche an den See zurückgekehrt, genöthigt war, meine Beinkleider abzuschneiden, um meine wunden Füße damit zu verbinden. Der Wolf ließ in der Nacht nichts von sich hören, dagegen fehlte es nicht an dem Gebrüll anderer Bestien, die zwar in meiner Nähe, doch zum Glück nur am jenseitigen Ufer des Flusses vernehmbar wurden.

Am Morgen des 23. war ich schon wieder vor Sonnenaufgang auf dem Wege. Ich schlug diesmal eine nördliche Richtung ein und beschloß, nicht ohne die äußerste Noth an den See zurückzukehren. Im Verlauf des Tages gewahrte ich einige Spuren von Wanderern, was meinen Muth sehr erhöhte. Ich legte mich gegen Abend an einem Bach nieder, wo ich mir aus wilden Früchten wieder eine Mahlzeit bereitete. Am 24. litt ich sehr unter Schwäche und Muthlosigkeit; entsetzlich war der Mangel an Wasser, da ich den ganzen Tag mit Ausnahme zweier stinkenden und fast eingetrockneten Pfützen keinen Tropfen hatte auffinden können. Endlich nach Sonnenuntergang entdeckte ich ein Bächlein, in dessen Nähe ich mein Nachtlager aufschlug, nachdem ich meinen Durst gelöscht und meinen Körper durch ein Bad erfrischt hatte.

Nach dem Stand der Sonne zu urtheilen, mochte es neun oder zehn Uhr geworden sein, als ich am folgenden Tage aufwachte. Ich mußte mich bis an die Knie entblößen, um neue Binden für meine wunden Füße zu erhalten, und da ich keine Früchte fand, so war ich genöthigt, mit einem Schluck Wasser meinen leeren Magen zu befriedigen und so meine Wanderung fortzusetzen. Der Hunger machte mir viel zu schaffen, den ganzen Tag über fand ich nichts Eßbares, und nur die Entdeckung solcher Spuren, die mir den Beweis gaben, daß ich mich in einigermaßen besuchten Gegenden befand, hielt mich aufrecht.

Als ich am Ende eines qualvollen Tages mich endlich niederlegen wollte, entdeckte ich unter einem großen Stein, den ich zum Kopfkissen wählte, ein ganzes Nest Klapperschlangen, deren Vernichtung mich nicht wenig Zeit und Anstrengung kostete. Es waren schreckliche Augenblicke, ich war ganz und gar muthlos geworden, und als ich endlich einschlief, verfolgten mich die entsetzlichsten Träume.

Und doch fühlte ich mich am andern Tage neu gestärkt und erquickt durch einige Stunden Ruhe, die ich gegen Morgen genoß. Im Verlauf dieses Morgens ward ich wiederholt durch die Entdeckung langen Riedgrases getäuscht, unter welchem ich Wasser zu finden hoffte, um meinen brennenden Durst zu löschen. Scharfe Steine und spitzige Dornen erschwerten meinen Marsch je länger, je mehr, und mehr als einmal stand ich

auf dem Punkte, mich auf den Boden niederzulegen und jeden weiteren Versuch zur Rettung aufzugeben. Gleichwohl verließ ich Nachmittags gegen vier Uhr das offene Feld und durchwanderte ein Gebüsch, in welchem mich nach kurzer Zeit das Rauschen eines Wasserfalls auf das Angenehmste überraschte. Nach wenig Augenblicken hatte ich die steilen Ufer eines silberhellen Baches erreicht, der sich mit ziemlicher Gewalt über einige Felsen stürzte. Uneingedenk meiner Schwäche und nur begierig, die labende Fluth zu erreichen, sprang ich hinein, ward aber durch den Ungestüm des Wassers dergestalt fortgerissen, daß ich nur durch den überhangenden Ast eines großen Baumes die Möglichkeit gewann, mich aus dem Strom zu erretten, in dem ich trotz seiner geringen Tiefe in meinem entkräfteten Zustande unfehlbar ertrunken wäre. In der Nähe fand ich wieder eine Menge wilder Früchte, und für den Augenblick wenigstens fühlte ich mich bei weitem glücklicher, als man nach so viel Mühsalen erwarten dürfte.

Ich sah mich jetzt nach einem Ruheplatz um, und entdeckte ganz in der Nähe den hohlen Stamm eines Tannenbaumes, den der Blitz gefällt hatte. Vorsichtig untersuchte ich zunächst, ob etwa giftige Schlangen oder dergleichen sich in der Höhlung verborgen hätten, häufte Blätter zum Lager auf, kroch dann hinein, deckte mich mit einigen größeren Stücken Baumrinde zu und schlief ein. Doch mein Schlaf war nicht von langer Dauer; die Stimme eines Bären, welche dicht an meinen Ohren brummte, weckte mich sehr bald. Die Bestie hatte die Baumrinde schon weggezogen, und schnuffelte mit ihrer unheimlichen Nase buchstäblich an meinem Leibe herum, nachsinnend, wie sie mich am besten aus der Höhle vertreiben könne, da die Oeffnung so eng war, daß mich der Bär mit seinen Pfoten nicht umfassen konnte. In gewaltiger Angst sprang ich auf, griff nach meinem Stock und schrie, so laut ich vermochte. Der Bär entfernte sich ein wenig, kehrte aber bald zu einem neuen Angriff zurück. Inzwischen, da ich mich einem so mächtigen Feind nicht gewachsen fühlte, hatte ich den geeigneten Augenblick wahrgenommen und die Flucht ergriffen, um einen Baum zu erklimmen, der in der Nähe stand. Kaum war ich zwanzig Fuß vom Boden entfernt, als der Bär mit einer Schnelligkeit mir nachzuklettern anfing, die mich einen Augenblick an meiner Rettung verzweifeln ließ. Zum größten Glück erreichte ich einen dünnen Ast, der kaum so stark war, um mich selbst zu tragen; auf diesen mich so

weit als möglich hinaufwagend, erwartete ich den Bären, der, wie ich glauben durfte, sich nicht getrauen würde, auf dieses Aestchen nachzukommen. Mit meinem Stock, den ich noch in der Hand hielt, schlug ich den Bären, so oft ich ihn erreichen konnte, auf Kopf und Pfoten; endlich mußte er, heulend vor Wuth, vom Angriff abstehen. Er stieg also wieder hinab, nahm das Lager in Besitz, von welchem er mich vertrieben hatte und begab sich zur Ruhe. Was mich betrifft, so wollte ich gleichfalls meinen Rückzug antreten, um mich auf's Schleunigste vor der Bestie in Sicherheit zu bringen; aber jede Bewegung, die ich machte, weckte den Bären auf, der mich brummend anstierte und sich erst dann wieder zum Schlaf hinstreckte, wenn ich jeden Versuch zur Flucht aufgab. Ich war also genöthigt, die ganze Nacht über auf dem Baume zu verweilen und band mich, so gut ich konnte, mit meinem Hals- und Taschentuch an die Aeste fest, um etwa nicht im Schlafe meinem Feinde gerade in den Rachen zu fallen.

Am andern Morgen verließ der Bär kurz nach Tagesanbruch seine Schlafstätte und ging aus, seinen Imbiß zu suchen. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß er nicht in der Nähe nach mir auf der Lauer lag, stieg ich vom Baum und setzte meine Wanderung in nordöstlicher Richtung fort. Binnen wenig Stunden war alle Angst und Sorge, alle Schwäche und Müdigkeit ganz wie verschwunden, denn ich entdeckte einen geregelten Pfad mit noch frischen Spuren von Fußgängern und Pferden. Dieser Pfad führte durch ein reizendes Gebüsch, in welchem ich eine Menge Rehe erblickte. Gegen Abend erreichte ich eine Stelle, wo die Nacht zuvor eine Gesellschaft zugebracht haben mußte. Rund um ein großes Feuer, das noch brannte, lagen die Ueberbleibsel halb abgenagter Knochen von Hühnern, Enten und anderen Vögeln; mit welcher Begierde stürzte ich mich auf diese magern Reste, wie vortrefflich schmeckte mir mein nüchternes Mahl! Ich fachte nun das Feuer wieder an, und legte mich ruhig nieder, in der Ueberzeugung, daß ich nun gerettet sei. Das Feuer schreckte die wilden Thiere ab, und ich genoß einer ungestörten Ruhe. Morgens jedoch stand ich früh auf und folgte wiederum zwei Tage lang dem Wege durch das Gebüsch, während welcher Zeit ich ausschließlich von wilden Früchten leben mußte. Ich hatte meine Hosen fast ganz zerrissen, um meine Füße damit zu verbinden, und mit Ausnahme meines Hemdes war ich nun völlig nackt. Jeden Augen-

blick aber schienen die Spuren der Pferdehufe frischer zu werden, und dies gab mir neuen Muth.

Am 30. Abends erreichte ich einen Punkt, wo sich verschiedene Wege kreuzten; ich erstieg eine Anhöhe, um die Gegend in Augenschein zu nehmen, allein es war schon so dunkel, daß ich nichts entdecken konnte. Ich kehrte daher auf den Weg im Gebüsch zurück, und wollte mich eben niederlegen, als ich in der Ferne das Gewieher eines Pferdes zu hören glaubte. Ich horchte mit klopfendem Herzen, und ward bald überzeugt, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Ich ging einige Schritte weiter, und sah zu meiner Freude auf einer hübschen Grasfläche am gegenüberliegenden Ufer eines kleinen Stromes ein paar schöne Pferde weiden. Es kostete mich nicht geringe Mühe, über das Wasser zu kommen und das jenseitige steile Ufer zu erklimmen. Doch meine Leiden waren nun zu Ende. Eine kleine Rauchwolke erhob sich aus der Hütte, in welcher sich zwei indianische Weiber befanden, die sogleich bei meiner Annäherung die Flucht ergriffen. Einen Augenblick erschreckte mich der Gedanke, ich könnte unter Eingeborene eines feindlichen Stammes gerathen sein; indeß meine Furcht ward bald beseitigt bei dem Anblick zweier Indianer, die mir auf's Freundlichste entgegenkamen, und als sie meinen erschöpften Zustand erkannten, mich sogleich auf ihre Arme nahmen und in ihre Wohnung trugen. Hier wurden meine Füße gewaschen und mit frischen Kräutern verbunden; ein Salm ward über dem Feuer gebraten, und da ich die Sprache des Stammes kannte, dem diese Indianer angehörten, so befand ich mich bald in lebhafter Unterhaltung mit meinen Bewirthern, und empfing noch an demselben Abend das Versprechen von ihnen, mich am andern Tage nach der etwa 50 Stunden entfernten Station der Compagnie zu geleiten. Dies war das Ende meiner Leiden.

V.

Seltene Lebensrettung.

Es war ein sonnenheller Morgen des vorjährigen Sommers, als zwei junge Reisende zum Besuche eines der schönsten Wasserfälle in Canada aufbrachen. Sie hatten von Newyork aus, dem mit unserem Rheine wetteifernden Hudson anfangs folgend, schon die Riesen-Katarakte des Niagara gesehen, auf dem mächtigen St. Lorenzstrome herab Quebec erreicht, und den letzten Tag damit zugebracht, auf beiden mit steilen Felsen überall eingefaßten Ufern des gewaltigen Stroms jenes reiche Panorama zu überblicken, welches die nächsten Umgebungen von Quebec mit den Vorgebirgen Cap-Diamant und Pointe-Levi, mit dem weitgedehnten schiffreichen Bassin, der üppig grünenden Insel Orleans und der majestätischen Cascade des Montmorency rundum darbieten. Ihre heutige Wanderung galt dem Sturze des Flusses Chaudière, der jenseits des Dorfes Pointe-Levi durch hohe und theilweise unersteigliche Klippen sich herandrängend, auf einmal in einen über 200 Fuß tieferen Abgrund sich wirft. Die ganze Umgebung dieses berühmten Wasserfalls ist eine der wildesten von Nordamerika, und man erreicht den Ueberblick über denselben nur, indem man einen Felsen besteigt, dessen vom Flusse abwärts gekehrte Seite ein nicht allzu beschwerliches Ersteigen zuläßt, während die dem Wasser angrenzende selbst über den obern Theil des Sturzes mehr als 300 Fuß, über den untern aber gegen 600 Fuß fast senkrecht emporragt, so daß man auf diesem vielbesuchten Felsenvorsprunge gerade über dem Wasserfalle steht. Dahin wendeten sich an jenem Morgen die beiden jungen Männer, von denen der voranschreitende ein fünfundzwanzigjähriger Deutscher, welcher neun Monate früher als junger Kaufmann in Newyork eingetroffen, und jetzt seinem Begleiter und Freunde um einige Dutzend Schritte voraus war, zuerst an den Rand des Abgrunds trat, aus welchem die Donner der sich überstürzenden Wogen und die den untern Theil des Falles überschleiernden Wasserwolken emporstiegen. Der Platz, auf welchem er, wie vor ihm

schon Tausende von Beschauern, jetzt bewundernd stand, war der Vorsprung des oben flachen und scheinbar in festester Masse emporgewachsenen Kalksteinfelsens. Der langsamer nachsteigende Begleiter war jetzt bis auf wenige Schritte nahe gekommen, als er plötzlich die Felsplatte vor sich zusammenbrechen und mit dem darauf stehenden Freunde in den Abgrund hinabstürzen sah.

Verfolgen wir, statt beim erstarrenden Schrecken des oben Stehenden zu verweilen, Empfindung und Gedanken des Hinabstürzenden, obschon es dort nur Blitze des Moments waren, was hier nothwendig zu längerer Betrachtung sich ausdehnt. Die Richtung des mit und unter ihm stürzenden Felsens ging gerade nach dem Katarakte hin, und mit dem ersten Gefühl des Sturzes durchzuckte ihn die Nothwendigkeit, mit letzter Kraft sich linkshin zu werfen, wo er zwar des Chaudière Rand unter sich nicht hatte erblicken können, wo aber die obern Felsen etwas minder senkrecht nach dem höhern Theil des Falles hinabglitten. So folgte sein Sturz nicht der voran abstürzenden Felsplatte, sondern in der durch seinen letzten Sprung begonnenen Seitenrichtung und mit einer durch den Fall selbst verzehnfachten Gewalt, so daß er sich mehrmals überschlagend und über die schrägern Theile der Klippe rollend, dann wieder kopfüberstürzend und endlich vom letzten Vorsprunge abprallend und durch die Luft geschleudert im Chaudière selbst, oberhalb seines Falles, aufschlug. Beim letzten Theil seines Sturzes war das Bewußtsein von ihm gewichen, das ihm aber gleich nach dem Aufschlagen unten zurückkehrte. Und wie wunderbar war diese Rückkehr zum Leben! Mitten zwischen die gleich Haifischzähnen aus dem rauschenden Gewässer aufstarrenden Felsklippen war er gestürzt, in's Wasser gestürzt, welches die Gewalt des Falles gebrochen und die Betäubung schnell verdrängt hatte. Wenige Zoll weiter rechts oder links und die Felsen wären von seinem Gehirn gefärbt worden! Und doch mußten gerade diese so nahe stehenden Klippen die Lebensrettung vollenden! Denn das hier mehrere Fuß tiefe und dem nahen Falle pfeilschnell zueilende Gewässer würde ihn unrettbar in den Abgrund hinabgerissen haben ohne jene eng nebeneinander aufsteigenden Klippen, welche zwischen sich wohl das aufschäumende Wasser, nicht aber einen noch lebenden menschlichen Körper durchließen. Obschon er aus mehr als fünfzig Wunden blutete, während

seine Kleidung zerfetzt um ihn hing, so gewann er, an eine der Klippen sich stemmend, doch bald die Ueberzeugung, daß er Arme und Füße noch bewegen, daß er frei aufathmen, daß er seine Glieder brauchen könne, und kein Knochen, nicht einmal der eines Fingers, ihm zerbrochen sei. Diesem seinem nächsten Dankgefühle gegen Gott folgten aber schnell trübere Betrachtungen. Noch färbte sich von seinem Blute das Wasser, dessen vorbeijagende Wogen ihm Schwindel erregten. Die Höhe, wo er gestanden, konnte er von hieraus nicht erblicken, ja er wußte nicht, ob seinen Freund ein gleiches Schicksal getroffen. Und wenn auch dieser noch oben stand, wie konnte er helfen?! Zwischen ihm und dem nächsten Uferrande schoß ungehindert von Klippen eine tiefere Wassermasse vorüber, und jene Ränder, unterspült und abgeglättet emporsteigend, ummauerten weithin das Flußbett als ein für jeden Menschenfuß unnahbares.

Als nach langem Harren seine Lebenshoffnung wieder zu schwinden begann, vernahm er plötzlich den Ruf vereinter Menschenstimmen, der sich von Zeit zu Zeit wiederholte und allmälig näher kam. Aber es vergingen vier tödtlich lange Stunden, ehe die Bewohner des nächsten canadischen Dorfes, von seinem Freunde herbeigeholt, mit Hülfe von Leitern, Seilen und Stangen sich bis zu ihm heranarbeiten konnten; und dann bedurfte es wiederum einer sechsstündigen gewaltigen Anstrengung, unter steter Lebensgefahr für Alle, um an schroffsten Abhängen hin, über nasse Felsen kriechend und schiebend, bis zu einer offenen Stelle hinzugelangen, wo für Alle das Wort „Gerettet!" gelten konnte. — Sieben Tage lang erholte sich der junge Deutsche in jenem canadischen Dorfe unter ärztlicher Behandlung, während die Erzählung seines unerhörten Sturzes und der wunderbaren Rettung die canadischen, bald auch die Zeitungen der Vereinigten Staaten durchflog; und als er drei Wochen später völlig genesen in Newyork eintraf, umdrängte ihn die lebendigste Theilnahme und Neugier.

VI.

Eine Ueberschwemmung.

Penobscot, ein indisches Wort, bedeutet steiniger oder felsiger Fluß. In der That verdient er auch diesen Namen; bevor man ihn durch Deiche einzwängte, bestand er aus lauter Wasserfällen. Er wechselt den Namen von dem Orte an, bis wohin die Fluth emporsteigt, und nennen ihn die Wilden von dort an bis zur Mündung, wo seine Gewässer sich in das Meer ergießen, Baam-tu-guai-took, d. h. breiter Fluß, breiter Wasserfall, oder wörtlicher: die vereinigten Gewässer.

Wie der St. Croix-Fluß, strömt auch der Penobscot hauptsächlich durch wüste Gegenden. Noch in langer Zeit werden seine Ufer nicht so angebaut und bewohnt sein, wie die des Kennebeck. Es ist der wichtigste Fluß Maines, der durch die ungeheuren Wälder, mit denen seine Ufer bedeckt sind, die meiste Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er ist 350 Meilen lang und nimmt zahlreiche Nebenflüsse in sich auf, von denen einige ihm eine beträchtliche Wassermenge zuführen, die sie aus einem ungeheuren, gänzlich wüsten Landstrich hervorwälzen, der eine ungefähre Breite von 150 Meilen hat. Einzelne Theile dieser Gegend sind erhaben und malerisch, vorzüglich die in der Nähe der Quellen. Ihre theils anmuthigen, theils schreckenerregenden Wasserfälle, ihre wellenförmigen Hügel, ihre ungeheuren Berggipfel, von denen man unzählige Seen erblickt, und ihre weitgedehnten Wälder von thurmhohen Tannen und Fichten bilden ein großartiges, prächtiges Ganze, dessen Stille und ruhige Erhabenheit alle die Kleinlichkeiten des socialen Lebens vergessen lassen. Hier in Gegenwart des Allerschaffers, der unwandelbaren Kraft, erscheinen die geschaffenen Wesen so klein, so winzig die Werke der Staubgeborenen! Setzt Euch an das Ufer des Sees, der im tiefsten Schweigen daliegt, leiser Windeshauch kräuselt die Oberfläche des Gewässers, welches bald leuchtet, bald trübe wird, wie der Himmel über Euch. Die Welle schlägt leis an seine

Ufer, der Odem des Himmels rauscht in dem Schilf. Rings um Euch rollt und rauscht der Urwald in seiner Majestät wie ein Ocean von grünem Laub. Ein entfernter Ruf ertönt, es ist der Schrei des Kamischi, des Monarchen der Niederungen und der überschwemmten Gegenden, des Vogelkönigs in den Savannen und Sümpfen. Und wiederum ist Alles still, da überkommt Euch ein unbeschreibliches Gefühl, Ihr überfliegt Raum und Zeit, Ihr lebt Euch hinein in das Leben, welches die Einöde beseelt, und verliert Euch in Gedanken an die unendliche Macht, welche dies Alles hervorrief.

Das Anwachsen des Penobscot ist nicht so gefährlich, wie das mancher anderer amerikanischer Gewässer, wie z. B. das des Kennebeck. Dieser wälzt seine Gewässer mit wüthendem Ungestüm durch ein tief ausgehöhltes Bett, und reißt Alles mit sich fort. Der Penobscot strömt dagegen durch weit ausgedehnte Niederungen, welche ihm in der Regenzeit gleichsam als Wasserbehälter dienen, seine austretenden Gewässer bedecken dann Tausende von Morgen. Daher müssen mehrere Umstände zusammenwirken, wenn seine Ueberschwemmungen Unheil anrichten sollen. Aber was nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, passirt auch bisweilen, und so waren im Jahre 1846 die Ufer des Penobscot der Schauplatz schrecklicher Begebenheiten.

Diese furchtbaren Scenen hat ein Einwohner von Bangor, Dr. West, in einem Schreiben an seinen Freund, den Dr. Tyng zu New-York, folgendermaßen geschildert:

„Seit mehreren Tagen haben wir gegen ein Unglück anzukämpfen gehabt, das auch Ihr Mitgefühl lebhaft erwecken wird. Unsere Stadt unterlag einer Katastrophe, wie sie in der Geschichte derselben ohne Beispiel dasteht, ja vielleicht in der Weltgeschichte, wenn man die geringe Zahl der Einwohner und ihre schwachen Hülfsmittel bedenkt. Ich werde Ihnen hier von einer schrecklichen Ueberschwemmung erzählen, welche durch Eisgang herbeigeführt wurde. Sie begreifen, was dies Letztere bedeutet.

Es kommt bisweilen vor, daß das Eis des obern Stromes aufgeht, ohne daß es unten zerbricht. Die Trümmer des obern Eises drängen sich dann, stoßen auf einander, schieben sich bei Widerstand übereinander und bilden einen Deich, welcher die ganze Breite des Stromes einnimmt. Ein

solcher ist oft 15 bis 30 Fuß hoch. Keine andere Substanz würde einen so festen, compacten Damm bilden können; die Schollen, welche anfangs getrennt sind, verbinden sich bald miteinander und nehmen die Festigkeit des Marmors an. So halten sie gleich einer mächtigen Schleuse den Lauf des Wassers auf, so daß der Fluß bald alle nahe liegenden Gegenden überschwemmt.

Der Frost hat in diesem Winter merkwürdige Wirkungen gehabt. Nachdem der Strom in all seinen ruhigen Theilen übergefroren war, bildeten sich im Strome selbst fortwährend Eisschollen. Der Lauf des Wassers trieb sie auf die unbewegliche Eisrinde, so daß dieselbe bald unter dem Gewicht versank. Neue Schollen bedeckten die ersten, bis endlich das Eis auf einen Felsen stieß oder doch den Grund berührte. Auf diese Weise wurde das ganze Bett des Stromes von einer festen Masse eingenommen. Rings um die Pfeiler unserer großen Brücke war das Eis vierzehn Fuß dick.

Dieser Zustand der Dinge erfüllte uns mit Besorgniß und ließ uns voraussehen, daß im Frühling großes Unheil angerichtet werden würde. Wir konnten uns indeß nicht sicher stellen gegen diese unvermeidliche Katastrophe. Es galt sie muthig zu erwarten, ohne daß wir hinreichende Mittel besaßen, um sie bekämpfen zu können. Aber wie sehr hat sie unsere Besorgniß übertroffen!

Vor einigen Tagen begann das Eis dreißig Meilen oberhalb Bangor zu treiben, während unterhalb ein Raum von zwölf Meilen unbeweglich stehen blieb. Auf mehreren Punkten hatten sich Bänke gebildet; wenn sie wichen, so stürzte das Wasser mit der Gewalt eines Bergsturzes auf die innern Eisbänke, indem es die Trümmer der ersteren mit sich fortriß, welche dadurch die Stärke und die Höhe der folgenden vermehrten. Die zwei größten Barren befanden sich sieben Meilen vor Bangor, in der Nähe zweier Reihen sehr bedeutender mechanischer Holzsägereien. Die Eisbänke, welche sich oberhalb derselben gebildet hatten, überschwemmten die Umgegend von Oldtowr und Stillwater, führten die Brücken mit sich fort und vergrößerten die riesigen Barrikaden; sie verursachten aber wenig Schaden im Vergleich zu dem, welchen die beiden letzten anrichteten.

Das außerordentliche Anwachsen der Gewässer riß zuerst die Mühlen mit sich fort. Der erste Deichbruch führte die Sägemühlen von Basin mit sich, welche einer New-Yorker Gesellschaft angehörten, welche daraus in jedem Jahr über 10,000 Dollars Nutzen zog. Die zweite Eisbank riß eine ganze Reihe Mühlen hinweg, welche unsern kühnsten Unternehmern angehörten und ihnen 15,000 Dollars Revenuen eintrugen. Ein Einziger unter ihnen verlor in dieser Katastrophe ungefähr 50,000 Dollars. Die zwei Reihen der Mühlen enthielten fünfzig Sägen, waren erst kürzlich mit den besten Maschinen versehen und hatten im letzten Jahr ein Drittheil aller den Fluß herabgeflößten Bäume in Bretter zerschnitten.

So wälzten sich die Schollen denn nach und nach auf das Thal zu, Brücken, Wohnungen, kurz alle Gebäude des einen wie des andern Ufers vor sich hertreibend. Sie bildeten zuletzt eine vier Meilen lange gigantische Masse, welche sich sehr hoch erhob und tief hinabsenkte, und welche die ganze Breite des Flusses einnahm, die von tausend bis zu fünfzehntausend Fuß wechselt. Man kann sich nicht gut einen Begriff davon machen, wenn man es nicht gesehen hat; es war ein schreckliches und wundersames Schauspiel. Oberhalb dieser Eisbank überfluthete der Strom sein gewöhnliches Bett zwanzig bis dreißig Fuß hoch, überschwemmte die Stromschnellen und erreichte die Höhen der Wasserfälle.

Die Stunde war gekommen, wo das Unglück zum ersten Male über Bangor hereinbrechen sollte. Ein schwacher Theil des Deiches gab nach, das Wasser stürzte nach und mit ihm in ungeheuern Wirbeln die den Penobscot bedeckenden Eismassen. Allein auf dem westlichen Ufer waren mit einem Male zwanzig außerhalb der Vorstädte gelegene Häuser unter Wasser gesetzt, doch ertrank hier Niemand. Dies fand bei hellem Tage statt und gewährte einen schrecklichen, aber zugleich auch prächtigen Anblick. In der Nähe Bangors waren die durch das Drängen des Eises bewirkten Erschütterungen schaudererregend. Das Wasser stieg plötzlich bis zu einer Höhe, daß es die Häuser und das Bollwerk an den Kais fortriß, und dort ungeheure Eisblöcke in Pyramiden aufschichtete. Die Brücke über den Penobscot, tausend Fuß lang, hielt den ersten Anprall aus, und gewährte Zeit, viele kostbare Gegenstände zu retten. Aber das Unglück sollte noch von anderer Seite über die Stadt hereinbrechen, auch der Kenduskeag durchbrach seine

Deiche. Dieser Fluß theilt Bangor in zwei gleiche Theile. Seine Ufer sind mit Magazinen und öffentlichen Gebäuden bedeckt; hier werden die meisten Geschäfte abgeschlossen. Der Kenduskeag bildet fast einen rechten Winkel mit dem Penobscot. Dieser umgiebt die Stadt von der Westseite, und an seinen Ufern befinden sich die meisten Holzniederlagen.

Einen Umstand darf ich nicht vergessen, welcher Ihnen unsere ganze Lage klar machen wird. Eine Meile unterhalb Bangor, bei einem Ort, der High=Head genannt wird, befindet sich eine Sandbank. Sie erleichtert die Bildung von Eisbarren auf eine Weise, die für die Stadt höchst gefährlich ist. Von dort her brach auch das größte Unglück über unsere Stadt herein.

Der zweite Act des schrecklichen Dramas fand gegen Mitternacht statt. Das Geläut aller Glocken verkündigte, daß das Eis sich bewege. Der gellende Ruf derselben trug den Schrecken in alle Gemüther. Die Straßen waren mit Männern, Weibern und Kindern angefüllt, welche ängstlich hin und her liefen. Endlich kam die Lawine; sie stürzte sich vorwärts mit einer Gewalt, wie sie tausend vereinte Locomotiven nicht gehabt haben würden. Der mit der Dunkelheit verbundene Nebel verhinderte, irgend etwas zu sehen, man zündete eine große Anzahl Fackeln und Laternen an, welche wohl die nächtlichen Dünste erhellten, aber nicht den Schauplatz des Unglücks; indeß ertönte bald zum Ohr, was das Auge nicht erblicken konnte, das Krachen der stürzenden Gebäude, das Geräusch der auf einander stoßenden Balken und das Brüllen des Wassers, welches Eisblöcke vor sich hinwälzte. Der Eisgang setzte seinen Lauf fort, riß einen Theil der großen Brücke mit sich fort und trieb das Eis, welches sich unterhalb befand, auf die Bank von High=Head. Der Henduskeag brach seine eisigen Fesseln mit nicht minderer Wuth, er riß Mühlen, Brücken, Waarenhäuser, verschiedene Etablissements und eine ungeheure Menge Balken mit sich fort.

Eine tödtliche Unruhe erfaßte die Einwohner; wird der Eisgang den Damm durchbrechen, welcher sich bei der Sandbank gebildet hat, oder wird er hier aufgehalten werden, wird er dort einen Ausweg finden oder die gewaltigen Wasserfluthen auf die Stadt zurückwälzen? In diesem letzten Fall würde die ganze Bevölkerung in Todesgefahr schweben. Die besorgniß=

erregende Ungewißheit währte nicht lange. Ein Schreckensschrei erhob sich aus der Menge, welche die Straßen erfüllte: die Fluth! die Fluth! Das Eindringen der Gewässer war so reißend, daß man sehr schnell sein mußte, um ihm zu entgehen; vielen Leuten reichte das Wasser bereits bis an den Gürtel, als sie ihre Magazine verließen. In einem Nu war die ganze Ebene überschwemmt. Schauderhaft war diese Scene anzusehen in einer düstern regnichten Nacht, das Brüllen der Wogen anzuhören, das Krachen der Gebäude, das Geschrei der Menschen, welche entsetzt die Flucht ergriffen, und denen zuriefen, die sich fern von ihnen befanden; unmöglich ist es, ein solches Bild zu betrachten, welches schwach vom Fackelschein erhellt war, ohne an das Unglück des Pharao zu denken, welcher mit seiner zahlreichen Armee im rothen Meere unterging.

Glücklicherweise sind bei allen materiellen Verlusten nur wenig Menschenleben zu beklagen, fast alle Einwohner hatten Zeit, entweder auf die Anhöhen zu fliehen, welche Bangor umgeben oder in den höher gelegenen Theil der Stadt. Der Stadttheil, welcher von den Kaufleuten bewohnt wurde, ward gänzlich unter Wasser gesetzt. Dasselbe zerstörte und verdarb eine große Menge Waaren, welche in den Magazinen aufbewahrt waren. Viele hatten diese von ebener Erde bis in den ersten Stock gebracht, aber das Wasser drang auch bis dahin und hob in einigen Häusern sogar die Fußböden aus, so daß mehrere Kaufleute Alles verloren, was sie das Ihre nannten.

Die Gegenstände, welche unter Dach und Fach sich befanden, waren indeß bei weitem von geringerem Werth, als die auf den Kais aufgestapelten Holzmassen. Diese ungeheuern Holzniederlagen wurden durch einen wahrhaft erstaunlichen Zufall gerettet. Die zerstoßenen Eisblöcke drangen nämlich in die Zwischenräume und verbanden unter dem Einfluß der Kälte, gleich dem Cement, die verschiedenen Stapel mit einander und bildeten daraus eine compacte Masse. Als das Wasser zurückkehrte, konnte es dieselben nicht von der Stelle bewegen.

In diesem Zustande blieben die Sachen am ganzen folgenden Tage, welches ein Sonntag war, der traurigste, den man je in Bangor erlebte. Daß man unter diesen Umständen nicht an Gottesdienst dachte, werden

Sie begreifen. Als das Wasser fortfuhr zu steigen, verwendete man alle Mannschaft dazu, um die Möbeln und Waaren zu retten und bedrängte Familien aus den Fenstern ihrer Wohnungen zu holen.

Die Entwickelung dieses Dramas begann am Sonntag Abend sieben Uhr. Auf's Neue ertönten die Alarmzeichen, man kündigte an, daß die Eisbank nachgebe. Eine Menschenmasse lief vor die Stadt, um diesem imposanten Schauspiel beizuwohnen, zugleich um sich eine klare Idee von dem angerichteten Schaden machen zu können. Indeß bekamen nur sehr Wenige etwas von dieser schrecklichen Scene zu sehen. Der ganze Fluß kochte und schäumte wie das Wasser in einem Kessel, es wallte auf, sprudelte und schleuderte die Eisblöcke durcheinander. Aber bald lagerten sich die Schatten der Nacht auf das Schauspiel. Man unterschied nur noch in der Finsterniß, die ungeheure vier Meilen breite Eisbank welche mit Blitzesschnelligkeit vorwärts schoß, nachgedrängt von den brüllenden Wogen. Alles wurde von ihr mit weggerissen, Brücken, Wohnungen, Sägemühlen, Niederlagen, Mühlen und öffentliche Gebäude. Man hörte das Krachen dieser Gebäude und sah sie dann mit Donnergepolter einstürzen. Die schöne Brücke über den Penobscot, die beiden Brücken über den Kenduskeag, die beiden Reihen Mühlen, Pavillons und Waarenhäuser vermischten ihre Trümmer miteinander. Das neue aus Holz gezimmerte Markthaus ward ganz davongeführt, die Wasser trieben es gegen den Pfeiler einer Brücke über den Kenduskeag, wo es Halt machte und dort eine Menge Bretter und Balken aufhielt; so bildete es ein improvisirtes Holzmagazin.

Das Wasser führte ungeheure Eisstücke mit sich. Oben in der Stadt, fast in der Mitte der Exchange-Street, sah man mehrere, welche 25 Fuß im Durchmesser hielten. Eine Menge anderer kleinerer lagen überall hier und dort zerstreut, und ließen uns an die Gewässer des Nordpols denken.

Es scheint merkwürdig, daß so wenig Menschen das Leben dabei verloren; die Einwohner unserer Stadt schienen sichtlich von der Vorsehung beschirmt zu werden. Viele Leute wurden todt gesagt, die ich fast Alle später wieder sah. Zwanzig Menschen ungefähr befanden sich auf einer der Brücken, als dieselbe fortgerissen wurde. Einige sprangen in den Strom, Andere stürzten hinein, aber Keiner kam um. Auf einem Floß, welches den Kenduskeag herunterkam, befanden sich drei oder vier junge

Leute; man sah es von den Wirbeln des Eisganges fortgerissen, glücklicherweise aber passirte dasselbe so nahe bei einem Magazin vorbei, daß die jungen Leute auf das flache Dach desselben springen konnten; Alle wurden gerettet. Eine Barke durchschnitt den Penobscot in demselben Moment, wo die Eisbank nachgab und die Wasser schäumend losbrachen; die Mannschaft erreichte mit Hülfe ihrer Ruder glücklich das Ufer. Solcher Fälle wurden mehrere bekannt.

Die materiellen Verluste sind sehr beträchtlich. Man schätzt sie auf 2—300,000 Dollars. Einigen hat die Fluth auch Alles geraubt. Mancher hat einen Verlust von 5000—50,000 Dollars. Unsere Freunde haben indeß Unrecht, wenn sie vielleicht glauben, daß wir von der Wucht des Unglücks niedergebeugt sind. Verzweiflung ist ein Wort, welches die rührige Bevölkerung unserer Stadt nicht kennt. Schon jetzt ist sie überall beschäftigt und voller Eifer; Bangor wird binnen Kurzem wieder im alten Flor dastehen.

VII.

Ein Waldbrand.

Auf dem Penobscot wird ein enormer Holzhandel getrieben. Der Staat Maine hat bis auf den heutigen Tag fast alle Provinzen der Union und fast alle Inseln Amerikas mit Holz versorgt. Sicher besitzen auch die andern Staaten unermeßliche Waldungen, aber es wird nur wenig oder gar nicht in denselben geschlagen; man wird erst ernstlicher daran denken, wenn die Quellen im Staate Maine geringere Ausbeute liefern. Schon jetzt läßt man bedeutend Holz in Pennsylvanien, Georgien und im Staatengebiet New-Yorks schlagen.

Die Insel Cuba allein gebraucht jährlich zu ihren Zuckerkisten vierzig Millionen Fuß Bretter. Boston gebraucht nicht weniger zu Bauten und Tischlerarbeiten.

Leute, welche die Waldungen am Penobscot nicht kennen, glauben, daß eine so riesige Ausbeute sie bald erschöpfen müsse, aber competente Beurtheiler sagen, daß sie noch während eines halben Jahrhunderts dem Handel unermeßliches Material liefern werden. Freilich vermindern sie sich mit jedem Jahre um ein Bedeutendes und endlich wird der Holzfäller keinen Baumstamm mehr vorfinden. Dann aber werden angebaute Felder die Stelle des Urwaldes einnehmen, und der Pflug wird den jungfräulichen Boden mit wallenden Kornfeldern bedecken.

Nach dem Penobscot ist der Mirimachi einer der interessantesten Flüsse des nördlichen Amerika's. Dieser mächtige Strom ergießt sich in den Golf St. Laurent, wo seine Mündung eine weite Bai bildet, die verschiedene Inseln enthält. Schiffe von 700 Tonnen Gehalt können ihn bis zu dreißig Meilen vom Meer befahren. Chatham, Douglas und New-Castle sind die vornehmsten Städte, die an seinen Ufern erbaut sind, sie liegen ungefähr acht Meilen vom Golf entfernt. Mehr als 200 Schiffe werden hier alljährlich mit Balken für Großbritannien beladen. Sieben Meilen oberhalb Chatham theilt sich der Mirimachi in zwei Arme, wovon der eine nach Südwest, der andere nach Nordwest geht. Der erste Arm ist breiter als die Themse oberhalb London. In der Nähe des Meeres sind die Ufer des Mirimachi sehr flach, aber im Innern des Landes werden sie steiler und bilden malerische Landschaften, in denen Waldungen, Hügel und Felsen vorkommen.

Der Boden, welchen dieser Fluß durchschneidet, lieferte früher eine erstaunliche Menge Bretter. Ein blutiger Kampf zwischen den Irländern und den Amerikanern hat ihn in der Geschichte Neu-Braunschweigs bekannt gemacht. Die Kinder Grün-Erins, fast alle eingewandert, erhoben sich in Masse, um die Bürger der Union zu vertreiben, welche hierher gekommen waren und bereits eine ziemlich ansehnliche Bevölkerung bildeten. Von Zeit zu Zeit fanden zwischen kleinen Trupps ganz verzweifelte Kämpfe statt, aber die Amerikaner vertheidigten muthig ihr Recht, trotz ihrer numerischen Schwäche, und nach einigen Monaten wurde Frieden geschlossen.

Ein noch schrecklicheres Unglück aber sollte diese Provinz heimsuchen, das man in der Geschichte Neu-Schottlands und Neu-Braunschweigs erzählt findet.

Leute, welche Europa nie verlassen haben, selbst die, welche in den alten Städten wohnen, in den seit langer Zeit angebauten Provinzen der vereinigten Staaten, können sich keinen Begriff von der Gewalt der Feuersbrünste machen, von der reißenden Schnelligkeit, mit welcher sich dieselben in den Wäldern des nördlichen Amerika's und Neuholland's ausbreiten; das geschlagene Holz, das Gebüsch, die trockenen Blätter, das Harz der Fichten, Alles begünstigt die Entwickelung derselben. In diesem letzten Lande sah ich einmal von einem Berge aus ein Thal, welches wohl zehn Stunden im Umfang hatte, ganz in Flammen stehen, so daß der Himmel auf mehrere Meilen im Umkreis geröthet war. Nachstehendes ist die Schilderung eines solchen Unglücks, durch einen Augenzeugen beschrieben; größeres hat nie die Waldungen Amerika's heimgesucht.

Der Sommer des Jahres 1825 war in beiden Hemisphären drückend warm gewesen, besonders aber in der neuen Welt, wo der verderbliche Einfluß der Hitze eine Menge epidemischer Krankheiten erzeugte. Im Juli und August verheerten bedeutende Waldbrände auf mehreren Punkten die Waldungen Neuschottlands, besonders im Osten der Halbinsel. Die anhaltende Dürre hatte das Holz empfänglicher für das Feuer gemacht und die Feuersbrünste ihrerseits trugen zur Hitze der Temperatur bei; sie fingen früh an und währten bereits mehrere Monate. Am 6. October lag es klar vor Augen, daß sich das Feuer New-Castle nähere, man sah auf Augenblicke Flammen und hellen Schein auf verschiedenen Seiten der Waldungen aufleuchten, vorzüglich im Nordwesten, entweder aus der Nachbarschaft von Douglastown und Moorfields, oder von den Ufern des Flusses Bartibog. Bald hörte man das Krachen der stürzenden Bäume, der sich krümmenden Aeste; ein wildes Geräusch, ein dumpfes Grollen, ähnlich dem entfernten Rollen des Donners, mischte sich von Zeit zu Zeit darein; man hätte glauben können, daß Kanonensalven abgefeuert wurden. Am 7. wurde die Hitze drückend. Um Mittag erhob sich ein dichter, bleicher Nebel, der schwach in's Röthliche spielte, aus dem Walde, und hüllte denselben endlich ganz ein.

Dieser Rauch wich bald einer Menge dichter Dünste, welche den Horizont verschleierten. Sie lagerten drei Stunden lang über der Erde; die Hitze wurde so drückend, daß sie den Einwohnern förmlich zur Marter wurde. Kein Luftzug war zu bemerken, Jeder fühlte sich entnervt und unfähig zur kleinsten Bewegung. Alles schien ausgestorben, nur nicht der Wald, welcher zitterte, rauschte und von fortwährenden Explosionen wiederhallte. Zuletzt erglühte der ganze Horizont wie ein Feuerkreis, der sich langsam enger zusammenzog, aber erst nachdem Alles zerstört worden, sich auf einen Punkt concentriren zu wollen schien. Wenige Minuten nach 4 Uhr erhob sich nordwestlich von New-Castle eine ungeheure Rauchsäule in verticaler Linie, und diese ungeheure Wolke verfinsterte vollständig den Himmel; aber eine leichte Brise kam aus Norden auf, die sie in ungestalte Gruppen zertheilte. Ungefähr eine Stunde später, um halb sechs Uhr, wirbelten eine unzählige Menge von Rauchsäulen aus dem Walde empor, erleuchtet von Flammen, die sie gleich Blitzen durchzuckten. Bald bildeten die Dünste und der Rauch eine Art von riesigem Thronhimmel, dessen Grenzen das Auge nicht absehen konnte; er streckte sich über New-Castle und Douglas wie die Wolken, welche Sodom und Gomorrha zerstörten, und eben wie diese überall hin Blitze versendend. Der Dunst war zum Ersticken. Jetzt jagte der Wind einen Regen von halb versengten Reisern und Blättern vor sich her, untermischt mit Funken und glühender Asche. Gegen 9 Uhr Abends donnerte ein erschreckliches Krachen durch den Wald, diese Art Salven wiederholten sich von jetzt an in ununterbrochener Reihenfolge. Sie vergrößerten den Schrecken von Minute zu Minute und schienen allen lebendigen Geschöpfen ein nahes Ende zu verkünden. Die Flammen machten schnelle Fortschritte auf die beiden Städte zu, nichts schien sie aufhalten zu können. Sie selbst vernichteten jedes Hinderniß; schon bedeckten die durch sie verwüsteten Wälder mehrere hundert Quadratmeilen, und das zerstörende Element bezeichnete nach Art der Eroberer seinen Weg mit Ruinen.

Der Orkan peitschte den Strom und machte ihn vor Wuth schäumen; er überfluthete seine Ufer mit kochenden Wogen; der Donner rollte und die Blitze schienen den Himmel zerreißen zu wollen, dann ward Alles wieder still; ein unheilverkündendes Schweigen hüllte die Landschaft ein. Plötzlich

erschallte ein Brüllen durch den Wald, unzählige Flammenmassen stiegen empor; sie erreichten endlich New-Castle und Douglas, und bedeckten den ganzen Raum, welcher im Norden des Flusses liegt, von Bartibog bis Naashwaak in einer Länge von mehr als 33 Lieues; die Feuersbrunst bildete hier einen feurigen See, welcher einen Raum von nicht weniger als 2000 Quadratlieues einnahm. Um sich eine Idee von dieser schrecklichen Scene zu machen, denke man sich einen breiten und reißenden Strom. Auf wenigstens 100 Meilen bedecken zahlreiche Wohnungen seine beiden Ufer, vier Städte, zwei auf jeder Seite, beleben ihn außerdem. Diese Städte und diese Wohnungen sind von Holz erbaut, ebenso die Ställe, die Scheunen und Magazine. Alle Gebäude enthalten überdies noch den Ertrag der Erndten, die Vorräthe für den Winter, Spirituosa, Pulver und eine große Anzahl brennbarer Materialien. Der angebaute Theil des Landes bildet zur Rechten und Linken des Flusses zwei lange, kaum eine Viertelmeile breite Striche, hinter welchen unermeßliche Waldungen beginnen, welche die außerordentliche Hitze so entzündbar wie Zunder gemacht hat. Tausende von wilden Thieren durchstreifen sie, Hunderte von Viehheerden weiden darin, eine Menge Menschen leben zerstreut in denselben, und dies Alles nun ein einziges ungeheures Flammenmeer!

Rings eine Scene der Verwüstung, überall nur Trümmer und der Tod in tausend Schreckgestalten. Die Feuersbrunst hatte die Gebäude erfaßt, die Bewohner entflohen schreckerfüllt. Ihr Geschrei mischte sich mit dem Gebrüll der Ochsen, mit dem Wiehern der Pferde, dem Heulen der Hunde, mit dem Brausen des Sturmes und dem dumpfen Donner des ungeheuren Gluthofens. Unglücklicherweise war kein anderer Ausweg zur Flucht, als der Fluß; massenweise stürzten sich die Menschen hinein, sie warfen sich in die Barken, stiegen auf die Floßhölzer und klammerten sich an Alles, was sie über dem Wasser halten konnte. Hundert und funfzig Fahrzeuge lagen auf dem Strom, Jeder flehte die Matrosen um einen Zufluchtsort an, aber man hatte nicht die Mittel, so viel Hülfesuchende aufzunehmen. Einige Schiffe fingen Feuer und brannten bis auf den Wasserspiegel des Mirimachi ab, andere wurden vom Feuer mehr oder minder beschädigt und eine allgemeine Vernichtung bedrohte sie. So waren die Flüchtlinge auf ihre eigenen Hülfsmittel beschränkt; Viele kamen glücklich

über den Fluß, eine Menge jedoch ertrank. Eine Frau ergriff den Schwanz eines Ochsen, der sich in das Wasser stürzte, und gelangte auf diese Weise glücklich an das andere Ufer. Viele gingen bis an den Hals in das Wasser und schützten sich durch fleißiges Untertauchen vor der versengenden Gluth.

Die Zahl der Umgekommenen aber war bedeutend. Am vorhergehenden Morgen noch blühend, voll Handel und Leben, glich jetzt die Stadt New-Castle nur einem rauchenden Schutthaufen; Douglastown, bedeutend kleiner, bot denselben Anblick dar. Von der ersten, die 260 Häuser und 1000 Einwohner enthalten hatte, blieben nur zwölf Häuser stehen. In der zweiten waren nur sieben der Gefahr entgangen. Zahlreiche Leichname bedeckten den Boden oder schwammen auf den Wogen; man sah bei Einigen die Eingeweide heraushängen, Andere waren ganz schwarz und zusammengeschrumpft von der Gluth, wieder Andere ohne Kopf und sonst auf verschiedene Weise verstümmelt; man fand Aufgedunsene und durch Erstickung blau Gewordene; Mehrere trugen noch die Spuren ihres martervollen Todeskampfes an sich. Menschengruppen vor Hunger dem Tode nahe und halb nackt, irrten auf den Trümmern umher, Einige gefährlich verwundet; sie beweinten den Tod ihrer Väter, Mütter und Frauen, ihrer Kinder und ihrer Freunde. Von den Holzfällern im Walde war auch nicht ein Einziger mit dem Leben davon gekommen. So waren auch die wilden Thiere ausgerottet, eine große Anzahl Hausthiere hatte ein gleiches Loos getroffen.

Das war die schreckliche Feuersbrunst von 1825. Sie lähmte auf lange Zeit den Handel dieser Provinz mit Masten und Bauholz. Die Städte jedoch sind schöner als vorher wieder aus ihrer Asche erstanden.

VIII.

Wie wir in Canada auf den Fischfang gingen.

Wir waren unserer Drei. Unsere Absicht war nach canadischer Manier unter dem Eise zu fischen, und unser Reiseziel das Stadtgebiet von Neu-Irland, welches ungefähr 70 Meilen von dem Orte, wo wir aufbrechen wollten, Quebeck, entfernt und etwa auf der Mitte des Weges zwischen dem St. Lorenzstrom und der amerikanischen Grenze gelegen war. Unser Fuhrwerk bestand in einem bequemen, starken, aber leichten und nicht uneleganten Jagdschlitten mit Sitzen für 4 Personen und vollständig mit Büffelfellen ausgefüttert, welche so eingerichtet waren, daß sie sowohl weiche Polster bildeten und in der Nacht als Schlafdecke dienten — ein nothwendiges Stück in einer Temperatur von 20 Grad unter Null — als durch ihre mit verschiedenen Jagd-Devisen geschmückten Borten eine hübsche Verzierung bildeten. Unter jedem Sitze war ein Kasten, den wir mit einem tüchtigen Vorrath von Erfrischungen und einigen Büchern vollstopften, indem wir auf diese Weise uns gegen die Zufälligkeiten des Mangels und der Langeweile zu schützen versuchten. Wir hatten zwei kleine aber sehr lebhafte Pferde, welche hübsch angeschirrt wurden, mit einem helltönenden Glockengeläute, das zu den Seiten jedes derselben an dem Leibgurte herabhing.

In dieser zweckmäßigen und angenehmen Lage langten wir in der vorgesetzten Frist bei Richardsons an, einem der bekanntesten Gasthöfe in der Herrschaft von St. Giles.

Hier machten wir für die Nacht Halt und überließen uns ganz unserer Bequemlichkeit, da wir für morgen nur noch eine kleine Tagereise vor uns hatten. Während des Morgens war es so kalt gewesen, daß unser Athem auf den Tüchern, mit denen wir unsern Hals umwickelt hatten, dicke Eiskrusten bildete, während der buschige Backenbart unseres Gefährten Perroque mit einer Menge kleiner Eiszapfen geschmückt war. Als unsere Pferde

warm wurden, bildete jedes Haar auf ihrem Rücken den Kern eines besonderen Eiszapfens, welcher sich allmälig aufrichtete und dadurch den Thieren mehr das Ansehen von Stachelschweinen als von Pferden gab. Um Mittag begann es etwas milder zu werden und gegen Abend war es beträchtlich wärmer geworden. Der Wind war inzwischen mit einer festen Richtung von Osten eingetreten. Dies und die Veränderung der Temperatur machte uns einigermaßen unruhig in Betreff der Witterung; aber unsere Hoffnung wurde wieder rege, als wir gegen 10 Uhr ein glänzendes Sternlicht bemerkten. Dennoch sollte der Sturm bald losbrechen. Nach ungefähr zwei Stunden heulte der Wind um das Haus und erschütterte es in seinen Grundfesten, während der Schnee gegen die Fenster peitschte, als ob Stahlnägel dagegen geworfen würden. Ich freute mich, das wilde Getöse der Winternacht zu verschlafen und erwachte in der That nicht vor 8 Uhr Morgens, als ich durch eine Dienerin, welche mit einem Lichte in der Hand eintrat, gerufen wurde. Ohne dieses Licht würde ich mich im Dunkeln befunden haben, da der Schnee während der Nacht das Fenster vollständig vermauert hatte. Mein Zimmer lag zu ebener Erde gegen Osten, und auf dieser Seite des Hauses hatte der Schnee, durch den Wind angehäuft, eine ungeheure Höhe erreicht. Blungle, mein anderer Freund, welcher kürzlich von London angekommen war, schlief in einem, dem meinigen benachbarten Zimmer; aber er weigerte sich aufzustehen, weil er nicht gesonnen sei, „mitten in der Nacht das Bett zu verlassen." In der That glaubte er nicht eher, daß es heller Tag sei, als bis ihm das Frühstück zugeschickt wurde und er bei dem Zustande seines Appetits auf die Vermuthung kam, es müsse schon beträchtliche Zeit her sein, seit er Abendbrod gegessen habe. Endlich ließ er sich doch herab, seine Fenster zu untersuchen, eine Untersuchung, die ihn über den wahren Zustand der Dinge aufklärte.

Der Wind war noch sehr scharf und obschon der Schneefall nachgelassen hatte, war doch die Wuth des Unwetters nicht geringer geworden. Der dicke Schnee wurde von dem Sturme wie leichter Sand fortgeblasen, so daß die Luft ganz dick davon war. Weder Mensch noch Thier vermochte draußen auszuhalten und Alles versuchte gegen den Sturm sich zu schützen. Allmälig begann jedoch der trübe Himmel sich über unsern Köpfen aufzuhellen und einige schmale Sonnenblitze drangen durch das wilde Schnee-

gestöber. Gegen zehn Uhr war das Dunkel verschwunden und die Sonne schien ganz hell. Noch eine ganze Stunde hielt der Wind in seiner früheren Heftigkeit an, aber gegen Mittag hatte er sich so beruhigt, daß wenigstens das Schneetreiben aufhörte.

Inzwischen aber waren die Straßen ganz unfahrbar geworden; an manchen Stellen waren sie vom Schnee entblößt, an andern dagegen lag er zu ungeheuern Massen aufgehäuft. Wir waren begierig, aufzubrechen, wurden aber von unserem Wirth davon abgebracht, der uns rieth, bis zum Nachmittag zu warten, wo die Straße sich in einem bessern Zustande befinden würde. Denn bei solchen Gelegenheiten verpflichtet das Gesetz die Landbesitzer, den Theil der Straße, der durch ihre Besitzung oder daran vorbei geht, in guten Stand zu bringen, und gegen 2 Uhr war jeder Schlitten in St. Giles zu diesem Zwecke in Thätigkeit. Sobald die Bahn geöffnet war, machten wir uns zur Abfahrt bereit. Die Straße war auf der ersten Viertelmeile gut gefegt, und da die immer grünen Gesträuche zu beiden Seiten noch standen, so machte es keine große Schwierigkeit die alte Bahn aufzufinden, welche den Pferden ein festes Auftreten gestattete. Wo aber das Immergrün von dem Schnee bedeckt oder niedergedrückt war, wurde die Sache schwieriger, und es war ersichtlich, daß unsere Wegbahner mitten in der Arbeit stecken geblieben waren. Das war denn auch unser eigenes Geschick, indem unsere Pferde in den weichen Schnee einsanken, der an einigen Stellen sechs Fuß tief war, so daß wir nicht geringe Mühe hatten, sie wieder herauszubringen. Dies kühlte unsere Begeisterung einigermaßen ab, und wir kehrten zu dem Gasthofe zurück, um den nächsten Tag abzuwarten.

Am folgenden Morgen waren wir im Stande und entschlossen, unseren Weg, aber mit Bedacht, wieder anzutreten. Wir kamen von St. Giles nach St. Sylvester, die letzte der französischen Herrschaften an dieser Straße, und zwischen dem St. Lorenz und den „Stadtgebieten" gelegen. Es ist fast ausschließlich von brittischen Ansiedlern bewohnt. In den Stadtgebieten sind die Franzosen so selten wie die Neger in Sibirien. Das erste Stadtgebiet, in welches wir kamen, war das von Leeds, bei dessen Betreten wir in dem Anblick der ganzen Gegend eine große Veränderung fanden. Nachdem sie flach und eintönig gewesen war, wurde sie jetzt plötzlich mit

Hügeln geschmückt, und schien eine ununterbrochene Kette von stattlichen Erhöhungen mit breiten Thälern und fruchtbaren Landstrecken zu bilden. Als wir die Spitze des ersten Berges erreichten, wandten wir uns um, um die Aussicht hinter uns zu genießen. Sie war wahrhaft wundervoll. Die Luft war so klar, daß jeder Gegenstand, selbst in der weitesten Entfernung, eine bestimmte Form und Begrenzung hatte. Die ebene Fläche, auf welcher wir gefahren waren, lag deutlich in einer Ausdehnung von ungefähr 40 Meilen bis zum St. Lorenz ausgestreckt zu unsern Füßen. Dem Anschein nach war sie so mannigfaltig gezeichnet wie ein Teppich. Die weißen Flecke von jeglicher Form und Größe, mit welchen sie unterbrochen war, deuteten die leeren Stellen zwischen den schwarzen Wäldern an. Die hohen und abschüssigen Ufer des St. Lorenzstromes konnten Meile für Meile verfolgt werden, während hier und dort der Strom selbst sichtbar wurde. Die entfernte Stadt auf ihrem felsigen Vorgebirge zeichnete sich scharf hervortretend auf dem Schatten ab, indem ihre mit Zink gedeckten Giebel gleich silbernen Zinnen in dem Sonnenschein funkelten. Ein wenig zur Rechten war die Hügelkette, welche hinter ihr lag, obschon sie mehr als 60 Meilen entfernt war, deutlich an dem klaren Horizont zu unterscheiden.

Nachdem wir Leeds verlassen hatten, führte uns unser Weg meist durch die Wälder, wo die lichten Stellen seltne Ausnahmen bildeten.

Zuletzt erreichten wir den Distrikt oder das „Stadtgebiet" von Neu-Irland, welches von Einwanderern von Maine und New-Hampshire vor mehr als 40 Jahren bebaut worden und jetzt einer der reichsten und blühendsten Theile der Gegend war. An einen seiner braven Farmers hatten wir ein Empfehlungsschreiben und schlugen unser Quartier bei ihm auf. Sein großes und geräumiges Haus war auf einem hohen Damme gebaut, welcher über einem der kleinen Seen lag, an welchem unsere Jagd beginnen sollte, da er einen der besten Fischgründe der Umgegend gewährte. Kurze Zeit nach dem Frühstück bereiteten wir uns für unser Tagewerk vor. Unser Jagdgeräth würde einem englischen Angler vielleicht wunderlich vorgekommen sein. Unsere Angelleinen bestanden in starken Hanfschnüren, deren wir ungefähr ein Dutzend mitnahmen. An jeder derselben waren zwei starke Haken befestigt, die mit einer dünnen Peitschenschnur umwickelt waren. Wir hatten außerdem drei Aexte und eben so

viel Spitzhauen von der größten Art, welche an Stielen von sechs Fuß Länge befestigt waren. Dazu kam eine Schaufel und eine große Harke. Alles dies wurde in einen breiten Handschlitten gelegt, welchen ein Diener nach dem Fischgrunde hinunterzog.

Der See war ungefähr drei Meilen lang und eine halbe Meile breit. Er lag in einem schönen Thal, rings von dunkeln Tannenbäumen umgeben, welche die Abhänge bedeckten. Er gehörte zu einer Reihe von Seen, von denen einige größer, andere aber auch kleiner als er selbst waren. Während voller fünf Monate im Jahr ist die Oberfläche derselben mit einer mehrere Fuß starken Eisrinde bedeckt. Wir begaben uns nun auf Schlittschuhen nach dem oberen Ende des See's, welches $2\frac{1}{2}$ Meile entfernt war. Mein Freund Blungle, der kein besonderer Schlittschuhläufer war, machte so ungeschickte Wendungen, daß er bald das Gleichgewicht verlor und sich auf dem Eise wie ein Kreisel drehte, um wieder in die Höhe zu kommen, während Perroque sich als ein wahrer Tausendkünstler im Schlittschuhlaufen bewies und die herrlichsten Schwingungen um unsern am Boden zappelnden Freund ausführte, in einer Weise, die das ergötzlichste Gemälde darbot. Zuletzt gelang es Blungle doch, seiner Füße Herr zu werden und wir Alle richteten nun unsern Lauf nach dem Fischgrund.

Der gewählte Platz befand sich an dem oberen Ende des Sees, da wo der Strom aus dem höher gelegenen See in ihn hinabfällt. Hier werden die Fische durch die Nahrungsstoffe, welche der Strom dort ablagert, gewöhnlich in größerer Menge herbeigezogen. Im Winter wirken außerdem noch andere Reizmittel, die wärmere Temperatur des Wassers, welche die vielen in der Nachbarschaft des Flusses befindlichen warmen Quellen verursachen, so wie die stärkere Helligkeit des Lichts, welches hier durch eine verhältnißmäßig dünne Eisdecke bricht. Es bildet sich sogar über einigen dieser warmen Quellen gar kein Eis, selbst während des strengen Winters. Unsere erste Sorge bestand nun darin, ein halbes Dutzend Löcher in das Eis zu hauen. Diese Operation begannen wir mit unsern Aexten, wobei wir jedes Loch etwa 3 Fuß im Durchmesser groß machten. Wenn wir ungefähr einen Fuß tief gekommen waren, so wurden die Aexte nutzlos für uns und wir mußten zu den Spitzhauen greifen, mit denen wir rasch vorschritten; zuletzt wurden die Löcher von dem zerbrochenen Eise gereinigt

und glatt gemacht. Wir waren noch nicht lange damit beschäftigt, als wir erkannten, wie ungemein nützlich uns die langen Stiele an unsern Werkzeugen seien, da das Eis, welches wir durchzuarbeiten hatten, über drei Fuß stark war. Man erzählt sich in der Umgegend von einem Irländer, der seine Haue vergessen hatte und sich in das Loch, welches er aushauen wollte, selbst hineinstellte, um seine Axt besser gebrauchen zu können, bis er zuletzt immer tiefer und tiefer sich einhauend, mitsammt dem Eise und der Axt in dem Loche verschwand und eine Speise für die Fische wurde, die zu fangen er ausgegangen war.

Als die Vorbereitungen vollendet waren, köderten wir unsere Angelhaken mit Stücken von fettem Schweinefleisch und ließen sie in das Wasser. Das andere Ende der Leine war an die Mitte eines starken Stockes befestigt, der ungefähr sechs Fuß Länge hatte und so gelegt wurde, daß er nicht in das Loch mit hineingezogen werden konnte. Diese Stöcke ließen wir über dem Eise in einiger Entfernung von den Löchern liegen, so daß wir, wenn ein Fisch angebissen hatte und eine Strecke noch unter dem Eise fortschießend den Stock bewegte, unsern Fang sogleich gewahr wurden. Zur Unterhaltung sowohl, als um uns warm zu machen, liefen wir in der unmittelbaren Nähe der Leinen Schlittschuh, so daß wir sie allezeit im Auge behielten. Die Fische, eine Art Hechte von sehr beträchtlicher Größe, oft an 30 Pfund schwer, werden bald von der durch die Löcher in das Wasser dringenden Lichtsäule zu der offenen Stelle herbeigezogen. Es ist daher selten, daß der Angler lange zu warten braucht, bis er sich überzeugt, daß seine Mühe nicht umsonst gewesen ist. Wenige Minuten, nachdem die Schnüre ausgeworfen waren, näherte ich mich zufällig dem Loch, in welchem sich die meinigen befanden und sah aufmerksam in die Tiefe hinab, ob ich da unten nicht etwas wie ein Schimmern von einer Flosse bemerken könnte, als plötzlich der Stock, an welchem eine von den Leinen befestigt war, mit gewaltiger Schnelligkeit gegen die Oeffnung gezogen wurde und mich bei den Fersen fassend, die ganze Lachlust des guten Blungle's herausforderte. Der Stock riß mich nämlich augenblicklich zu Boden, so daß meine Beine das Loch maßen, und sicher würde ich ganz und gar hinein gerissen worden sein, wenn der Stock, als der Fisch an das Ende seiner Fahrt gelangt war, nicht fest über der Oeffnung gelegen und mich gerettet hätte. Als ich mich aufgerafft

hatte, meinte ich, nun sei die Reihe des Ziehens an mich gekommen, und begann die Leine aufzuwinden. Aber die Schwierigkeit, welche ich wegen der Glätte der Schlittschuhe dabei zu überwinden hatte, ließ mich einen festeren Grund suchen; ich warf mich auf die Kniee und legte meinen Gefangenen, nachdem ich ihn rasch an's Tageslicht befördert hatte, auf's Eis. Es war ein tüchtiger Fisch, der gegen zwanzig Pfund wog und einige Minuten lang äußerst beweglich war. Aber die Kälte beruhigte ihn bald und nach einer Viertelstunde war er so still und hart wie eine Eisscholle.

Wir setzten unsern Fang noch einige Zeit mit erträglichem Erfolg fort und hatten gegen drei Uhr elf Fische gefangen, von denen der kleinste acht Pfund wog. Doch unser Vergnügen wurde zu früh durch Blungle unterbrochen, dessen Mißgeschick seit der Zeit unter uns zum Sprichwort geworden ist. Bis dahin hatte noch kein Fisch seine Leine begünstigt, außer daß einer einmal etwas daran genagt hatte. Er hatte nun das Warten aufgegeben und vergnügte sich während einiger Stunden mit Schlittschuhlaufen auf dem See. Die Uebung hatte ihm einige Fertigkeit verschafft und gleich allen Anfängern ward er bald auf seine Fortschritte stolz, und begierig, seinen üblen Ruf als Schlittschuhläufer durch irgend ein besonderes Kunststück zu verbessern. Wir hatten ihn vor den dünnen Stellen des Eises gewarnt, die der Fall des Flusses in den See verursacht. Aber kühn bis zum Uebermaß und vertrauend auf seine neu erworbene Geschicklichkeit vernachlässigte er die Warnung und entfernte sich gegen drei Uhr mit großer Schnelligkeit in der Richtung des Flusses. In weniger als einer Minute hörten wir ihn laut um Hülfe rufen.

Wir sahen rund umher. Jede Spur von Blungle war verschwunden, mit Ausnahme seines Kopfes, der gerade über das Eis emporragte, während sein Körper sich im Wasser befand. Er hatte sich zu weit gewagt und das Eis war unter ihm eingebrochen. Unsere Heiterkeit verwandelte sich nun augenblicklich in die größte Besorgniß. Das Eis war an jener Stelle so schwach, daß Blungle es durch bloßes Auflegen der Arme hätte zerbrechen müssen. Glücklicher Weise war der See an jener Stelle nicht tief, so daß er Grund fassen konnte; aber er stand auf einer schmalen Sandbank, von der aus die Tiefe des Wassers nach unserer Seite hin gleich zunahm. Einige Augenblicke waren wir unentschlossen, was zu thun sei, als uns

einfiel, daß wir den Schlitten als Rettungsmittel gebrauchen könnten. Nachdem wir die Spitzhauen mit ihren langen Stielen fest zusammengebunden hatten, befestigten wir die dadurch gebildete lange Deichsel an den Schlitten und schoben ihn zu dem Verunglückten. Perroque band noch zum Scherz ein großes Stück Speck an den Schlitten, damit sich Blungle daran festbeiße. Aber dieser trug eine Zeit lang Bedenken, seine sichere Stellung aufzugeben, bis er zuletzt einsah, daß ihm nichts übrig blieb; und als er schließlich durch einen großen Fisch erschreckt wurde, der emportauchte und ihm nahe an's Gesicht kam, ergriff er den Schlitten, den wir wieder nach uns zogen, und kam glücklich auf's Trockne. Einige Zeit lag er ganz still und würde bald so steif wie der Fisch gewesen sein, wenn wir ihn nicht mit Gewalt auf die Füße gebracht hätten. Alsbald lief er davon, seinen Weg nach dem Hause nehmend. Wir folgten ihm, so rasch wir konnten, unsere Geräthschaften und die gefangenen Fische auf dem Schlitten nach uns ziehend. Dennoch hatten wir ihn bald eingeholt, denn bevor er die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, waren seine Kleider ganz steif gefroren, und er sah aus wie ein Mann in einem zerbrochenen, gläsernen Futteral. Als wir das Haus erreicht hatten, entkleideten wir ihn nicht ohne Schwierigkeit und brachten ihn zu Bette. Wärme von außen und Cognac von innen ließen ihn nach und nach wieder aufthauen. Mit unsern Fischereien wollte er von jetzt an nichts mehr zu thun haben und beschränkte sich darauf, sein Vergnügen im Schlittschuhlaufen auf der Mitte des Sees zu suchen.

Wir blieben vier Tage zusammen, während welcher Zeit wir so viel Fische gefangen hatten, als wir in unserm Schlitten bergen konnten. Dann nahmen wir von unserm gastfreien Wirthe und seiner Familie Abschied und kamen nach einer vergnügten Schlittenfahrt gegen Abend des zweiten Tages in Quebeck an. Die Fische, welche gefroren und in vortrefflichem Zustande waren, wurden als Geschenke an unsere Freunde vertheilt.

IX.

Wie wir in Canada auf die Jagd gingen.

Nach diesem Mißgeschick in Neu-Irland konnte unser Freund Blungle nicht wieder bewogen werden, auf den Fischfang zu gehen. Denn jene Fahrt war mit Umständen verbunden gewesen, welche diesem Vergnügen in seinen Augen jeden Reiz genommen hatten. Er mochte verstehen in der Themse zu fischen — den ganzen Tag in einem eleganten und bequemen Armsessel sitzend, mit einem Vorrath von Cognac und Wasser und guten Havannahcigarren, das war seine Partie. Aber Löcher in's Eis zu hauen, um die Fische zu fangen, das sei, wie er meinte, weder anständig noch ergötzlich. Unter diesen Umständen war nichts mit ihm anzufangen, und wir mußten uns begnügen, ihn auszulachen. Das ärgerte ihn aber doch, und um zu zeigen, daß er es mit Jedem aufnehmen könne, lud er uns zu einer großen Jagd ein. Perroque, der eben so geschickt mit Schneeschuhen wie mit Schlittschuhen umzugehen wußte, ließ ihm keine Zeit, seine Einladung zurückzuziehen und es ward eine Jagd auf das Elenthier beschlossen.

Unsere Jagdrüstung bestand in Schneeschuhen (welche, wenn man sie auf die Schultern nahm, ein Paar großen Flügeln nicht unähnlich waren), einer Büchse, einem „Arkansas-Zahnstocher," und einem Pulverhorn. Wir machten uns ohne Zögern auf den Weg und am Nachmittage des folgenden Tages befanden wir uns noch einmal in dem Bezirk von Leeds, welchen wir zum Wahlplatz unserer Heldenthaten bestimmt hatten.

Archibald Mac Quaigh war ein alter Hochländer, der von Strathtoddy ausgewandert war und sich viel auf seine Vorfahren einbildete, sowie darauf, daß er in Leeds im Jahre 1817 die ersten Bäume gefällt habe, seit welcher Zeit der Bezirk wunderbare Fortschritte in der Kultur gemacht hatte. Mac Quaigh erzählte gern, daß das Krachen des ersten Opfers seiner Axt ihm noch in den Ohren nachtöne. Er hatte kühn seinen Weg mitten in die Wälder genommen, mit nichts als einer Axt, einem Dudelsack, einem Pack Haferkuchen und einer Flasche Whisky bewehrt — die beiden

letzten Gegenstände waren die Ueberbleibsel der Vorräthe, die er mit sich von Glasgow an Bord genommen hatte. Mit dieser kärglichen Ausrüstung begann er das kühne Leben eines Ansiedlers — Aussaatkorn und Schweinefleisch von seinen Nachbarn borgend, von denen der nächste fünfzehn Meilen entfernt war, bis seine erste Erndte ihn zu einem unabhängigen Manne machte. Die Jahre, obschon nicht ohne langen Widerstand, hatten ihren Einfluß auch auf Mac Quaigh ausgeübt. Er war in allen seinen Körperverhältnissen etwas zusammengeschrumpft; aber seine Haut und sein Fleisch sahen wie geschnitztes Horn aus, das allen Angriffen der Zeit trotzen zu wollen schien. Blungle fühlte ein innerliches Unbehagen, als beide sich zum ersten Male vorgestellt wurden; denn der alte Hochländer hatte ein Ansehen, das wohl im Stande war, die Nerven anzugreifen, — seine Haare, die an den Spitzen schon grau wurden, sahen aus wie rothglühende Eisendräthe, die an den Enden zum Weißglühen gebracht worden waren. Seine unveränderliche Lustigkeit hatte ihn noch nicht verlassen und seine Körperkraft war der Art, daß es Wenige im Distrikt gewagt hätten, einen Ringkampf mit ihm aufzunehmen. Er war ursprünglich Wildhüter im Dienste eines schottischen Marquis gewesen und dieser frühere Beruf hatte ihm eine unüberwindliche Vorliebe für die Jagd eingeflößt. Er war also für uns in seiner doppelten Eigenschaft als Jäger und gastfreier Wirth ein großer Schatz, und wir waren froh, Empfehlungsbriefe an ihn zu besitzen.

Wir wurden von ihm mit echt hochländischer Gastfreundlichkeit empfangen. Nach der Mahlzeit recitirte uns Mac Quaigh eine Strophe aus dem Ossian im Original, indem er uns zu verstehen gab, daß der Dichter einem jüngeren Zweige seiner Familie angehört habe. Er sprach ziemlich geläufig Englisch, bezeigte jedoch dieser Sprache eine große Verachtung. Er nannte sie spöttisch nur eine Mundart der Provinz, wogegen das Gälische die einzig wahrhafte Sprache auf der ganzen Erde sei.

Am nächsten Morgen erklärte Mac Quaigh beim Frühstück, daß fünf Minuten nach dem Mahl Alles für unsere Expedition bereit sein würde und daß wir dann sogleich nach dem Theile des Waldes aufbrechen müßten, welcher der Schauplatz unserer Thätigkeit sein sollte. Ein Elenthier ist eine kostbare Beute, die nicht oft gemacht wird, und das Erscheinen eines solchen bringt die ganze Nachbarschaft in Aufruhr. Vor einigen Tagen

war das Gerücht gegangen, daß eins in einer Entfernung von etwa drei Meilen von Mac Quaigh's Wohnung gesehen worden sei, und erst den Abend vor unserer Ankunft war unser Wirth durch einen Mann davon in Kenntniß gesetzt worden, der die Spuren des Thieres selbst auf dem Wege bemerkt hatte. Dies Ereigniß hatte ihn in hohem Grade aufgeregt und unsere Ankunft war ihm augenscheinlich lieb, denn sie gab ihm Jagdgefährten und somit Gelegenheit, eine ordentliche Jagd zu veranstalten.

Nachdem wir uns reichlich mit Erfrischungen aller Art aus Mac Quaigh's Speckkammer und Whiskykeller versehen hatten, brachen wir auf in einem gewöhnlichen Farmerschlitten, in welchem wir alle aufrecht stehen mußten. Mac Quaigh wurde noch von einem französischen Canadier, Namens Jean Baptiste, begleitet, der in der Nachbarschaft auf einer Farm diente und ein so erfahrener Elenthierjäger war, wie irgend einer in der Gegend.

Als wir den Gipfel eines steilen Hügels erreicht hatten, wurde der Schlitten zurückgesandt und wir schickten uns an, in die Büsche einzudringen. Der Schnee lag rund um uns volle fünf Fuß tief und bevor wir die gebahnte Straße verließen, war unsere erste Sorge, unsere Schneeschuhe anzuschnallen, welche bei einer canadischen Winterjagd unentbehrlich sind. Jeder Schuh ist ungefähr von der Größe eines langen Papierdrachens, mit dem er auch in der Form Aehnlichkeit hat. Der äußere Rahmen ist von leichtem Cedernholz gemacht, welches miteinander durch zwei Querhölzer verbunden ist, die von beiden Seiten gleich weit abstehen. Der schmale Raum zwischen dem äußeren Rahmen und den Querhölzern ist mit einem Netzwerk ausgefüllt, das von Gedärmen geflochten ist. An diese Schuhe werden nur die Zehen des Fußes befestigt und zwar an dem vordersten Querholze, wogegen die Ferse frei bleibt, so daß, wenn diese sich beim Gleiten hebt, der Schuh selbst nicht mitgehoben wird, sondern auf der Schneefläche liegen bleibt. Der Zweck des Schneeschuhes besteht nur darin, den Fußgänger vor dem Einsinken in den weichen Schnee zu bewahren, was durch die breitere Unterlage erreicht wird. So ausgerüstet kann ein Mann rasch und in vollkommener Sicherheit über die tiefsten Abgründe fortgleiten, indem er nur breiter als gewöhnlich auszuschreiten braucht, damit die Schneeschuhe nicht an einander stoßen. Allerdings ist das Gehen damit einigermaßen ermüdend und erfordert schon einige Uebung, um es mit Sicherheit und Leichtigkeit thun zu

können. Blungle bewies eben keine besondere Geschicklichkeit und bevor er zehn Schritte gemacht hatte, lag er auf dem Gesicht und fast drei Fuß tief im Schnee. Sein Zustand glich dem jenes Knaben, der, um zu schwimmen, sich eine Schwimmblase angebunden hatte, doch an die Füße, so daß die letzteren freilich über dem Wasser erhalten wurden, der Kopf aber unten blieb. Das Einzige, was von unserm armen Jagdgefährten für einige Augenblicke zu sehen war, waren die Schneeschuhe, die sich convulsivisch über der Oberfläche des Schnee's bewegten. Durch sie beschwert hätte er sich ohne unsere Hülfe nie wieder in die Höhe gerafft, und es dauerte noch einige Zeit, bevor er aus Augen, Mund und Nase den Schnee herausgebracht hatte. Er nahm sich von jetzt an mehr in Acht, doch seine Unerfahrenheit war unserm raschen Vorwärtskommen immer noch hinderlich.

Jetzt waren wir bis in die Mitte des Waldes vorgedrungen. Diese canadischen Wälder haben während der traurigen Winterzeit ein eigenthümlich einsames Aussehen. Der ganze Grund zu unsern Füßen war mit Schnee bedeckt, aus dem sich wie aus einem Ocean von Schnee säulengleich die kolossalen Baumstämme erhoben, durch deren blätterloses Astwerk der blaue Himmel über unsern Häuptern durchschimmerte. Die wellenförmige Gestaltung des Bodens nahm der Scene etwas von der Einförmigkeit, die sonst ermüdend gewesen wäre, und so legten wir unsern Weg über Hügel und Thäler, doch fortdauernd im Walde, fröhlich zurück. Zuweilen kamen wir über tiefe Löcher, und dann wieder über einen kleinen Strom, dessen Lauf durch den Frost angehalten und dessen Stimme für Monate zum Schweigen gebracht war.

Wir waren so drei Stunden lang auf der Fahrt, als wir zuletzt die Spur des Wildes auffanden. — Eine tiefe Furche war durch den Schnee gezogen und zeugte von der Anstrengung, mit der sich das Wild einen Weg durch den Wald gebahnt haben mußte. Wir hielten an und Mac Quaigh, indem er den Schweiß von seinem hornigen Gesicht abwischte und uns ebenfalls Gelegenheit gab, tief Athem zu schöpfen, rief aus: „Wir haben das Thier so sicher, als wär' es schon vor dem Schuß, wenn es sonst Niemand aufgespürt hat. Doch Ihr seht" — setzte er hinzu, auf den unzertretenen Schnee ringsum zeigend — „es ist keine Spur einer andern lebendigen Seele hier zu entdecken."

„Aber welche Aussichten haben wir denn?“ — fragte ich — „es scheint ja, daß das Elenthier wenigstens schon vor zwei Tagen hier gewesen ist?“

„Gebt einem Wilde,“ versetzte Mac Quaigh, „einen noch so großen Vorsprung, und ein Mann auf Schneeschuhen wird es doch überholen. Wir brauchen seiner Fährte nur zu folgen und kommen in einer Stunde so weit, als das Thier in einem Tage.“ Mit diesen Worten schlug er die Richtung ein, welche das Wild augenscheinlich genommen hatte. Blungle war die Aussicht eben nicht angenehm, vielleicht eine ganze Woche der Fährte eines Thieres nachzujagen; aber er machte gute Miene zum bösen Spiel und gab sich alle Mühe mit uns Schritt zu halten.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir die Spur eines gewöhnlichen Rothwildes fanden, die der Fährte des Elenthieres zulief, wie ein kleiner Fuß einem größeren. Nach der Vereinigung beider hatte das kleinere Thier die Spur des größeren benutzt, weil ihm der Weg darin leichter wurde.

„Laßt uns eilen und wir bekommen sie alle beide!“ sagte Mac Quaigh und verdoppelte die Länge seiner Schritte. Blungle stöhnte, arbeitete sich aber gleichwohl mit fort.

Wir folgten der nun doppelten Fährte, bis die Schatten des Abends sich über den Wald lagerten und den einsamen Wüsteneien, in welche wir eingedrungen waren, einen geheimnißvoll feierlichen Charakter gaben. Nach dem harten Tagewerk sahen wir uns nach einer passenden Stelle um, wo wir die Nacht zubringen könnten. Wir schlugen unser Nachtlager an einer ungeheuern Ulme auf, deren hohler Stamm sich, ohne daß ein Ast oder Zweig seine Gleichförmigkeit unterbrochen hätte, 60 Fuß hoch vom Boden erhob. Wir gruben ein Loch in den Schnee von mehr als vier Fuß Tiefe und breiteten unsere Decken auf dem Grunde desselben aus. Unsere nächste Sorge war nun, ein loderndes Feuer anzuzünden, was wir in der Höhlung des Baumes anmachten; darauf legten wir uns schlafen. Jean Baptiste hatte die erste Wache und Befehl, Jeden von uns aufzuwecken, den er etwa steif finden sollte. In fünf Minuten schnarchte Blungle so behaglich, als ob er daheim in seinem Bette läge.

Ich war eben im Begriff einzuschlafen, als Mac Quaigh, der zu keiner Zeit mehr als ein Auge zu schließen schien, plötzlich aufsprang und die Axt

ergreifend, die an dem Baume lehnte, sie bis zur Schulter erhob und unverwandt auf die Höhlung blickte, in der unser Feuer brannte. Es war in der That ein malerischer Anblick, wie er so dastand und seine kräftige Gestalt und sein gefurchtes Gesicht, beleuchtet von dem röthlichen Schein der knisternden Flamme, aus der umgebenden Dunkelheit hervortraten. Doch es blieb keine Zeit zu langen Betrachtungen, ich stand sogleich auf den Beinen neben ihm und die Töne, welche ich jetzt aus dem hohlen Baumstamme hervordringen hörte, erklärten mir das ungewöhnliche Benehmen Mac Quaigh's. Eh' ich noch weiter darüber nachdenken konnte, ein oder zwei Augenblicke später, stürzte ein schwerer Körper mitten in's Feuer herunter, so daß die Brände nach allen Richtungen umherflogen. Blungle, der noch immer schlief, wurde durch einen glühenden Funken erweckt, der seine Nase traf; er sprang hastig auf und stürzte in die Umarmung eines zottigen Bären, der im Begriff stånd, ihm eine verhängnißvolle Liebkosung zu erweisen, als Mac Quaigh's Axt mit furchtbarer Gewalt auf den Bärenschädel niederfuhr und ihn spaltete. Das zu Tode getroffene Thier fiel auf die Seite und riß Blungle mit sich nieder, der, als man ihn wieder befreite, fast eben so leblos war als der Bär.

„Es sind ihrer nie zwei in einem Baume," sagte Mac Quaigh, „wir können also ruhig weiter schlafen. Das thaten wir denn auch und ich schlief zwei oder drei Stunden ohne Unterbrechung. Jean Baptiste hielt Wache und beschäftigte sich, bis die Reihe des Schlafens an ihn gekommen war, damit, den Bär zu zerlegen. Wir bekamen am Morgen gebratene Bärenschinken zum Frühstück. Unser Hunger war zu stark, um allzuwählerisch zu sein, und dies war vielleicht der Grund, daß wir sie eben nicht unschmackhaft fanden. Blungle dagegen war nicht zu bewegen, sie anzurühren. Er hatte die schwärmerische Idee, daß es unchristlich sei, von einem Bären zu essen. Ja, zuerst weigerte er sich sogar entschieden, uns noch weiter zu begleiten; als indeß Mac Quaigh den freundschaftlichen Wunsch aussprach, er möge wohlbehalten aus dem Walde heimkehren, wenn er die Rückkehr allein versuche, kam er zu der Einsicht, daß es das kleinere von zwei Uebeln sei, unsere Gesellschaft noch ferner zu theilen. Er that aber ein feierliches Gelübde, wenn er je wieder in einen zoologischen Garten komme, wolle er sorgfältig vermeiden, nur einen Blick auf die Bären zu werfen.

Nach dem Frühstück setzten wir unsern Weg fort, indem wir, wie am vorhergehenden Tage, der Spur folgten. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir, ein steiles Ufer hinabsteigend, einen raschelnden Ton vernahmen, der aus einem Dickicht kam, am Rande eines ziemlichen Gewässers, das unsern Weg durchkreuzte.

„Es ist nur das Kleine!“ sagte Mac Quaigh, dessen scharfer Blick für einen Moment das Wild gewahr wurde, welches sogleich wieder im Dickicht verschwand. „Macht euch fertig!“

Wir waren natürlich in voller Aufregung und Blungle meinte der Weisung nachzukommen, indem er bedächtig seine Büchse auf Jean Baptiste anschlug, der uns vorausgeeilt war, um das Thier aus seinem Versteck zu treiben. Mac Quaigh, der die gefahrdrohende Haltung Blungle's bemerkte, warf den Lauf der Büchse mit einem Schlage seines Armes in demselben Augenblick in die Höhe, wo Blungle den Drücker berührte, und die Kugel fuhr pfeifend durch die Zweige, von denen sie einige herabschlug. Mac Quaigh schalt und Blungle konnte nicht erschrockener sein, wenn er auf sich selbst gezielt hätte. Die Entladung der Büchse hatte das Thier aufgeschreckt, welches nun mit einem Male aus dem Dickicht heraussprang. Eine Kugel von Perroque verwundete es in der Seite. Mac Quaigh's Drücker ging einen Augenblick darauf los, doch sein Gewehr gab kein Feuer, zu seinem größten Verdruß und wie er selbst sagte, „zum ersten Male in seinem Leben.“ Ich feuerte ebenfalls, weiß aber heutigen Tages noch nicht, was aus meiner Kugel geworden ist. — Das verwundete Thier warf sich mit Gewalt auf den Strom, über den es zu flüchten versuchte. Aber das Eis war nur schwach und gab nach; mit großer Anstrengung suchte das Wild sich über der Oberfläche zu erhalten, bis eine neue Kugel aus Mac Quaigh's Büchse seinen Kopf traf, und es plötzlich durch die heftige Strömung unter das Eis gezogen wurde. Ein wenig weiter stürzte der Fluß über einige Felsstücke und bildete schäumende Strudel, die allem Frost Widerstand leisteten. Wir kamen gerade dort an, als der Körper des Thieres mit großen Eismassen herabgeschleudert wurde, die sich von der Decke des Stromes und den Felsen abrissen.

Da es zu viel Zeit geraubt hätte, den verstümmelten Körper des Wildes in unsern Besitz zu bringen, so überließen wir es dem eisigen Ab-

grunde, und stiegen unterhalb der Stromschnellen zu einem Punkte herab, wo das Eis stark genug war, den Uebergang über den Fluß wagen zu lassen. Sodann suchten wir die Spur wieder auf, der wir den ganzen Tag hindurch folgten. Wir kamen dabei an mehreren Ansiedelungen vorüber, die alle von dem Elenthier mit großer Vorsicht waren vermieden worden. In der Nacht bivouakirten wir abermals, aber diesmal in der Nachbarschaft eines soliden Baumes. Blungle schlug mit der Axt auf allen Seiten daran, um sich zu überzeugen, ob er auch nicht hohl sei, und bezeugte seine Zufriedenheit, als er gesund tönte. Am nächsten Morgen drangen wir tiefer und tiefer in die Wildniß ein. Gegen Mittag begann Blungle, dessen Geduld nahe daran war, erschöpft zu werden, ernstlich über das Nichterscheinen unserer Beute zu schimpfen, als Baptiste, der etwas voraus war, seinen Arm in die Luft erhob, um unsere Aufmerksamkeit auf einen Punkt rechts von uns zu lenken, wo wir zum ersten Male das verfolgte Wild zu Gesicht bekamen. Das Elenthier war in einiger Entfernung von uns bis an den Bauch in Schnee vergraben und benagte die grüne Rinde eines jungen Baumes. Da wir ihm noch zu fern waren, um mit Erfolg Feuer zu geben, glitten wir leise auf dem Schnee näher heran, uns möglichst hinter den Bäumen verbergend. Es war ein völlig ausgewachsenes Thier; eine Zeit lang ward es unsere Annäherung nicht gewahr, kaum aber waren wir in Schußnähe, als es ängstlich um sich blickte und Zeichen von Unruhe und Besorgniß gab.

„Brennt ihm eins auf" — sagte Mac Quaigh — „oder wir verlieren unseren Vortheil." Kaum hatte er diese Worte gesagt, als unsere vier Büchsen zu gleicher Zeit entladen wurden. Das Elenthier machte einen ungeheuern Sprung durch den Schnee und versuchte zu entrinnen. Wir waren sogleich hinter ihm her, indem wir im Vorgehen unsere Büchsen wieder luden. Als wir zu der Stelle kamen, wo es gestanden hatte, sahen wir an dem weithin blutig gefärbten Schnee, daß es ernsthaft verwundet sein mußte. Wir bemerkten bald, daß seine Fluchtversuche schlaffer und langsamer wurden und schon erlahmte es fast, als ihm Mac Quaigh's Büchse eine Kugel in den Kopf sandte, die es todt in den Schnee niederstreckte. —

Die Nase des Elenthieres wird von civilisirten wie von wilden

Völkern für einen großen Leckerbissen gehalten. Blungle, welcher selbst mit diesem Theil des Gesichts sehr wohl versehen war, wurde dennoch von der Größe derselben lebhaft in Erstaunen gesetzt. „Es sieht aus" — sagte er, als ob das Thier einen Reisesack an der Stirn trüge, um seinen Vorrath darin aufzubewahren." Nachdem wir die Nase abgeschnitten hatten, überließen wir sie der Obhut Jean Baptiste's.

„Seht euch nach Feuer um," — sagte Mac Quaigh, als wir den Rückweg antraten. „Wie, was giebt's?" fragte Blungle, indem er seine Büchse von der Schulter riß, als ob er den Angriff eines zweiten Bären befürchte. Aber davon war nicht die Rede. „Feuer" ist der besondere Ausdruck für die Merkzeichen, die von den Ansiedlern an gewissen Bäumen gemacht werden, um die Richtung der verschiedenen Stadtgebiete zu bezeichnen. Durch diese Merkzeichen kann sich der Waldbewohner leicht zurecht finden und eine Ansiedelung erreichen — und eine solche zu finden, war jetzt Mac Quaigh's Absicht. Wir zogen den Körper des Thieres hinter uns her, und als wir etwa zwei Stunden, geleitet durch die „Feuer" vorwärts marschirt waren, erreichten wir zuletzt eine kleine Ansiedlung, wo wir ein Paar Schlitten erhielten, einen für Jean Baptiste und das getödtete Elenthier, und den andern für uns selbst. Spät am Abend trafen wir, nicht wenig ermüdet von unserer Anstrengung, in Mac Quaigh's Wohnung wieder ein.

Wir verweilten noch zwei Tage bei unserem excentrischen aber warmherzigen Wirthe, der uns ungern entließ. Am folgenden Tage erreichten wir Quebeck und bewirtheten bald darauf eine Anzahl Freunde mit unserer werthvollen Beute, der Nase des Elenthieres.

Afrika.

I.

Das Wallfisch-Etablissement in der Algoa-Bai.

Durch welchen Instinkt diese Ungeheuer der Tiefe die Niederlassung der Menschen an den von ihnen besetzten Küsten bemerken, ist schwer anzugeben; daß sie dies aber thun, ist sicher und nicht zu bezweifeln, daß sie alsbald diese Küsten verhältnißmäßig seltener besuchen. Wo man jetzt in der Nähe der Südostküste Afrika's einen Wallfisch findet, da waren deren früher, als der Bewohner des Landes nur noch wenige waren, wenigstens zwanzig. Ebenso verhält es sich auch bei Neuseeland und allen andern Küsten, wo sich der Wallfisch häufig aufhielt. Demungeachtet wird das Wallfisch-Etablissement zu Port Elisabeth doch noch aufrecht erhalten und zwar aus guten Gründen. Ein einziger Wallfisch im Jahre erstattet schon alle Unkosten und Ausgaben zur Unterhaltung der Einrichtung, und jeder weitere Wallfisch, der im Laufe desselben Jahres gefangen wird, ist reiner Gewinn.

Natürlicher Weise hängt der Werth eines Wallfisches von seiner Größe ab; der Durchschnitt ist zwischen 3 und 600 Pfd. St. Das Etablissement in Algoa-Bai besteht in einem steinernen Hause zur Wohnung des Vormannes, an welches sich die Kessel- und Siedehäuser anschließen, nebst einem

hölzernen Boothause, in welchem drei bis vier Wallfischboote mit allen dazu gehörigen Leinen und Tauen, sowie die nöthige Zahl von Wurfspießen, Harpunen und sonstigem Geräthe zum Zerschneiden des Wallfisch-Kadavers stets bereit gehalten werden. Auch befindet sich daselbst die Bemannung eines Bootes, die aus sechs auserwählten Leuten besteht, nebst dem Klein-Bootsmann und dem Harpunirer. Selten werden mehr als zwei bis drei Wallfische im Jahre gefangen, mitunter sogar nicht einer.

Läßt sich ein solcher in der Bai sehen, so wird es gleich bekannt und erregt eine nicht unbedeutende Bewegung in der kleinen Stadt Port Elisabeth; es ist dies ein plötzliches und unerwartetes Fest, das zur Unterhaltung der Einwohner dient, ohne etwas zu kosten. Der Strand wird gedrängt voll Menschen und alle nach See gerichteten Fenster sind besetzt.

Dort bereiten sie sich vor, das Boot durch die Brandung zu bringen; auch wir wollen mit einsteigen, das Vergnügen in der Nähe mit anzusehen. Taue und Mannschaft sind im Augenblick bereit; wir drücken uns in das Hintertheil des Bootes; sechs vom Wetter gebräunte, kräftige Theerhosen sind an den Rudern beschäftigt; vorn in dem Vordertheil steht der Harpunirer, um seine Taue bereit zu machen, neben ihm ein Junge mit einem Eimer. Aufgerollte Leinen liegen zu ihren Füßen, woran die Harpunen bereits befestigt sind; auch zwei bis drei Wurfspieße oder Speere sind vorhanden.

„Rudert zu, Burschen, dort bläst er wieder!“ ruft der Bootsmann, und bei jedem Ruderschlage heben die Leute das kleine Fahrzeug fast aus dem Wasser; der Harpunirer sagt nichts, er ist ein schweigsamer Geselle. Wehe aber dem unglücklichen Wallfisch, der in den Bereich seiner nie fehlenden Harpune kommt!

Inzwischen rollt sich unser fetter Freund des Oceans in demselben herum, als gäbe es gar keine solche Dinge, wie Harpunen sind, als glaube er gar nicht an die Wurfspieße. Wir nähern uns demselben, — noch ein Dutzend Ruderschläge und wir sind im Bereiche des Wurfes. Der Harpunirer scheint aber noch so kalt und unbeweglich, wie zuvor; wohl hält er die Harpune in der Hand, er scheint sie aber nicht fester zu fassen, auch gar keine Vorbereitung für den Wurf zu machen. Er kennt den Wallfisch besser, als wir, — besser, als die Mannschaft des Boots. Er ist 30 Jahre

Harpunirer gewesen und hat 26 Wallfische in einem einzigen Jahre mit seiner eigenen Hand harpunirt. Siehst Du, er hatte Recht, sich nicht zu übereilen, denn der Wallfisch hat uns endlich bemerkt und sich in die Tiefe verborgen.

Jetzt giebt der Harpunirer dem Bootsmann ein fast unmerkliches Zeichen; dieser sagt kaum hörbar: „weicht aus, Jungens!" und schneller wie je fliegt das Boot über das Wasser. Des Harpunirers Hand ergreift fest die Harpune, langsam erhebt er seinen Arm; einige Schritte vor uns scheint sich eine Welle höher, als die andere zu erheben; — bss — und in demselben Augenblicke erscheint des Wallfisches Rücken über der Oberfläche des Wassers; 18 Zoll tief ist die Harpune eingedrungen, welche die nie irrende Hand des Harpunirers geworfen.

Das Blut des Ungeheuers strömt aus der Wunde und färbt die Wogen hochroth.

„Zurück!" ruft der Harpunirer, da der Wallfisch sich vor Schmerzen herumwälzt und mit seinem großen Körper so kräftig um sich schlägt, daß ein einziger Schlag hingereicht hätte, um zwanzig kleine Fahrzeuge, wie das unsrige, in den Abgrund zu begraben.

Nun hat er sich in die Tiefe gesenkt und die Schnelligkeit, mit welcher er untertaucht, kann man an der ungeheuern Geschwindigkeit erkennen, mit welcher die an der Harpune befestigte Leine am Vordertheile des Bootes hinabläuft. Jetzt sieht man auch, wozu der Junge mit seinem Eimer dasteht; er schöpft Seewasser auf und gießt es unaufhörlich über die Kante des Boots, über welche die Leine läuft; denn ohne dies würde sie durch die Reibung nach zwei Minuten in Brand stehen.

Schon denkt der Zuschauer, der Wallfisch käme wohl nie wieder; doch die Mannschaft weiß dies besser. Gieb Acht, jetzt läuft die Leine nicht mehr mit derselben Geschwindigkeit, als früher; jeden Augenblick vermindert sich dieselbe; endlich hört sie ganz auf zu laufen und hängt schlaff an des Bootes Seite. Der Wallfisch kommt erschöpft wieder an die Oberfläche, um Athem zu holen. Nur wenig Augenblicke der Erwartung giebt es, in welchen der Harpunirer sich bereit macht, um einen der Wurfspieße in's Gleichgewicht zu setzen; er ist länger, leichter und schärfer, als die Harpune, doch ist keine Leine daran befestigt; denn die Harpune dient nur zum Fange,

der Wurfspieß aber zum Tödten. Langsam erhebt sich der Wallfisch wieder, doch ist er noch nicht im Bereiche des Wurfes.

„Vorwärts wieder, Bursche!" und inzwischen zieht der Junge die Leine so schnell als möglich ein. Wir sind jetzt nahe genug. Wieder ein Zischen, — noch eins — und der Harpunirer hat zwei Wurfspieße tief in des Wallfisches Körper hinein geworfen, so daß das Blut heftig hervorquillt. Plötzlich schießt der Wallfisch vorwärts; jetzt ist nicht nöthig, zu rudern; so schnell wir können, geben wir ihm wieder neue Leine; denn er schleppt uns mit einer Fahrt von wenigstens zwanzig Meilen in der Stunde vorwärts.

Man könnte fast glauben, die Harpunen und Wurfspieße hätten ihn nur gereizt und der ganze Blutverlust habe seine Kräfte um nichts vermindert. Doch so ist es nicht. Die Schnelligkeit vermindert sich — wir bewegen uns kaum noch durch das Wasser.

„Vorwärts wieder, Bursche!" Wir nähern uns dem Wallfisch, ein anderer tödtlicher Wurfspieß durchbohrt ihn. Diesmal scheint er sich rächen zu wollen. Er wendet sich um und schlägt nach uns — was kann uns vor dem Verderben retten?

„Rückwärts!" ruft der Harpunirer, während der Bootsmann, den Befehl in demselben Augenblicke befolgend, mit einem Ruderschlag das kleine Boot eine Art Bogen rückwärts machen läßt, so daß das Ungeheuer an uns vorbeigeschossen ist, ohne uns ein Leids zu thun, aber nicht, ohne selbst Leids erhalten zu haben; denn der Harpunirer, kaltblütig wie immer, hat eine neue Harpune ihm tief in den Leib geworfen und lächelt halb mitleidsvoll über die machtlose Wuth, welche er ganz genau als die Vorboten der Beendigung des Kampfes kennt. Aus vier Wunden strömt das Blut, wenn sie auch nicht so tief wie Brunnen und so weit als Scheunenthore sind, doch groß genug, um sogar einen Wallfisch zu tödten. Er wälzt sich heftig und langsam; einige krampfhafte Zuckungen erschüttern den mächtigen Körper, — dann treibt er bewegungslos auf dem Wasser: der Wallfisch ist todt.

Nun werden Taue um ihn herum befestigt und langsam wird er in's Schlepptau genommen und nach der Küste zugerudert, gerade gegenüber dem Wallfisch-Etablissement. Ein dichtes Gedränge sammelt sich, um den Koloß auf den Strand ziehen zu sehen. In zwei Tagen ist all' sein Fett

schon abgeschnitten und in Kesseln beim Sieden; Geier verzehren das Fleisch und Menschen reinigen seine Knochen. Zwei Monate später warten Fässer voll Thran auf die Verschiffung nach England. Das Bartwerk an seinem Maule, welches wir Fischbein nennen, ist bereit für den Gebrauch, den ihm die Damen anweisen und seine Kinnladen und ungeheueren Rippen dienen als Grenzsteine auf den verschiedenen Farmen im Innern des Landes, wozu sie sich ganz besonders gut eignen. Inzwischen ruht unser Freund, der Harpunirer, und die Mannschaft des Bootes auf ihren Lorbeern aus und sehen sich wieder nach einem neuen Fange um, und das Wallfisch-Etablissement ist um fünfhundert Pfd. St. reicher von diesem „Wallfischfang."

II.

Abenteuer auf der Löwenjagd.

Vor einigen Jahren während meines Aufenthalts in der Kapstadt — erzählt ein Reisender — hatte ich Gelegenheit zu freundlichem Verkehr mit jenen kühnen Handelsleuten, die einen einträglichen, aber gefahrvollen Tauschhandel im Norden des Orangeflusses treiben. Ihre Abwesenheit dauert oft zwei Jahre und darüber; sie wandern von Horde zu Horde mit ihren Karren und Dienern, bis all' ihre Waare verkauft ist. Sie kehren dann nach Grahamstown oder der Kapstadt heim, treiben das erworbene Vieh vor sich her und bringen Straußfedern, Häute, Elfenbein und andere kostbare Stoffe mit, die ihnen einen Gewinn von 4—500 Procent abwerfen. Unter diesen Kaufleuten lernte ich besonders einen geborenen Engländer, Namens Hutton, kennen, der außer der Tüchtigkeit in seinem Berufsfache auch ein sehr tapferer Jäger und in Bezug auf das südliche Afrika sehr unterrichtet war.

Ich hatte Gelegenheit ihm einen kleinen Dienst zu erweisen, indem ich einen seiner Diener, der wegen einer Schlägerei in's Gefängniß geworfen

war, durch meine Verwendung befreite. Dieser junge Bursche hatte die Gestalt und den Charakter eines ächten Hottentotten; den schmächtigen Körperbau, die schwarzbraune Haut, die tiefliegenden Augen, die kleine Nase, die breiten hervorstehenden Backenknochen und das buschige dichte Haar, wodurch sich diese Rasse auszeichnet. Für gewöhnlich war er schweigsam, ernst und selbst schwermüthig, wenn er nicht geistige Getränke zu sich genommen hatte, wonach er, wie fast alle seine Landsleute, sehr begierig war. Dann ging er von einem Extrem zum andern über, wurde nicht nur lebhaft und lärmend, sondern ausfallend und streitsüchtig im höchsten Grade. So kam es, daß er mit den boshaften und frechen Negern in der Stadt, die sich ein Vergnügen daraus machten, ihn zu reizen und zu necken, alle Augenblicke in Streit und Schlägerei gerieth.

Als ich mich über die außerordentliche Besorgniß wunderte, welche Hutton für diesen Burschen an den Tag legte, entgegnete dieser: „Ich muß wohl Sorge um ihn tragen, denn er hat mir das Leben gerettet. Es sind ungefähr zehn Jahre her, daß ich Apollo am nördlichen Ufer des Orangeflusses fand. Er war noch ein Kind, das kaum sein zwölftes Jahr erreicht haben mochte, obgleich sich das Alter dieser Eingeborenen schwer bestimmen läßt. Man hatte ihn allein gelassen, vom Fieber verzehrt und halb todt unter einem kleinen Dache, das aus Zweigen und Rasen aufgebaut war; denn bei den Hottentotten herrscht die abscheuliche Sitte, Kranke und Greise, welche dem Stamme nicht folgen können, zurückzulassen. Ich nahm den armen Jungen auf einen von meinen Wagen, gab ihm Chinarinde und andere Mittel, und schon nach einigen Tagen lief und hüpfte er, als sei er nie krank gewesen. Er hieß T'kurthue, wie er mir sagte; dieser Name klang mir aber so barbarisch, daß ich ihn mit seinem gegenwärtigen vertauschte. Seit jener Zeit nun ist mir Apollo überall gefolgt und bezeigt mir in seiner Weise die treueste Anhänglichkeit, wobei er freilich immer noch ein wahrer Wilder ist. Nur von mir läßt er sich befehlen; indeß führt er meine Befehle nur so lange aus, als er sich deren erinnert, das heißt vierundzwanzig Stunden lang, denn über diesen Zeitpunkt reicht sein Gedächtniß selten hinaus. Er trinkt geistige Getränke, so viel und so oft er deren habhaft werden kann und schlägt sich in der Trunkenheit bei der geringsten Veranlassung wie ein Tiger. Andere Fehler hat er übrigens nicht, es ist ein

ehrlicher treuer Bursche und der treueste „Folger“, den ich kenne. Follower oder Folger nennen wir den Hottentotten oder Neger, der hinter uns reitet, unsere Reservebüchse und unsere Munition trägt, dem Wild den Gnadenstoß giebt und uns verschiedene andere kleine Dienste leistet. — Ich werde nun erzählen, wie es kam, daß mir Apollo einen so wichtigen Gegendienst leistete:

Ich hatte mit zwei Karren und etwa zwölf Dienern eine Reise nach dem Lande Damarra angetreten. Zwei waren Schwarze von der Mozambik-Küste, die anderen Hottentotten und Namakas, die ich vor meiner Abreise in Dienst genommen. Die Neger verstanden den Dienst ziemlich gut, da sie am Kap einige Bildung erlangt hatten. Die Anderen taugten höchstens zur Führung der Karren; zuweilen gebrauchte ich sie, die Wildspur zu verfolgen. Ueberdies waren sie mit der Oertlichkeit bekannt und mir darin sehr nützlich; allein sie mußten fortwährend überwacht werden. Von Natur außerordentlich feig, konnten sie, obgleich mit der Handhabung der Feuerwaffe vertraut, niemals dahin gebracht werden, einem Büffel oder einem Rhinoceros mit einigem Muth zu stehen; mit einem Löwen anzubinden, daran war gar nicht zu denken. Ich schoß zwei oder drei Rhinoceros, ohne den geringsten Beistand meiner Leute; nur Apollo blieb mir unter allen Bedingungen wacker zur Seite, obgleich ihm die Zähne klapperten und die Augen von Angstthränen überströmten, wenn wir uns dem Feinde naheten.

Eines Nachmittags spannte ich in der Nähe eines Teiches aus, wo allerlei Thiere des Nachts zu trinken pflegten. Wir konnten ihre Fußtapfen längs dem Flusse sehen. Da die Namaken den Ort kannten, baten sie mich, in einer gewissen Entfernung zu lagern, weil die Löwen in dieser Gegend sehr böse wären, und wir würden, nahe am Wasser, wahrscheinlich einige unserer Ochsen verlieren oder selbst angegriffen werden. Seltsam! wenn ein Löwe einmal Menschenfleisch gekostet hat, scheint er es jeder anderen Nahrung vorzuziehen und läßt jede andere Beute im Stich, wenn er einen Menschen jagen kann. Ich wollte Mensch und Vieh nicht der Gefahr aussetzen, zog daher, nachdem ich reichlich getränkt hatte, zwei Meilen weiter und spannte in einem kleinen Thale aus, von wo der Teich unmöglich zu sehen war. Wir zündeten zur Verscheuchung der wilden Thiere ein großes Feuer an und ließen die Ochsen zwischen den umgebenden Felsen

weiden. In mir erwachte indeß der lebhafteste Wunsch, einem Löwen eine Kugel zuzusenden, da ich seit drei Jahren mindestens keinen erlegt hatte. Ich war bei einigen Jagdpartieen im Fernschuß nicht glücklich gewesen und fürchtete daher, allein einem solchen Abenteuer, welches feste Nerven und große Uebung verlangt, nicht gewachsen zu sein.

Ich sondirte vier oder fünf meiner Leute mit Inbegriff Apollo's, ob sie sich wohl entschließen würden, mit mir zu gehen und während der Nacht, die eben hereinbrach, zur Löwenjagd auf dem Anstand zu lauern. Nur drei zeigten sich bereit; wir ließen die andern bei den Wagen und empfahlen ihnen, das Feuer zu unterhalten und die Ochsen zu überwachen, daß sie sich nicht verliefen. Wir erreichten mit Sonnenuntergang die Trinkstelle, und mit Karst und Spaten versehen, fingen wir an, etwa 100 Schritte vom Teiche eine Grube von drei Fuß Tiefe in den Sand zu höhlen. Wir erhöhten den Rand durch die aufgeworfene Erde, um uns besser zu verbergen. Nach einer Stunde war das Werk vollbracht, und wir postirten uns, die Löwen erwartend, mit geladenem Gewehr in dem Graben. Umsonst lauerten wir die ganze Nacht. Zahlreich kamen die wilden Thiere, ihren Durst zu löschen; ihr König war nicht darunter. An die Springböcke, Gazellen, Zebras, Knaggas, mochte ich mein Pulver nicht verschwenden, da wir kein Fleisch brauchten; ein Schuß hätte übrigens die Löwen verscheuchen können. Wir gewannen aber nichts bei diesem ruhigen Verhalten. Mit Tagesanbruch verließen wir unseren Hinterhalt stocksteif, übelgelaunt und schläfrig zum Umsinken. Brüllen hatten wir sie in der Ferne hören, aber keinen Schatten von Löwen gesehen. Unsere Wagen und Ochsen hatten sie angezogen, denn wir erfuhren später, daß sie dort herumgeschlichen waren. Die Leute waren in der furchtbarsten Angst, hatten aber Geistesgegenwart genug, die Flamme fortwährend zu nähren, und das Vieh drängte sich aus Furcht fast in das Feuer hinein, das sie vor dem Angriff des Löwen schützte.

Ich mußte mir schon das Gelüst vergehen lassen, eines dieser prächtigen Thiere zu erlegen, wollte aber, um uns für das lange Warten zu entschädigen, doch nicht ohne alle Beute zurückkehren. Wir hatten kaum einige Klafterlängen zurückgelegt, als ein kleiner Trupp Springböcke quer durch die Dorngebüsche uns über den Weg stürzte; sie rannten, sprangen, wie

von Schrecken getrieben, und ich, ohne abzuwarten, um den Grund ihres Schreckens zu erfahren, feuerte mitten in das Rudel hinein und traf einen der stärksten. Meine Begleiter folgten meinem Beispiel, thaten aber lauter Fehlschüsse. Kaum war jedoch mein Flintenkolben von der Schulter, als ein ungeheurer Löwe aus dem Gebüsche trat und langsamen Schrittes auf uns zukam; er war etwa hundert Schritte von uns entfernt, so daß wir nicht mehr Zeit hatten, unsere Gewehre zu laden. Ich war so überrascht, daß ich einige Sekunden völlig regungslos und ungewiß blieb, was ich zu thun habe. Bald aber sah ich, daß nur ein Mittel uns aus der verdrießlichen Lage befreien könnte.

Wenn die Eingeborenen mit ihren Spießen und Messern truppweise auf die Löwenjagd gehen, so setzen sie sich, wenn der Feind naht, in einer Reihe hin. Ist nun das Thier in einer anfalllustigen Stimmung, so ersieht es sich einen aus der Gesellschaft und stürzt auf diese Beute. Der Unglückliche stirbt zuweilen unter dem ersten Krallenstreich und dem ersten Biß; meistens jedoch kommt er mit ziemlich schweren Wunden weg. Die Anderen fallen dann zugleich über den Löwen her; der Eine hebt ihn am Schwanz in die Höhe, so daß er sich nicht wenden kann, und die Uebrigen stoßen ihm ihre Assagaien in den Leib und hauen mit ihren Messern auf ihn ein. Bisweilen gelingt es ihnen, ihn zu tödten, ohne einen Mann zu verlieren; bisweilen aber auch ist der Löwe Sieger; er reißt zwei oder drei in Stücke, und die Anderen nehmen die Flucht. Es schien mir gerathen, dieselbe Kriegskunst anzuwenden. Wenn wir uns Alle niedersetzten und ihm ein unerschrockenes Aussehen zeigten, konnten wir ihn vielleicht einschüchtern und abhalten, uns anzugreifen, bis ich Zeit hatte, mein Gewehr wieder zu laden. „Niedergesetzt! Niedergesetzt!" schrie ich aus Leibeskräften, während ich mich auf ein Knie niederließ und mich anschickte wieder zu laden. Allein ein rascher Blick um mich her belehrte mich, daß meine Leute, kaum des Löwen ansichtig, Reißaus genommen und bereits die Hälfte des Hügels, der uns von den Wagen trennte, im Rücken hatten. Apollo hatte sich den Fliehenden angeschlossen, in der Meinung, wie er mir später sagte, daß ich mitliefe. Da er es nicht wagte, hinter sich zu sehen, so bemerkte der arme Teufel seinen Irrthum nicht eher, bis er die Wagen erreichte.

So war ich denn mit meinem Löwen allein. An's Fortlaufen war

nicht zu denken; er hätte mich gepackt, ehe ich die Strecke von fünfundzwanzig Klafterlängen zurückgelegt. Nicht nur war meine Flinte entladen, ich hatte noch obendrein, während wir die Grube höhlten, mein Jagdmesser, weil es mich hinderte, an Apollo abgegeben. Ich war also völlig wehrlos. Ich gab mich verloren. „Mein Gott, erbarme Dich meines Weibes, meiner Kinder!" jammerte ich, und angstvoll erwartete ich den Todessprung des Löwen. Aber er schien gar nicht eilig, näherte sich in ruhiger Haltung und mäßigte immer mehr seinen Schritt; endlich, als er etwa zwölf Fuß von mir entfernt war, machte er Halt und kauerte sich, mich fest anstierend, wie eine Katze nieder. Auch ich setzte mich und faßte ihn mit aller Kraft, die ich auftreiben konnte, in's Auge. Ich hatte in der Schule gelesen, daß die Thiere den starren Blick eines Menschen nicht ertragen können. Obgleich ich die Richtigkeit dieser Meinung aus eigener Erfahrung nicht bestätigen konnte, so galt es doch einen Versuch. Zum Unglück blieb er ohne Erfolg. Von Zeit zu Zeit schloß der Löwe die Augen, sah dann bald rechts, bald links; aber das war Alles. Endlich streckte er sich hin, mit untergezogenen Krallen, das Kinn auf den Boden gedrückt, ganz wie eine Katze, die auf eine Maus lauert. Hin und wieder beleckte er die Lippen. Ohne Zweifel hatte er eben eine Mahlzeit gehalten, und ich errieth seine Absicht. Wahrscheinlich noch satt von einem verspeisten Springbock, wollte er — da die Löwen das Fleisch gern frisch essen — mich aufsparen, bis seine Eßlust wieder wach würde. War das nicht eine angenehme Lage?

In dem Reisebericht eines Missionärs hatte ich von einem Hottentotten gelesen, der auf diese Weise einen ganzen Tag von einem Löwen bewacht wurde und am Abend vor Erschöpfung einschlief. Als er erwachte, war der Löwe verschwunden. Nach seiner ganzen Organisation und nach seinen Gewohnheiten ist der Löwe in Wirklichkeit nichts als eine große Katze. Manche Leute reden von seiner Großmuth, von seinen edlen Gesinnungen, — das ist Unsinn! Wenn ein Löwe keinen Hunger hat und auf eine Beute stößt, geht er oft vorüber, ohne darauf zu achten. Selten tödtet er zum Vergnügen und aus Mordgier; ganz wie die Katze, die, wenn sie satt ist, mit der Maus spielt; nicht aus Grausamkeit, wie irrig geglaubt wird, sondern weil sie diese für die nächste Mahlzeit aufbewahren will. Gerade

so macht es der Löwe, hauptsächlich wenn er schon Menschenfleisch gekostet hat. So versichern wenigstens die Einheimischen. Sie behaupten noch, daß er unter diesen Umständen wartet, bis der Mensch eingeschlafen ist, um ihn, wenn derselbe erwacht, bei der ersten Bewegung zu zerfleischen. Ein solches Schicksal harrte meiner, daran zweifelte ich nicht. Du wirst so lange leben, sagte ich zu mir, als du die Augen offen hältst; sinken sie vor Ermüdung zu, dann wirst du zwischen den Kinnbacken des Löwen erwachen.

Noch erschöpft von der Anstrengung der vorigen Nacht, fühlte ich großen Hunger und eine unwiderstehliche Neigung zum Schlaf. Die Sonne ging, wie gewöhnlich in diesen Wüsten, in ihrem vollen Glanze auf, und von ihren Flammenströmen erglühte der Sand um mich her; die Haut brannte mir auf dem Leibe. Wohl schützte mir mein breitkrämpiger Filzhut den Kopf, aber noch nie zuvor war mir die Sonnenhitze so drückend erschienen; vielleicht kam es daher, daß ich weder gegessen noch geschlafen hatte. Indeß behielt ich meine Geistesgegenwart und suchte eine Gelegenheit zu erspähen, wie ich von meinem Wächter loskäme. Meine Leute hätten mich befreien können, wenn sie in Masse angerückt wären; leider kannte ich aber die Hasenherzen zu gut und wußte, sie würden es nicht wagen, sich innerhalb einer Viertelmeile zu nähern, und dann war es unbezweifelt, daß der Löwe bei ihrer Ankunft auf mich losgesprungen wäre und meiner Ungewißheit ein Ende gemacht hätte.

Ich machte einen Versuch, meine Flinte wieder zu laden; allein bei der ersten Bewegung erhob der alte Schelm den Kopf und fing an zu knurren, als wollte er sagen: „Nichts da, mein Bursche, oder, wenn du dich rührst!..“ — Hätte ich mich an seinen Einspruch nicht gekehrt, so war er mir an der Kehle, bevor ich nur Zeit gehabt hätte, das Pulver auf die Pfanne zu schütten. Es war ein ungeheures Thier, das größte seiner Art, das ich je gesehen, mit langer grauender Mähne und einem Paar verschmitzten Augen. Die Schlauheit der alten Löwen ist kaum glaublich. Meiner wußte sehr gut, daß die Flinte irgend eine Waffe sei; er wußte auch ohne Zweifel, daß meine Leute in der Nachbarschaft seien, denn hin und wieder schoß er einen forschenden Blick in die Gegend des Wagenstandes. Da fühlte ich mein Herz heftig gegen die Rippen schlagen, und der Schweiß rann mir in Strömen von der Stirn. Der Löwe blieb keine Minute in Ruhe;

und seine fortwährende Bewegung erhielt auch mich in steter Angst. Ein Trupp Zebras kam an uns vorbei; als sie den Löwen erblickten, machten sie rasch Kehrt und stürzten wie rasend in einer anderen Richtung davon. Der Löwe erhob sich auf seinen Pfoten, machte eine halbe Wendung und sah den Fliehenden lebhaft nach. Die Löwen lieben das Zebrafleisch leidenschaftlich; ich hoffte also, meiner würde von mir ablassen und sich lieber an die leckere Beute machen. Allein es schien ihm offenbar gerathener, das Gewisse für das Ungewisse zu nehmen; er drehte sich also um, streckte sich wieder hin, knurrte entsetzlich, und sein Blick, den er lebhafter denn je zuvor auf mich richtete, schien mir zu sagen: „Du siehst, guter Freund, daß ich um dich ein Zebra verlor, du sollst mich dafür schadlos halten."

Sie können denken, daß ich den alten Schurken in meinem Herzen tausendmal verwünschte; ich nahm mich aber freilich in Acht, nur einen Laut auszustoßen, er hätte mir übel bekommen können. Neuer Schreck! Ich sah, wie der Löwe aufmerksam den Blick in die Gegend richtete, wo meine Wagen standen; dann erhob er sich auf den Füßen, brüllte zornig, faltete die Lippen und leckte das Gebiß, als wenn er etwas Unangenehmes bemerke. Ich erfuhr später, daß meine Leute, von Apollo angetrieben, sich bis an die Zähne gerüstet hatten und bis zur Hügelspitze vorgerückt waren; von hieraus hatte ihr scharfes Auge meine Lage entdeckt. Sobald sich aber der Löwe erhoben und ihnen das Gesicht zugewandt hatte, hatten sie das Hasenpanier ohne Trommel und Trompete ergriffen, waren nach den Wagen gerannt und halb wahnsinnig vor Entsetzen hineingesprungen. Nach einer kleinen Weile lagerte sich der Löwe wieder mir gegenüber, streckte seine Pfoten aus, gähnte, blinzelte und schien des Wachehaltens müde. Allein er war augenscheinlich entschlossen, bis zur Nacht auszuhalten.

Gegen Abend hörte ich in der Ferne ein dumpfes Brüllen, das meinem Löwen gar nicht recht schien. An dem Klang der Stimme glaubte ich eine Löwin zu erkennen, die ihren Gatten suchen mochte. Er stand auf, legte sich wieder, ging dann lebhaft hin und her, schnopperte an dem Boden, kurz, sah unentschlossen und verstört aus, schwieg aber, und das Geschrei der Löwin verlor sich allmälig.

Das war der bängste Augenblick dieses Tages, denn hätte der Löwe seiner Gefährtin geantwortet, hätte er sie gerufen, so würde sie hungrig, wie sie wahrscheinlich war, sich sofort auf den leckeren Bissen geworfen haben, den sich der Herr Gemahl so lange aufgespart hatte. Allem Anschein nach hatte der alte Schalk denselben Gedanken und hielt es für klug, sich nicht zu verrathen.

Endlich war die Nacht hereingebrochen. Die Sterne schimmerten hell, aber der Mond kam nicht herauf. Selbst in kurzer Entfernung sah ich die Gegenstände nur undeutlich und unterschied im Osten nur die Umrisse der Hügel. Der Löwe schwebte mir als wüste Masse vor den Augen. Ich war gewiß, daß er nicht schlief und jede meiner Bewegungen beobachtete. Hin und wieder leuchteten seine auf mich gerichteten Sterne wie glühende Kohlen. Ich hatte nur eine einzige Hoffnung des Heils: wenn ich mich regungslos und still verhielt, durfte ich ihn vielleicht ermüden oder ihn mindestens abhalten, mich zu fassen; inzwischen konnte ihn ein Zufall, ein plötzlicher Umstand anderswohin locken und mich von ihm befreien. Um aber diese letzte Rettungsaussicht nicht zu verlieren, mußte ich wach bleiben; ein höchst schwieriges Ding. Meine Kräfte waren aufgerieben, ich wollte vor Schlaf umsinken, da ich 36 Stunden nicht geschlafen, 24 Stunden Nichts gegessen hatte, und diese grausame Gemüthsqual! Die frische Kühle der Luft nach einem so heißen Tage, die tiefe Stille ringsumher, Alles lud so freundlich zur Ruhe ein, und ich mußte mit aller Macht die Augenlider offen erhalten. Von Zeit zu Zeit fühlte ich, wie mein Kopf auf die Brust sank, und dann schrak ich schaudernd auf bei dem Gedanken, daß der Löwe sich vielleicht zum Sprunge rüste. Es war entsetzlich! Noch jetzt denke ich nicht gern daran. So muß einem zum Tode Verurtheilten zu Muthe sein, wenn er in seiner letzten Nacht aus schwerem Alpdruck aufschaudert und das drohende Bild des Schaffots vor sich sieht. Die Nacht durch hätte ich diese gräßliche Lage schwerlich ausgehalten, das übersteigt menschliche Kräfte.

Zwei oder drei Stunden, nachdem die Schatten Himmel und Erde verhüllt, hörte ich die Thiere an den Wasserplatz gehen. Einige streiften in geringer Entfernung an mir vorbei, aber ich sah sie nicht. Der Löwe, der sie ganz gut bemerkte, wendete höchstens den Kopf ein wenig, als sie

an ihm vorbeikamen. Die Hoffnung, daß er von mir ablassen und sich auf sie werfen werde, verschwand bald. Plötzlich hob er den Kopf, sah mich an und begann zu brüllen: „Der Augenblick ist da!“ dachte ich. Er richtete sich auf seinen Pfoten auf, und mich unablässig anstierend, brüllte er noch stärker. Ich schickte mich zur Gegenwehr an, faßte meine Flinte mit der Linken und mein Taschentuch in die Rechte. Meine Absicht war, ihn mit dem Kolben zu treffen, ihm das Taschentuch tief in den offenen Rachen zu stoßen und ihn so zu ersticken.

Das Unterfangen war nicht leicht, aber es war mein letzter Trumpf; ich wollte nicht sterben, ohne dieses äußerste Mittel zu versuchen. Hoffnung hatte ich freilich nicht, mein einziger Wunsch war nur, gegen diesen Löwen zu kämpfen, der mir vom frühen Morgen an auf dem Nacken saß, den ich von Grund des Herzens verabscheute und dem ich gern möglichst viel Schlimmes zugefügt hätte. Es war wieder ein eitler Schreck. Nach einigen Minuten beruhigte sich das Ungethüm, legte sich aber nicht wie früher, sondern streckte den Kopf lang aus, wie eine Katze, die irgend einen Gegenstand aufmerksam betrachtet.

Endlich dehnte er sich auf dem Boden hin, als wär' er über alle Zweifel, die ihn beunruhigten, im Klaren. Nach zehn Minuten aber erhob er sich plötzlich wieder und brüllte auf eine so furchtbare Weise, wie nie zuvor. Der Gedanke überkam mich, daß ein anderer Löwe hinter mir vorsichtig herbeigeschlichen sei und daß mein Löwe sich der Theilung der Beute widersetze. Mein Loos schien sich bald entscheiden zu wollen. Den Gedanken, meine Leute würden einen Versuch zu meiner Rettung unter dem Schutze der Dunkelheit unternehmen, gab ich bald auf; wo sollten sie den Muth dazu hernehmen? Daß mir alle Schlaflust verging, können Sie denken.

Der Löwe knurrte fortwährend und ging hin und her, wie ungewiß über das, was er thun sollte. Endlich schien sein Entschluß gefaßt, und ich sah, wie er den Ansatz zum Sprunge nahm; meine Stunde hatte geschlagen. In diesem Moment erscholl plötzlich ein Geheul hinter mir und eine helle Flamme erleuchtete die Gegenstände rings umher. Das Heulen dauerte ein oder zwei Minuten, und ein Individuum, dessen Kopf und Schultern in Feuer zu stehen schienen, stürzte zwischen mich und den Löwen.

Das Thier stieß ein schreckliches Gebrüll aus, mehr vor Entsetzen als vor Wuth, und wie der Blitz entfuhr es in die Dunkelheit. Und jetzt erkannte ich meinen Apollo, der so rechtzeitig zur Stelle kam. Die Flamme, die ihn anfangs gleich einer Glorie umgab, war jetzt erloschen; er schwang aber noch immer einige brennende Reiser um das Haupt, sprang, schrie, wirbelte einher wie besessen; er sah wie ein Dämon aus, obgleich er mir ein rettender Engel war.

Der arme Teufel empfand eine solche Furcht, daß er kaum sprechen konnte, und verstand kein Wort von dem, was ich sagte. „Laden Sie! Laden Sie!“ schrie er unaufhörlich, „das große Thier wird wiederkommen; laden Sie!“ Der Rath war gut, und ich befolgte ihn, so schnell es ging. Als ich mich erhob, fühlte ich mich anfangs so steif, wie gelähmt. Aber bald fing mein Blut wieder seinen Kreislauf an, und als ich meine Flinte geladen, eilten wir unseren Wagen zu. Apollo, vor Furcht bebend, lief vor mir her, eine Bratpfanne auf dem Kopf, eine Fackel in der Rechten, sprang und schrie wie verrückt, um die Bestien zu verscheuchen. Wir erreichten endlich unsere Wagen, und nachdem ich meinen Hunger gestillt, fragte ich meinen Retter, was sich in meiner Abwesenheit zugetragen, und wie er es angefangen, mich aus der Klemme zu ziehen.

Der arme Schelm hatte den ganzen Tag meine Leute zu bestimmen gesucht, gemeinschaftlich mit ihm an meine Befreiung zu gehen. Sie hatten, wie schon gesagt, am Morgen einen Anlauf genommen, aber der Muth war ihnen bald ausgegangen. Am Abend entschloß sich endlich Apollo, allein meine Rettung zu bewerkstelligen, und wandte dazu folgendes sinnreiche Mittel an. Er nahm eine der größten Pfannen, bestrich den Boden mit einer Schicht angefeuchteten Pulvers, damit es langsam brenne, legte Stroh darüber, schüttete trockenes Pulver darauf und krönte das Ganze mit einem Bündel Reisig. So ausgerüstet, machte er sich mit einbrechender Nacht auf den Weg. Als er die Hälfte desselben zurückgelegt, duckte er sich und kroch langsam und vorsichtig bis auf hundert Schritt von mir entfernt, ohne daß der Löwe seine Annäherung witterte. Da erst hatte sich das wilde Thier aufgerichtet und zu brüllen angefangen. „Vor diesen furchtbaren Tönen,“ sagte der arme Mensch, „gefror mir das Herzblut, und ich war nahe daran, ohnmächtig hinzusinken.“ Er verhielt sich unbe-

weglich, bis sich der Löwe wieder beruhigt hatte, und kroch dann, Zoll für Zoll, immer näher, dazwischen immer eine Minute pausirend. Endlich, als er sich nahe genug glaubte, zündete er mit einem Schwefelhölzchen das Stroh an, das sofort hell aufloderte. Während der Vorbereitung dieser Operation war es, wo der Wüstenkönig in eine so rasende Wuth gerieth. Allein Apollo ließ ihm keine Zeit, sich zu besinnen, er stürzte mit der brennenden Pfanne auf dem Kopf, mit dem brennenden Reisigbund in der Hand zwischen uns, und trieb den Feind in die Flucht.

Der gute Bursche hatte mehr Geist und Muth zu meiner Rettung entwickelt, als er vielleicht entwickelt hätte, um sein eigenes Leben zu retten. Aber nun war noch mit dem Schelm, der mich eine so schauderhafte Marter hatte erdulden lassen, eine Rechnung abzumachen. Da er überdies augenscheinlich ein Menschenfresser war, so durfte man ihn, wenn man es hindern konnte, nicht frei umherschweifen lassen. Ich war sicher, daß er sich vom Wasser nicht entfernen würde, so lange meine Rinder in der Nachbarschaft blieben. Ich wartete nun die Ankunft zweier Freunde ab, die mir, wie ich wußte, in etwa zwei Tagereisen Abstand auf dem Fuße folgten; dann stellten wir gemeinschaftlich mit unsern Leuten ein Treibjagen an. Zwei Tage neckten wir den alten Kannibalen, und konnten ihn nicht aus seiner Höhle bringen, die in Felsen und Gebüschen versteckt lag. Als er endlich hervortrat, sank er, von Johnson's Kugel getroffen, todt zu Boden. Es war ein Meisterschuß; die Kugel war hinter die rechte Schulter eingedrungen und unter der linken Seite herausgekommen.

Ich gab dem Sieger fünf Pfund Sterling für die Haut, um sie auszustopfen und aufzubewahren, sowohl als Erinnerung an den Tag, den ich Angesicht zu Angesicht mit dem schrecklichen Thiere verbracht, sowie an den folgenden, der mich von ihm befreit hatte; jenen betrachte ich als den furchtbarsten, diesen als den glücklichsten Tag meines Lebens."

III.

Ein Jagd- und Handelszug in das Innere von Südafrika.

Die nächstfolgende Erzählung schildert die Begegnisse einer Reise, die unlängst in das Innere von Südafrika unternommen wurde. Das nächste Ziel war der vor Kurzem von Livingston entdeckte umfangreiche See Nyami und der Fluß Zouga, von wo die Reisenden in nordöstlicher Richtung weiter zogen und bis in die Nähe des großen Stromes Zambeze oder Cuama gelangten.

Die Reisegesellschaft bestand aus den Herren Otto Wirsing und Chapman, aus sieben Boers, einigen Hottentotten und eingeborenen Dienern. Mit fünf Wagen, zwanzig Pferden und einem kleinen Haufen Vieh brach dieselbe am 6. Mai 1852 von Mooi Rivier Dorp auf. Diese Stadt liegt an einem Nebenfluß des Vaal-Flusses und ist die erste auf dem jenseitigen Ufer, da wo die Straße von Bloem Fontein in die sogenannte Trans-Vaal-Republik eintritt. Mooi Rivier Dorp ist auf einer kleinen, etwa drei englische Meilen breiten ebenen Halbinsel des Flusses erbaut und hat äußerst reizende Umgebungen. Die Zahl der Häuser beläuft sich ungefähr auf hundert, welche nach einem regelmäßigen Plan errichtet sind. Ein daselbst wohnender Beamter erhebt von den Wagen der Handelsleute eine kleine Abgabe als eine Licenz, wodurch man Fremde gleichsam zur Anerkennung der neugeschaffenen Regierung am Vaal-Fluß nöthigen zu wollen scheint.*)

Der erste bemerkenswerthe Punkt, den die Reisenden erreichten, war der Wohnort des Häuptlings Mushilali, welcher ein Bruder des Häuptlings Likali ist und die Veranlassung der letzten Feindseligkeiten der Boers gegen

---

*) Der Mooi-Rivier (der schöne Fluß) ist ein Nebenfluß der Tukela, welche mit dem Umsinjati die Nordgrenze der Colonie Natal bildet.

Likali war. Mushilali lebte nämlich innerhalb der natürlichen Grenzen der Vaal-Fluß-Republik, weigerte sich aber, dieselbe anzuerkennen und zeigte seinen neuen Herren eine keineswegs freundliche Gesinnung. Da die Boers unter solchen Umständen unmöglicherweise mit ihren schwarzen Nachbarn in Frieden leben konnten, so ward Mushilali durch Feindseligkeiten der Boers veranlaßt, zu seinem Bruder Likali zu fliehen. Da dieser bedeutende Hülfsquellen und sehr mächtige Freunde in den weißen Jägern besaß, welche auf dem Weg zum See Nyami durch sein Land ziehen müssen, so war als die Folge jener Flucht ein demnächstiger Angriff zu befürchten. Um aller Ungewißheit in dieser Hinsicht ein Ende zu machen und sich für die Zukunft Frieden und Ruhe zu sichern, beschlossen die Boers, sich mit einem so gefährlichen Nachbarn ein- für allemal abzufinden. Da Likali die Bedingungen nicht annehmen wollte, welche zur Sicherheit der Boers unerläßlich waren, so griffen diese ihn an und brachten ihm eine große Niederlage bei.

Im Kraal Mushilali's befindet sich die Missionsstation Edward's, die letzte auf dem Wege zum See Nyami; mit ihr verschwindet jede Spur des civilisirten Lebens, und der Reisende sieht sich unmittelbar darauf unter die Betschuanen und die Thiere der Wildniß versetzt.

Am 20. Mai verließ Wirsing mit seinen Gefährten den Wohnort Mushilali's und folgte länger als eine Woche dem Laufe eines kleinen Flußes, welcher sich in zahllosen Krümmungen durch eine anmuthige Ebene hinwand. Dies Gewässer glich eigentlich weniger einem Fluß, als einer Reihe von Teichen, die theilweise mit einander in Verbindung standen und theilweise nicht. Die Ufer waren mit einem schmalen baumbewachsenen Landstrich eingefaßt, und an den Halteplätzen gab es allabendlich mannigfaltige reizende Landschaftsbilder, welche seltsam gegen die öde Wüstenei abstachen, die jenseit des fruchtbaren Ufersaumes lag.

Einen wunderbaren Anblick gewährte die untergehende Sonne, wenn man sie durch die Blätter des Schilfes und der Bäume anschaute, welche den Strand bedeckten und mit ihren dunkellaubigen Zweigen oft gänzlich die kühle, stille Oberfläche des Wassers verhüllten. Wenn das ermüdete und durstige Zugvieh in raschem Lauf zum Fluß eilte, um zu trinken und sich zu erfrischen, scheuchte es jedesmal unzählbare Schaaren aller Arten von Wasservögeln auf, welche dergleichen fremde Eindringlinge sehr selten

in ihrem Revier zu sehen bekommen. Einen weniger erfreulichen Anblick boten zahlreiche große Alligators dar, die sich am Ufer sonnten oder auf dem gelben Sandgrund des Flusses saßen, gegen den ihre dunkle Gestalt scharf abstach.

An einem der Halteplätze in diesem Flußthal, wo die Reisenden an einem Samstag anlangten, wurde beschlossen, zwei Nächte zuzubringen, um den Sonntag in aller Ruhe feiern zu können. Da dieser Ort nach der Aussage der Eingeborenen häufig von Löwen besucht wurde, so stellte man die Wagen in einem Kreise auf und füllte die Zwischenräume zwischen den letztern mit großen, starken Zweigen der Dornakazie aus. In dieses wohlgeschützte Gehege wurden die Pferde und Ochsen hineingeführt. Dasselbe erwies sich jedoch als unzureichend, denn als die Löwen während der Nacht zwei- oder dreimal herangeschlichen kamen, brachen die geängstigten Thiere durch die Umzäunung und konnten nur mit der größten Mühe und Anstrengung wieder eingefangen werden. Den letzten Besuch statteten die Löwen der „Wagenburg" eben vor Tagesanbruch ab, und diesmal ließen die beunruhigten Insassen der Wagen den Dingen ihren Lauf, da leise Klagelaute, ein gluckender Ton wie von strömendem Blut und das heulende Grunzen fressender Löwen ihnen unbestreitbare Beweise lieferten, daß die Könige der Wüste ihr Opfer verzehrten. Sobald es Tag geworden war, besichtigten die Reisenden sogleich ihr kleines Lager, vermißten aber kein einziges ihrer Pferde oder Zugthiere; bei genauerer Durchsuchung der nächsten Umgebungen fand man indessen, daß eine schöne fette Büffelkuh getödtet und theilweise aufgefressen worden war. Als die Reisenden ein dichtes Gebüsch umschritten, stießen sie plötzlich auf zwei große Löwen, welche die kleine Schaar einige Augenblicke regungslos anstarrten, dann aber hastig davonliefen und nicht das geringste Verlangen zu erkennen gaben, sich an den Eindringlingen in ihr Revier zu rächen. Da die Boers einen Versuch machen wollten, die Löwen zu tödten, so ward der Rumpf der Büffelkuh nach dem Halteplatz getragen, um sich desselben als einer Lockspeise zu bedienen.

In der Nähe der Wagen legten die Boers darauf in einem von Dornsträuchern gebildeten engen Gange, in dessen Mitte der Rumpf der getödteten Kuh geworfen ward, zwei Selbstschüsse, welche sich entladen

mußten, sobald ein Löwe das eine oder das andere Ende des Ganges betrat. Nachdem dies geschehen war, ward der Sonntag in aller Ruhe gefeiert, nur daß vom Morgen bis zum Abend ein allgemeines Säubern und Putzen der Flinten vorgenommen wurde.

Am Abend, gerade als das frugale Souper beendet war, ging einer der Selbstschüsse los und verkündete, daß ein Angriff auf die Lockspeise gemacht worden war. Indeß beschloß man, den Erfolg desselben erst am andern Morgen zu erforschen. Die Nacht verschwand ohne weitere Störung, gegen Tagesanbruch aber weckte ein zweiter Knall die Reisenden aus dem Schlummer und sagte ihnen, daß dem Gang ein abermaliger Besuch abgestattet sei. Als sie darauf den verderblichen Engpaß besichtigten, fanden sie etwa dreißig Ellen von dem einen Eingang desselben entfernt einen schönen ausgewachsenen Löwen mit schwarzer Mähne, ein prächtiges Exemplar seiner Gattung. Die Kugel war in das eine Schulterblatt eingedrungen und auf der entgegengesetzten Seite wieder hinausgefahren. Da eine zweite Blutspur, welche nach einer andern Richtung hinführte, den Reisenden andeutete, daß sich noch ein Opfer irgendwo finden müsse, so durchstreiften sie die ganze Gegend und entdeckten endlich ungefähr zweihundert Ellen von dem Gang entfernt in einem dichten Gebüsch einen andern schönen Löwen, welcher dort augenscheinlich bereits längere Zeit in einem kläglichen Zustand zugebracht hatte. Nichtsdestoweniger wollte er sich zur Wehr setzen und machte drei Sprünge gegen die Herankommenden, sank aber von vielen Kugeln durchbohrt zu Boden. Chapman feuerte zuerst und nach ihm zwei oder drei Boers mit sicherer Hand; die Hottentotten und Kaffern aber schossen ihre Gewehre mit solcher Hast und Fahrlässigkeit ab, daß eine Kugel in höchst unangenehmer Nähe an Wirsing's Kopf vorbeisauste.

Am folgenden Tage machten die Reisenden von einem andern Halteplatz aus in Begleitung der Kaffern einen Ausflug nach einem Dorf von Likali's Stamm, wo sie als willkommene Gäste aufgenommen wurden, da Männer, Frauen und Kinder schaarenweise herbeiliefen und sie zum Jagdrevier geleiteten. Jäger scheinen hier überhaupt stets ein langes Gefolge von Eingeborenen hinter sich zu haben, welche in der Hoffnung mitziehen, den Abfall von dem erlegten Wildpret zu erhalten.

Während der letzten acht Tage des Maimonats ward die Reise in dem kleinen anmuthigen Flußthal ganz in derselben Weise fortgesetzt und fleißig auf Giraffen, Büffel, Rhinocerosse und andere Thiere der Wildniß Jagd gemacht. Als Wirsing auf einer dieser kleinen Jagdexcursionen der Spur eines Rhinoceros folgte und langsam dahin ritt, sprang sein Pferd plötzlich mit einem gewaltigen Satz zurück und unmittelbar vor sich auf dem Weg erblickte er eine große Schlange, welche sich mit emporgerichtetem Kopf zum Angriff vorzubereiten schien. Gleich darauf aber gab sie ihre drohende Stellung auf und eilte davon, ehe Wirsing im Stande war, seine Flinte auf sie abzuschießen und seine Begleiter herbeizurufen. Die Eingeborenen geriethen in große Bewegung, als sie von dem Vorfall Kunde erhielten, und erklärten, daß die Schlange einer außerordentlich giftigen Gattung angehöre. Sie nannten dieselbe in ihrer Sprache: mamba.

Ein andermal hatte Chapman einen heftigen Kampf mit einem großen Büffel zu bestehen, welcher ihn mit unbeschreiblicher Wuth angriff und ihn sicherlich getödtet haben würde, wenn jener das rasende Thier nicht durch einen glücklichen Schuß zu Boden gestreckt hätte. Ueberhaupt scheint kein Thier bei einer feindlichen Begegnung so gefährlich zu sein, als der Büffel; die meisten Unglücksfälle, welche die Jäger betreffen, sind den wilden Angriffen der Büffel zuzuschreiben.

Wirsing bezeichnet die Haltung des Löwen als eine bei weitem weniger edle und muthvolle. Der nackte Wilde und noch viel eher der bewaffnete Jäger kann den letztern leicht zum Zurückweichen und Fliehen bringen, wenn er ihn dreist und fest anschaut und keine Zeichen von Furcht an den Tag legt.

Am ersten Juni betraten die Reisenden eine Gegend, welche einen durchaus andern Anblick darbot, als das anmuthige Flußthal, worin sie bisher dahingezogen waren. Die reizenden Waldlichtungen am Ufer und das Schilf waren ganz verschwunden, nur hin und wieder erhoben sich noch einzelne Gesträuche. Gruppen von Kameeldornen und eine Mimosa, deren grüne, bohnenartige Samenkapseln in Büscheln neben einander wuchsen, standen auf einer ausgedehnten Ebene überall zerstreut umher. An einzelnen Punkten fand man auch einen Baum, der eine wohlschmeckende Beere trug, welche einer kleinen Pflaume glich, aber keine Kerne enthielt.

Am folgenden Tage verließen die Reisenden das Flußufer gänzlich

und zogen in nördlicher Richtung weiter. Ihr nächster Halteplatz befand sich in der Nachbarschaft eines Kraals, welcher dem Stamm Likali's angehörte und kurz vorher von einer verderblichen Seuche heimgesucht worden war, die von siebzig bis achtzig Individuen nicht mehr als drei oder vier Männer übrig gelassen hatte. An dem Kopf und Nacken dieser letzteren waren noch zahlreiche kleine Narben sichtbar, welche von den Aderlässen herrührten, die als Schutz- und Heilmittel gegen die Seuche angewendet worden waren. Ueberhaupt scheinen Aderlässe eine Hauptrolle in der Heilkunde dieses Stammes zu spielen, denn dem Theil des Körpers, welcher schmerzt, wird jedesmal Blut abgezapft.

Im Laufe desselben Tages ward den Reisenden noch ein überraschender Anblick zu Theil. Nachdem sie eine Weile durch eine ganz hübsche freie Gegend gezogen waren, gelangten sie auf eine kleine felsige Anhöhe, von der sie plötzlich auf eine unendlich weite Fläche fast ganz wüst liegenden Landes hinabschauten. Als die Sonne unterging, deuchte es ihnen, als ob sie den Ocean am Schluß eines klaren, hellen Tages vor sich sähen.

Am vierten Juni schlug man den Weg nach dem Kraal des Häuptlings Sochomo ein; als man aber die frischen Spuren einiger großen Elephanten auf dem Erdboden erblickte, spannte man sogleich aus und folgte den Spuren zu Pferde, mit dem Entschluß, eine Elephantenjagd anzustellen. Je frischer die Fährte ward, desto höher stieg der Eifer und die Aufregung unserer Jäger. Jeden Augenblick erwarteten sie, die Heerde zu sehen, und endlich kletterte der Neugierigste auf einen hohen Baum, von wo er denn auch zuerst die am Abhang eines benachbarten Hügels ruhig grasenden Elephanten erblickte. Mit einer geheimnißvollen Miene, welche die Aufregung der kleinen Schaar noch vermehrte, bestieg er sein Pferd wieder und rief seinen Gefährten zu, ihm zu folgen. Nach einem kurzen Ritt erreichten alle einen Punkt, von dem die Heerde vortrefflich überschaut werden konnte, und hier ward sogleich ein kleiner Kriegsrath gehalten, in welcher Weise der Angriff am besten zu bewerkstelligen sei.

Der erste Anblick der Elephanten übte eine so mächtig überraschende Wirkung auf die Jäger aus, daß sie eine Weile Alles um sich her vergaßen. In einem langen engen Thale, auf den Abhängen der dasselbe einschließenden Berge weideten zwischen den zerstreuten Bäumen hundertundfünfzig

oder zweihundert dieser riesigen Thiere, Männchen, Weibchen und Junge in buntem Gemisch durcheinander, und bewegten sich auf eine seltsame, schwankende Art schwerfällig auf ihren ungeheuren säulenähnlichen Beinen vorwärts, gleich als ob ihnen die Gelenke unter der Schulter fehlten. Als sich die Jäger von der ersten Ueberraschung erholt hatten, theilten sie sich in zwei Haufen, von denen der eine im Hinterhalt zurückblieb, der andere aber in größter Stille vorsichtig die Elephantenheerde umging, dann grade auf diese losschritt und sie nach der Stelle hintrieb, wo sich der erste versteckt hatte. Die Elephanten näherten sich dem Hinterhalt mit großer Ruhe und Gemächlichkeit; als sie aber nur noch einige Schritte von den Mündungen der Flinten entfernt waren, wurden sie plötzlich von einem wohlgezielten Feuer empfangen, welches fünf ausgezeichnet schöne Thiere zu Boden streckte. Dieser Salve folgte eine Scene der wildesten Verwirrung; allüberall erschollen Angstgeschrei und Wehrufe, und das Hin- und Herstürzen der angreifenden oder fliehenden Elephanten zwang die Jäger, sich nach sichern Schlupfwinkeln umzusehen oder ihren Pferden die Sporen zu geben und davon zu galoppiren. Die geängstigten Thiere suchten ebenfalls ihr Heil in der Flucht oder stürmten in wilder Hast in das Dickicht, nachdem sie nichts gefunden, woran sie ihre Wuth hätten auslassen können. Als die Elephanten sämmtlich verschwunden waren, kamen die Jäger natürlich wieder zum Vorschein und besichtigten die getödteten Thiere, von denen eins nicht weniger als fünfzehn Fuß hoch war. Da der Abend indeß schon bedeutend vorgerückt war, so ließen sie ihre Beute bis zum andern Morgen auf dem Kampfplatz liegen und kehrten zu ihren Wagen zurück.

Mit Aexten und Beilen und großen Messern versehen begaben sie sich in der Frühe des folgenden Tages wieder nach dem engen Thal, um den Elephanten die Zähne auszuschlagen und ihren Rumpf zu zerlegen, bemerkten aber, daß bereits mehrere Buschmänner den getödteten Thieren einen Besuch abgestattet, einen Theil des Fleisches verzehrt und zwei Zähne gestohlen hatten. Ein Feuer, welches bei der Ankunft der Reisenden noch brannte, und verschiedene andere Anzeichen sagten ihnen, daß in der Nähe eine Anzahl Eingeborener versteckt liegen müsse. Ihre eigenen farbigen Begleiter säumten ebenfalls nicht, „den Schmaus der Raben“ zu beginnen,

und bald loderte eine Menge von Feuern zu einem allgemeinen Bratfest zwischen den Bäumen, um welche sich nach Verlauf einiger Zeit Männer, Frauen und Kinder des Stammes versammelten, welcher in dieser Gegend seine Wohnsitze hatte. Jeder Theil des Elephanten fand seine besondern Liebhaber. Während Einige den Rüssel mit großem Wohlbehagen verspeisten, warteten Andere mit gierigen Blicken auf das delikate Stück, welches aus der Augenhöhle geschnitten wurde, nämlich das Auge und die demselben zunächst liegenden fleischigen Partien. Manche brieten sich auch den ganzen Fuß, welcher dann in der verkohlten und geschwärzten, aber ziemlich umfangreichen, schüsselähnlichen Sohle servirt wurde; die weniger wählerischen Frauen und Kinder dagegen verschmausten mit lärmender Fröhlichkeit Fleischstücke, welche von dem besten Theil des Rumpfes abgeschnitten waren.

Es zeigte sich auch, daß der „König der Wüste" es nicht verschmäht hatte, sich während der Nacht an einem der getödteten Elephanten gütlich zu thun, zu deren Erlegung er doch sicherlich nicht das Mindeste beigetragen hatte. Die oft aufgestellte Behauptung, daß der Löwe nur Thiere verzehre, die er selbst getödtet, erwies sich auf den Jagdzügen Wirsing's in Südafrika bei mehr als einer Gelegenheit als falsch.

Am achten Juni langten die Reisenden im Kraal des Häuptlings Sochomo an. Er hatte an diesem Tage gerade Arznei genommen und ließ sich Anfangs nicht sehen. Sie selbst aber wurden unaufhörlich von Hunderten der Eingebornen besucht, deren Benehmen über die Maßen lästig war, da sie unablässig bettelten und eine Hartnäckigkeit und Unverschämtheit sonder Gleichen zeigten. Ihr Häuptling Sochomo bewies ebenfalls keine edlere Sinnesart. Er wußte in seinen Bitten um Geschenke weder Maß noch Ziel zu halten und ließ sich für die geringste Dienstleistung und Gefälligkeit einen ungeheuern Preis zahlen. In seinem Kraal schien großer Ueberfluß zu herrschen, denn Bier war in Fülle vorhanden, und für die Pferde verschafften sich die Reisenden einen guten Vorrath von Kafferkorn. Die letzteren verweilten im Kraal Sochomo's nur einen Tag und zogen mit der Ueberzeugung weiter, daß der Häuptling ein betrügerischer, treuloser Mann sei. Als sie am zehnten Juni in der Frühe aufbrachen, bedeckte ein

starker Reif den Erdboden. Es scheint, als ob während dieser Jahreszeit (der Mitte des Winters für Südafrika) die Kälte sehr streng ist.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt an einem umfangreichen Wasserbassin, von den Kaffern „das große Wasser" genannt, zogen die Reisenden in die Wüste hinein, an deren Rand sie einen Hirtenstamm fanden, welcher Sochomo unterworfen war und Makali-Kali hieß, was so viel bedeutet als „dienendes Volk". Die Hauptpflicht desselben bestand darin, am Saum der Wüste stets hinreichenden Wasservorrath für das Vieh seines Häuptlings bereit zu halten. Diese Makali-Kali scheinen ein sehr zahlreiches Volk zu bilden. Sie haben keine festen Wohnsitze und sind eine elende, ausgeartete Rasse von kleiner Statur, mit dicken Köpfen, vorstehendem Bauch und dünnen Beinen. Es sind die ächten Buschmänner; sie besitzen große Geschicklichkeit darin, das Wild aufzuspüren und zu verfolgen, da sie außerordentlich schnell laufen. Die Reisenden kauften hier mehrere Ziegen für ein Paar Korallen. Alle Arten von Wildpret waren im Ueberfluß vorhanden; gute Wassermelonen gab es ebenfalls. Kafferkorn wird hier, am äußersten Rand der Wüste, noch gebaut; die Makali-Kali sagten den Reisenden jedoch, daß dies der letzte Punkt sei, wo dasselbe gedeihe.

Je weiter Wirsing mit seinen Gefährten in die Wüste eindrang, desto beschwerlicher ward die Reise, und mehr als einmal hatte die kleine Schaar mit Wassermangel zu kämpfen. Am 24. Juni dagegen trafen sie wieder eine köstliche Quelle, „Riet-Fontein" (Schilfquelle) genannt, wo sie sich von den Anstrengungen der vorhergehenden Tage erholten. Diese Oase hatte wiederum eine dem Häuptling Sochomo unterworfene Stammabtheilung inne, welche zahlreiche Heerden schöner Ziegen und Schafe mit großen Schwänzen besaß. Wirsing war hier Zeuge einer höchst komischen Scene. Einer dieser Buschmänner hatte für irgend eine kleine Dienstleistung eine Handvoll Tabak erhalten. In Ermangelung „einer Elle Thon" (d. h. einer Thonpfeife) machte er ein Loch in den Boden, füllte es halb mit Wasser und bedeckte es darauf mit einem Stück Rasen. Von diesem Loch führte ein Rohr zu einem zweiten, in welches er den Tabak mit großer Sorgfalt hineinthat und in Brand setzte. Vermittelst eines anderen Schilfrohrs, welches mit dem Wasserbehälter in Verbindung stand, zog er

nun den in den letztern hineindringenden Rauch mit großem Wohlbehagen ein.

In der Nähe von „Riet-Fontein" gab es eine Menge von Rhinocerossen; eins derselben, welches Chapman schoß, hatte ein so außerordentlich großes Horn, daß dieser es aufbewahrte, um einen Flintenschaft daraus anfertigen zu lassen. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte eine Gattung von Bäumen, die in großer Anzahl in dieser Oase wuchsen und deren schlanker, durchaus zweigloser Stamm sechszig bis siebenzig Fuß hoch war. Den Gipfel bildete ein mächtiger Büschel federartiger Blätter, in deren Mitte sich die Frucht befand, welche der Kokosnuß glich und die Größe eines gewöhnlichen Apfels hatte. Dieselbe war außerordentlich hart, so daß man sie kaum mit einer Axt zerschlagen konnte. Die erste Hülle bestand aus einem faserigen Gewebe, dann kam die harte Schale, in welcher der Kern saß, in dessen Mittelpunkt sich eine Höhlung befand, die etwa einen Eßlöffel voll Flüssigkeit enthielt. Dieser Baum ist wahrscheinlich eine Art Palme und hat der Beschreibung nach Aehnlichkeit mit demjenigen, welcher auf der gegenüberliegenden Küste von Afrika das Palmöl liefert.

Am andern Morgen zogen die Reisenden weiter, sahen sich aber genöthigt, nach einem starken Marsch gegen Abend an einem wasserlosen Orte Halt zu machen, um den ermüdeten Thieren einige Ruhe zu gönnen. In der Hoffnung, bald eine Quelle anzutreffen, brachen sie um Mitternacht wieder auf und kamen zu einem Hochwald, welcher so dicht verwachsen war, daß sie sich mit der Axt einen Weg durch denselben bahnen mußten. Nach mehrstündigem Marsch gelangten sie endlich auf eine kleine Ebene, welche sie auf den Gipfel einer Anhöhe führte, wo sich ihren Blicken ein prachtvolles Schauspiel darbot. Zu ihren Füßen breitete sich eine ungeheure Wasserfläche aus, deren Grenzen das Auge nicht zu entdecken vermochte. Diese plötzliche Erscheinung verleitete sie anfangs, das Ganze für eine Luftspiegelung zu halten; als sie aber von der Anhöhe in das Thal hinabstiegen, überzeugten sie sich, daß sie wirklich einen See vor sich hatten, dessen Umfang wenigstens fünfzig Meilen betragen mußte. Zahlreiche Trupps von Flamingo's wanderten am Ufer auf und nieder oder wateten durch das seichte Wasser, und wilde Enten und andere Wasservögel waren in erstaunlicher Menge überall vorhanden. In der Folge erfuhren die

Reisenden, daß dieser See nur durch das Austreten des Flusses Zouga entstanden sei, welcher letztere wie der Nil periodisch die ganze umliegende Gegend überschwemmt. Mit Ausnahme der Stelle, wo sich das Bett des Zouga befand, betrug die größte Tiefe dieser Wasserfläche nur drei Fuß, eine Tiefe, welche durch die außerordentlich nasse Jahreszeit veranlaßt worden war, denn nach der Aussage der Eingeborenen pflegt das Wasser gewöhnlich nur einige Zoll hoch den Boden zu bedecken. Am Rand der Fluthen war die Erde mit einer beträchtlichen Menge eines salzigen Niederschlages überzogen, welcher ein weißliches Aussehen hatte und wie Salpeter schmeckte. Da das Wasser ebenfalls mit demselben geschwängert war, so taugte es nicht zum Trinken; auch dasjenige einiger benachbarten Quellen war salzig und von widerlichem Geschmack.

Um mancherlei Ausbesserungen an den Wagen und dergleichen vorzunehmen, blieben die Reisenden an diesem Punkt bis zum ersten des folgenden Monats, und machten von hier aus mehrere kleine Jagdpartieen.

Als Wirsing sich eines Tages neben dem Lagerplatz befand, sah er zwei Buschmänner von zwei verschiedenen Seiten herbeikommen. Sie waren in der gewöhnlichen Weise mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Nachdem dieselben einen der Wagen erreicht hatten, setzten sie sich mit untergeschlagenen Beinen einander gegenüber nieder und starrten sich gegenseitig mit der größten Aufmerksamkeit an, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Endlich begann der eine mit abgemessenem und unmelodischem Tone eine lange Geschichte zu erzählen, welcher der andere mit sichtlicher Spannung zu lauschen schien, nur daß er in bestimmten Zwischenräumen fort und fort einen und denselben Ausdruck wiederholte, welcher offenbar eine Art von Billigung alles dessen sein sollte, was jener sagte. Als die Geschichte zu Ende war, nahmen sie ihre Schnupftabaksbehälter zur Hand und schnupften einige Minuten hindurch mit außerordentlichem Behagen; dann aber setzten sie sich wieder in Redeposition und derjenige, welcher vorhin gelauscht hatte, begann nun seine Neuigkeiten vorzutragen, die ebenso lang und charakteristisch als die seines Freundes waren, welcher letztere nun dem Erzählenden dieselbe höfliche Aufmerksamkeit bewies, durch welche ihm dieser zuvor seine Achtung zu erkennen gegeben hatte. Nachdem auch die zweite Geschichte

vollständig vorgetragen und gebührendermaßen gutgeheißen worden war, standen Beide auf und mischten sich unter die Reisegesellschaft.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Buschmänner ist ihre unvertilgbare und maßlose Begierde nach Fett, welche zu einer rasenden Leidenschaft geworden ist. Wenn nichts Anderes sie bewegen kann, sich von ihren Waffen zu trennen, so braucht man ihnen nur ein Stück Fett anzubieten; für diese heißersehnte Delikatesse geben sie augenblicklich Bogen und Pfeile hin. Da das Rhinoceros gewöhnlich sehr fett ist, so schätzen sie dasselbe höher als alle übrigen Thiere. Als einst ein solches getödtet worden war, gerieth der ganze Buschmännerstamm in Entzücken, schnalzte mit der Zunge, leckte die Lippen und rieb sich den Magen, wobei fort und fort der Ruf: „Chukuru!“ ertönte, welches Wort der Name des Rhinoceros in der Buschmännersprache ist.

Vom ersten Juli an schlug Wirsing mit seinen Gefährten einen bis dahin noch nicht betretenen Weg nach dem See Nyami ein. Anstatt dem Lauf des Flusses Zouga zu folgen, zogen sie in nordöstlicher Richtung weiter und gelangten in ein Land, welches von dem bisher durchreisten durchaus verschieden war. In demselben fanden sie unter andern zwei eigenthümliche Baumarten, welche sie früher noch nirgends wahrgenommen hatten. Der eine war der Baobab, der alle übrigen Bäume an Höhe und Umfang übertrifft. Manche dieser Baobabs hatten drei Fuß über dem Erdboden einen Durchmesser von mindestens zwanzig Fuß. Einen solchen Riesenbaum hatten die Eingeborenen in eine förmliche Wohnung verwandelt; in den untern Theil des Stammes war eine weite Höhlung gehauen, in deren Mitte mehrere Steine lagen, welche die Feuerstelle bildeten. Der Eingang bestand in einer niedrigen Oeffnung; als Thür diente ein großer Ast, der Nachts zum Schutz gegen die Wölfe vorgeschoben wurde, welche letztere hier sehr verwegen zu sein scheinen, da sie häufig in die elenden Hütten der Eingeborenen eindringen und Kinder als Beute fortschleppen.

Die zweite eigenthümliche Baumgattung war der Mopane — mit diesem Namen bezeichneten ihn die Eingeborenen — ein Baum, welcher eine seltsame Delikatesse liefert. Auf den Blättern desselben erbauen nämlich unzählige winzige Insekten kleine muschelförmige Zellen aus einer süßen gummiartigen Substanz, welche entweder das Produkt des durchbohrten

Blattes oder des Insektes selbst ist. Dieselben sind jedoch so klein, daß sich Tausende auf einem einzigen Blatt finden; die Eingeborenen sammeln sie in großen Massen, und bringen sie häufig den benachbarten Häuptlingen zum Geschenk, welche jenes Produkt als eine vorzügliche Delikatesse betrachten. Dattelbäume und die oben beschriebenen stattlichen Palmen waren ebenfalls in bedeutender Anzahl vorhanden.

Wenige Tage später sahen sich die Reisenden abermals in eine Gegend versetzt, deren Charakter ihnen durchaus neu und fremdartig erschien. Sie durchzogen nämlich außerordentlich große Salzebenen, die sogenannten „Salzpfannen", von denen die eine wenigstens fünfzehn englische Meilen breit und fünfzig Meilen lang sein mußte. Das Salz hat an manchen Stellen eine Dicke von zwei Zoll, und steht dem feinsten englischen Salz aus den Quellen von Cheshire nicht nach. Im Allgemeinen aber ist es nur eine dünne, mit Kalk vermischte Salzkruste, und da jede dieser „Salzpfannen" in oder neben ihrem Mittelpunkte eine mit salzigem Wasser angefüllte Vertiefung enthält, so mag dies die Ursache des weit verbreiteten Niederschlags sein. Durch hin und wieder stattfindende Ueberschwemmungen könnte sich dieser Einfluß dann über eine weite Strecke eines fast durchgängig ebenen Landes erstrecken. In diesem ganzen Salzdistrikt giebt es Quellen, welche aus Kalkstein hervorsprudeln und ein gutes Trinkwasser liefern. In ihrer unmittelbaren Nähe findet man stets den Wohnplatz eines Buschmännerstammes, einer großen, gutaussehenden Menschenrasse, deren Hautfarbe nicht so dunkel als die der Kaffern ist. Gegen die Reisenden bewiesen sich diese Horden stets sehr zuvorkommend und leisteten ihnen allen möglichen Beistand, wofür sie gewöhnlich mit einigen Korallen beschenkt wurden.

Diese Salzebenen sind eine ganz besondere Eigenthümlichkeit des Landes nordwärts vom Fluß Zouga. Ihre ungeheure Ausdehnung setzt den Beobachter in Erstaunen, und er bemüht sich vergebens, ihr Dasein und ihren muthmaßlichen Ursprung zu erklären. Livingston meint, daß die Verdunstung des Wassers der Salzquellen, von denen man regelmäßig eine in der unmittelbaren Nähe jeder „Salzpfanne" findet, einen fortwährenden Niederschlag der salzigen Theile veranlasse. Er weist zugleich aber auch auf die Anwesenheit verschiedener Arten Flußmuscheln hin und ver-

muthet daher, daß die Ueberschwemmungen des Zouga mit der Ausbreitung jenes Salzniederschlages in Verbindung stehen. Wirsing sammelte mehrere dieser Muscheln.

Jenseits der Salzebenen ward die Vegetation plötzlich wieder eine andere. Der ungeheuere Baobab, die Mimose mit schirmartigem Gipfel, die prachtvolle Palme und das üppigste Gras machten die Gegend zu einem wahren Paradies, zumal da alle Arten der Südafrika eigenthümlichen wilden Thiere in großer Menge vorhanden waren. Wirsing erstaunte besonders über die außerordentliche Zahl von Springböcken, welche sich in diesem Landstrich fanden. Da dieselben mitunter rudelweise zusammen von einem Ort zum andern ziehen, so sah er eines Tages einen so ungeheuern Haufen, daß eine beträchtliche Zeit verging, ehe die ganze Schaar vorbeidefilirt war. Das Gedränge war so groß, daß die nächsten in keiner Weise seinen Kugeln zu entrinnen vermochten. Mit einem einzigen Schuß ließen sich drei bis vier dieser Thiere erlegen. Gnu's waren ebenfalls in bedeutender Zahl vorhanden.

Nach mehreren vergeblichen Jagdzügen und Irrfahrten, welche theilweise durch die Ränke der Eingeborenen veranlaßt worden waren, da der Häuptling Sochomo nicht dulden wollte, daß weiße Männer in seinem Revier jagten und ihn in seinem Monopol, den Handelsleuten das Elfenbein zu liefern, beeinträchtigten, sahen sich die Reisenden genöthigt, am 22. August den Rückweg anzutreten. Chapman, welcher mit einigen Anderen noch mehrere Tagereisen weiter nordwärts gezogen war, erfuhr in dem letzten Kraal, wo er Halt machte, daß, wenn er in derselben Richtung noch um zwei Tagereisen weiter vorgedrungen wäre, er zum Ufer eines großen Flusses gekommen sein würde, welcher häufig von weißen Männern besucht zu werden pflege. Mit diesen letztern konnten nur die Portugiesen von Inhambana oder Mosambique auf der Ostküste Afrika's gemeint sein, was dadurch bestätigt wurde, daß die Eingeborenen jenen großen Fluß mit dem Namen „Zambisi" bezeichneten, womit der bei Quilimane mündende Zambeze oder Kuama gemeint ist. Der äußerste Punkt, den die Reisenden erreichten, war demnach etwa der 16° südlicher Breite.

An dem genannten Tag traten Wirsing und seine Gefährten somit die Rückreise an. Der Häuptling Mochoroe, der Bruder Sochomo's, begleitete

sie nebst seinem ganzen Gefolge, was Jenen großen Vortheil brachte, da er ihnen nicht nur als Wegweiser durch die Wüste diente, sondern ihnen späterhin auch durch seine Vermittelung das Leben rettete.

Auf der Rückreise ereignete sich Anfangs nichts Bemerkenswerthes. Obgleich Wirsing und seine Gefährten mit denselben Mühseligkeiten zu kämpfen hatten, welche sie auf dem Hinweg ausgestanden, so erfüllte sie doch eine bedeutend größere Ruhe und Zuversicht, da sie sich in der Gesellschaft eines erfahrenen Eingeborenen befanden. Hätten sie aber die wahre Lage der Dinge gekannt, sie würden nicht so ruhig und vertrauensvoll gewesen sein. Während Mochoroe ihnen scheinbar seinen Schutz angedeihen ließ, war er nebst seinem Gefolge von allen Einzelheiten in Betreff des kürzlich unternommenen Angriffs der Boers auf Sikali und des Unglücks, was derselbe über seine nächsten Anverwandten gebracht, auf das Genaueste unterrichtet. Gleicherweise hatte Sochomo Befehl gegeben, daß alle weißen Jäger im Lande getödtet werden sollten, und zu derselben Zeit, wo sich unsere Freunde in der sichern Erwartung einer gastlichen Aufnahme dem Wohnort dieses Häuptlings näherten, lag ein starker Haufe von Eingeborenen neben dem Weg im Hinterhalt, um sie zu überfallen und zu ermorden. Alles dies hatte man ihnen sorgfältig verhehlt und erst unmittelbar vor dem Kraal Sochomo's erfuhren sie zufälligerweise ihre kritische Lage, indem ein Kaffernweib das Geheimniß einem von Wirsing's Gefährten mittheilte.

Den Reisenden begann es jetzt nicht wenig Angst zu werden. Da sie Mochoroe unterwegs große Dienste durch Vorspann und dergleichen geleistet hatten, so riefen sie seinen Schutz an, welchen er ihnen auch versprach. Dadurch war wenigstens die erste drohendste Gefahr von ihnen abgewendet.

Als Mochoroe erfuhr, daß jener obenerwähnte Haufe Eingeborener unter Anführung eines seiner Brüder in dem engen Gebirgspaß im Hinterhalt liege, welchen die Reisenden durchziehen mußten, ehe sie den Kraal Sochomo's erreichten, eilte er den letztern zu Fuß voran und brachte es durch seine Vorstellungen dahin, daß man ihnen erlaubte, ungefährdet den Wohnort seines Bruders zu betreten. Dieser ließ darauf sogleich den jungen Viljoen, einen der Begleiter Wirsing's, zu sich entbieten, mit

welchem er wohlbekannt war. Er empfing ihn mit großer Kälte in einer Hütte, wo er mit seinen vornehmsten Leuten einen Rath hielt. Nach einer langen Besprechung wandte sich Sochomo mit ernster Miene an den jungen Mann und sagte: „Weißt du, daß du ein Gefangener bist? Weißt du, daß du ein Kind des Todes bist?" Nach einer Pause fuhr er fort und erzählte dem jungen Boer den ganzen Verlauf des blutigen Angriffs auf Sikali, seinen Verwandten, den er rächen und demgemäß alle weißen Männer innerhalb der Grenzen seines Landes tödten müsse. Viljoen konnte hierauf nur wenig erwidern; glücklicherweise aber erinnerte sich Sochomo einiger kleinen Dienste, welche jener ihm früher geleistet, und so sagte er ihm, daß die ganze Gesellschaft nichts in seinem Kraal zu fürchten habe, weil Viljoen ihm persönlich befreundet sei und weil die Reisenden sein Land unter dem Schutz seines Bruders Mochoroe betreten. Indessen gab Sochomo den Reisenden durch Viljoen den Rath, in seinem Kraal zu übernachten, die Wagen und deren Inhalt seiner Obhut anzuvertrauen, bis die Umstände ihnen erlaubten, dieselben nachzuholen, und am andern Morgen so schnell als möglich zu Pferde ihre Heimreise fortzusetzen.

Als Viljoen seinen Gefährten das Resultat seiner Zusammenkunft mit Sochomo hinterbrachte, geriethen sie in die größte Bestürzung. Sie hatten mehrfach die Hinterlist und Treulosigkeit der Eingeborenen an sich erfahren und schenkten der Versicherung Sochomo's keinen Glauben; sie erwarteten, daß man in der nächsten Nacht einen Angriff auf sie machen werde, und hielten deshalb Wache. Die Boers faßten am folgenden Morgen den Entschluß, die ihnen von Sochomo gerathene Flucht zu Pferde auszuführen; Chapman und Wirsing aber konnten es nicht über sich gewinnen, ihre Wagen mit all den durch unzählige Mühseligkeiten und Gefahren errungenen Gegenständen im Stich zu lassen, sondern beschlossen, dieselben auf irgend eine Weise fortzuschaffen und das Weitere der Vorsehung anheimzustellen. Sie blieben deshalb neun oder zehn Tage dort, um die Rückkehr der Boten zu erwarten, welche sie in das Gebiet Sikali's gesandt hatten, um über die daselbst herrschende Stimmung Nachrichten einzuziehen. Während dieser Zeit legten Sochomo's Kaffern eine bedeutende Unverschämtheit an den Tag und belästigten die beiden Freunde auf alle Weise, so daß diese genug zu thun hatten, ihr Eigenthum vor den

diebischen Händen jener zu hüten. Die heimkehrenden Späher berichteten, daß mit Ausnahme einer einzigen, quer durch die Wüste führenden Straße, alle Wege nach Sikali's Residenz von Eingeborenen besetzt seien, welche vor Begierde glühten, sich an ihren weißen Feinden zu rächen. Obgleich jene einzige Straße wegen des dort herrschenden gänzlichen Wassermangels kaum zu passiren war, so beschlossen Wirsing und Chapman dennoch, auf derselben direkt nach Sikali's Residenz zu ziehen, in der Hoffnung, daß des Letztern Milde und Gerechtigkeitsgefühl größer sein werde, als sein Rachedurst.

Nach einer äußerst mühseligen viertägigen Reise durch die Wüste langten beide endlich in der neuen Residenzstadt Sikali's an, welche eine Tagereise nördlich von der alten, durch die Boers zerstörten, liegt und hauptsächlich aus Hütten besteht. Um dieselben zu erreichen, mußten sie eine isolirte Bergkette ersteigen, zu deren Gipfel ein langer, beschwerlicher Pfad führte, der sich kaum mit Pferden passiren ließ und der bald von ungeheuern lothrecht zum Himmel emporstrebenden Felsmassen eingeschlossen war und bald neben unergründlich tiefen Schlünden hinlief. Nach anderthalbstündigem Ritt erreichten sie eine wellenförmige Ebene, in deren Mittelpunkt sich eine geringe Anhöhe befand; auf dieser war die Residenz Sikali's erbaut.

Am Fuße dieser Festung angelangt, warteten sie eine Einladung Sikali's ab, heraufzukommen und ihn zu besuchen. Demgemäß fanden sie ihn vorbereitet, sie zu empfangen. Er saß in einem großen Zimmer auf einem Stuhl, umgeben von all' seinen Heerführern. Als die beiden Freunde eintraten, erhob er sich, grüßte sie mit der größten Artigkeit und ersuchte sie Platz zu nehmen, indem er auf zwei neben ihm stehende Stühle zeigte. Darauf wurden Erfrischungen herumgereicht, und zwar saure Milch, welche auf eine so saubere Weise servirt wurde, daß unsere Freunde sich in einem civilisirten Lande zu befinden wähnten.

Sikali spielte zuerst auf seine jüngst erlittenen Unglücksfälle an und entschuldigte sich mit seiner Armuth, daß er den ihn Besuchenden so wenig Bequemlichkeit zu bieten vermöge. Dann ging er sogleich zu dem Angriff der Boers auf ihn über und fragte die beiden Freunde, ob sie sich nicht vor ihm fürchteten, da sie doch wüßten, daß er gegründete Ursache zur Rache

habe. Jene verneinten dies und meinten, da sie ihm wissentlich kein Unrecht gethan, so glaubten sie auch seinen Zorn nicht fürchten zu müssen. In diesem Gefühl ihrer vollkommenen Schuldlosigkeit seien sie mit vollem Vertrauen auf seinen Edelsinn hierher gekommen. Nach einer kurzen Pause erwiederte er: „Ihr habt Recht; was Ihr auch von meiner Absicht, die weißen Leute zu tödten, gehört haben mögt — glaubt es nicht. Mein Gewissen erlaubt mir nicht, Menschen zu verfolgen und zu morden, die mich nie beleidigt haben. Meine Unterthanen sind getödtet und ihre Weiber und Kinder weggeschleppt worden, aber nichtsdestoweniger ist es mein aufrichtiger Wunsch, daß alle Jäger, seien es Engländer oder Boers, unversehrt zu ihren ängstlich harrenden Familien zurückkehren mögen."

Nach dieser Erklärung schien Sikali seine ganze Heiterkeit wiedergewonnen zu haben und gab den beiden Freunden seine Freude über das Zutrauen zu erkennen, welches sie ihm bewiesen. Als sie sich von ihm beurlaubten und zu ihren Wagen zurückkehrten, ward ihnen ein halber Ochse als Geschenk überbracht. Auf die Einladung Sikali's begaben sie sich am Abend abermals zu ihm, und während der Unterhaltung sagte er ihnen, daß es sein lebhaftester Wunsch sei, stets mit den weißen Leuten in Frieden zu leben. Zugleich erklärte er aber auch, daß er frei bleiben wolle und sich nur einer bedeutenden Ueberzahl ergeben werde. An dem Ort, wo er jetzt weile, sei er geboren und da wolle er auch sterben.

Die Reisenden verließen den Häuptling auf's freudigste von seiner Hochherzigkeit überrascht. Sie hatten zuvor viel von seinen zahlreichen guten Eigenschaften gehört, erwarteten aber nicht unter solchen Umständen so viel Milde und Mäßigung bei einem Wilden zu finden.

Nach dem Besuch bei Sikali eilten Wirsing und Chapman so rasch als möglich durch das Vaal-Fluß-Gebiet dem Mooi-Rivier zu und reisten von hier nach Natal, wo der erstere im December anlangte, während sein thätiger und entschlossener Gefährte seine Wanderungen in den benachbarten Distrikten fortsetzte.

IV.

Häusliches Leben der Neger im Innern Afrika's.

Fern von uns, so recht im Herzen Afrika's, lebt ein ziemlich zahlreicher Menschenstamm, der zwischen Europäern und Afrikanern, was Sitte und Bildung betrifft, die gleiche Mitte hält. Diese Naturkinder haben sich, theils aus den Ueberlieferungen ihrer Aeltern und Voraltern, theils durch ihre Verbindungen mit anderen Völkern, besonders Engländern, eine Menge nützlicher Kenntnisse erworben. Von Wissenschaften ist freilich bei ihnen wenig und gar nicht die Rede, ohne daß man sie deßhalb in so manchen Zweigen der Kunst und des Gewerbes unerfahren nennen kann. Ohne geregelte Gesetzgebung oder ohne ein bürgerliches Gesetzbuch regieren sie sich selbst, und auch ihre Häuptlinge sind, wie alle Uebrigen, dem gemeinen Rechte, wenn man die paar Satzungen so nennen darf, unbedingt unterworfen. Nur sich selbst lebend, wohnen sie friedlich in ihren Hütten bei einander, das Fleisch und Fell ihres Viehes ernährt und kleidet sie, und Mutter Erde giebt ihnen fast ohne alle Mühe ihre Schätze; so allerdings wissen sie nichts von den Feinheiten unserer heimischen Küche, und auch was ihre Kleidung betrifft, dürfen sie sich nicht mit uns Europäern vergleichen, die wir, nicht selten von Kopf bis Fuß in Sammet und Seide gekleidet, nur ungern der Baumwolle unseren Schmuck verdanken würden. Eben so wenig der Sinnlichkeit unserer Landsleute, als der Wildheit der Indianer oder der Rohheit der Hottentotten huldigend, können diese Stämme mit vollem Rechte die „Halbwilden des Menschengeschlechts" genannt werden. Und daher lohnt es sich wohl der Mühe, etwas näher auf ihre Sitten und Gebräuche einzugehen und sie, besonders was ihr häusliches Leben betrifft, in der Nähe zu beobachten.

Zuvörderst bitten wir die Leser, auf einige Augenblicke ihre europäische Heimath zu verlassen und uns in ein unbebautes, stellenweise ganz wüstes Land zu folgen, das in einer Ausdehnung von dreihundert Meilen Länge und zweitausend Meilen Breite nur hier und da eine freundliche Oase dem

müden Wanderer bietet. Verfolgen wir nun unsere Reiseroute von der Sahara aus mehr nach Süden, so stößt unser Auge auf eine wilde, grausame Menschengattung, während die Bewohner, je weiter wir uns der Meeresküste zuwenden, schwärzer und unwissender werden. Gegen Norden wohnen alle jene Völker, wie Mauren, Fulahs und Yolofs, die mehr oder weniger uns Europäern ähnlich sind; eigentliche Neger trifft man unter ihnen nicht; es müßten diese Sklaven sein, oder wenigstens Nachkommen von solchen, welche durch Sklavenhändler hierher gebracht worden. So nahe alle jene Stämme auch bei einander wohnen, so haben sie doch, besonders hinsichtlich der Sprache und der Gebräuche, manches Abweichende von einander; am meisten aber unterscheiden sich die Mauren in ihrer Lebensweise von ihren Nachbarn. Es kann nicht unsere Absicht sein, den Leser mit den vielen Eigenthümlichkeiten jeder dieser Nationen bekannt zu machen; wir wollen vielmehr ein kleines Genrebild von den Sitten und Gewohnheiten dieser Halbwilden zu zeichnen versuchen, ohne uns viel um geographische Länge und Breite zu bekümmern.

Zunächst wollen wir uns einem Punkte zuwenden, der uns ein um so größeres Interesse einflößen muß, als er sich in der Lebensweise unserer Vorfahren abspiegelt: dies ist der Stand der Frauen. Die alten Deutschen, als sie noch in der Wiege ihrer Kindheit schlummerten, liebten es, gleich unseren afrikanischen Schützlingen, Haus und Hof, Feld und Vieh, ihren Weibern anzuvertrauen, um mit desto größerer Muße ihren Lieblingsbeschäftigungen obliegen zu können. Auch hier in Afrika bilden die Weiber recht eigentlich die arbeitende Klasse der menschlichen Gesellschaft, indem sie so ziemlich zwischen Gattin und Sklavin ihren Rang einnehmen und beider Pflichten zu erfüllen haben. Der Mann kauft sich eine Frau ungefähr so, wie er sein Vieh und seine Sklaven einkauft, und auf diese Weise wird sie Eigenthum ihres Gatten. Merkwürdig genug kehren sich selbst die Neger, die sich zur muhamedanischen Religion bekennen, darin gar nicht an die Vorschriften des Korans, der jedem Gläubigen nur vier Frauen gestattet, sondern heirathen ganz willkürlich.

Bei manchen Männern bekleidet eine dieser Frauen allerdings den Rang einer „wirklichen Gattin" und hat als solche dann so manche Vorrechte vor ihren Genossinnen voraus.

Voller Freude, erzählt ein Reisender, ergriffen wir jede Gelegenheit, etwas genauer mit dem Leben dieser Eingeborenen bekannt zu werden: darum mußte uns auch die Einladung eines ihrer Landsleute, der uns aufforderte, ihn in seiner Behausung zu besuchen und den Tänzen seiner heimathlichen Schönen ein paar Stunden beizuwohnen, recht gelegen kommen.

Wir machten uns gleich am andern Morgen von unserem Schiffe aus auf den Weg, indem wir uns immer an dem Ufer eines kleinen Flusses hielten, der sich durch eine wellenförmig ansteigende, romantische Waldpartie schlängelte, bis wir endlich auf ein freieres Plateau gelangten. Hier erwarteten uns bereits Samba's Pferde, da die Stadt, in der er wohnte, noch ziemlich entfernt war. Und was für allerliebste Thiere diese Kinder der Wildniß waren, klein, muthig und nur wenig zugeritten. Ganz besonders aber zog ihr Geschirr unsere Aufmerksamkeit auf sich: vorn hatte der Sattel, der übrigens von keiner großen Eleganz zeugte, einen äußerst hohen Sattelknopf, und hinten war eine fast noch höhere Lehne angebracht, so daß selbst ein Sonntagsreiter in diesen beiden Wällen festgesessen hätte. Leider hatten wir keine Gelegenheit, die Schnelligkeit unserer Rosse zu erproben, da es sich in jenem waldigen Terrain schlecht hätte galoppiren lassen. Uebrigens hatte Samba alle Liebenswürdigkeit seines Charakters aufgeboten, uns würdig zu empfangen: er hatte mehrere Leute zu unserer Begleitung geschickt, die, mit Büchsen bewaffnet, sorgfältig jedes Gesträuch durchstöberten, obgleich wir kaum zu befürchten hatten, am hellen Tage von wilden Thieren angefallen zu werden, indem noch obendrein dieser Weg sehr besucht war und Jäger in jener Wildniß sehr oft Treibjagden veranstalteten. Unser Weg führte uns auch über einen Fluß, der damals im Sommer ganz ausgetrocknet war. Ueberhaupt hat die Natur, hinsichtlich der Bewässerung, viel für Senegambien gethan. Wie der Osten Afrika's, so ist auch der Westen von zahlreichen Bächen und natürlichen Kanälen durchzogen; da wimmelt es von Fischen aller Art in den Wassern, ein Artikel, den sich die Eingeborenen gar wohl zu Nutze machen und der nebst tausend anderen Produkten, wäre das Land sonst nicht so unwegsam, dem Binnenhandel manche neue Hülfsquelle bieten könnte.

Nach einigen Stunden unseres Marsches erblickten wir am Abhange eines mit Fruchtfeldern übersäeten Hügels den Ort unserer

Bestimmung. Rings um die Stadt zog sich ein Erdwall und neben diesem ein Graben, sowohl zur Abwehr gegen die Thiere der Wildniß, als im Nothfall auch zum Bollwerke gegen herumstreichende Räuberbanden. Dagegen haben die bedeutenderen Städte, besonders solche, wo sich die Häuptlinge der Eingeborenen aufhalten, hohe Erdmauern, die nicht selten mit Thürmen und Bastionen versehen sind, so daß Feinde, die nicht gerade Belagerungsmaschinen mit sich führen, sich kaum näher heranwagen würden. Das Thor der Stadt ist aus plumpen Balken, denen man die Holzaxt (jene Wilden haben nämlich keine Sägen) auf den ersten Blick ansieht, zusammengefügt. In der Ferne sieht der Ort sonderbar genug aus: vier- oder fünfhundert Hütten, alle nach einem Styl gebaut und mit kegelförmigen, mit Rasen gedeckten Dächern versehen, liegen bunt durcheinander gewürfelt vor dem Blicke des Fremden; vergeblich sucht er da Pfeiler, Schornsteine oder Fenster, die die Einförmigkeit des Bildes angenehm unterbrechen würden. Dazu jenes Gewühl von unzähligen Gassen, von hohen Gittern beschattet, in denen sich unser Fuß wie in einem Labyrinth gewiß nicht zurecht gefunden haben würde, hätten wir unsere Führer nicht zur Seite gehabt. Diese brachten uns endlich an ein Pförtchen, welches zur Wohnung unseres Wirthes, die an einem kleinen Abhange lag, führte. Dieser nahm uns auch mit aller Herzlichkeit, wie sie nur bei diesen ungekünstelten Naturkindern möglich ist, auf und geleitete uns in Person zu seiner Wohnung. Ueberall sammelten sich Weiber und Kinder um uns her, um der Neugierde ihren Tribut zu zollen. Samba's Haus oder vielmehr Hütte war ein kreisförmiges Gebäude und zeichnete sich nur durch etwas mehr Nettigkeit vor den anderen aus. Die Wände bestanden aus groben Lehmziegeln, die man, noch ehe sie ganz getrocknet waren, über einander geworfen hatte. Diese Mauer war von der Sonne ziemlich fest geworden und gab demnach eine hinlängliche Stütze von vier Fuß ab, so daß ein Dach aus Bambusstämmen gebaut und mit Zweigen gedeckt, ganz sicher darauf ruhen konnte. Dabei war es, um die heftigen Regengüsse Afrika's abzuhalten, einem Vorsprunge ähnlich, bis zum Boden herabgezogen, denn man hat gar häufig die Bemerkung gemacht, daß die festesten Gebäude, sobald das Regenwasser daselbst keinen Abfluß findet, von Grund aus zerstört werden. Dazu muß das Dach, damit die Wassermasse sich auf

demselben nicht wie in einem Bassin anhäufe, von Zeit zu Zeit ausgebessert werden, sonst fallen in Kurzem ganze Städte in Trümmer, die zuletzt ungefähr wie ein Haufen zerbröckelter Thonerde aussehen.

Nicht minder prunklos sah es in der Hütte selbst aus. An der einen Wand war eine Art Gerüst oder Hürde aus Schilfrohr angebracht, welche auf ein Paar Pfeilern, zwei Fuß hoch, ruhte. Dieses war die Bettstelle, auf der ein einfacher Strohsack oder eine Matte die Stelle unserer Federbetten versah. Daneben sahen wir noch andere Matten und zwei oder drei Stühle, ein Luxus, der nur Samba als einem Krösus unter seinen Landsleuten zustand. Flinte, Lanze, seine lederne Weidmannsflasche und das übrige Jagdzeug hingen an der Wand. Besonders zogen mehrere Kasten, theils bestimmt zur Aufbewahrung von Kleidern, theils zu der von minder wichtigen Dingen, die er von Europäern erhalten hatte, unsere Blicke auf sich. Neben der eben beschriebenen Hütte befand sich noch eine zweite: dieses war die Küche. Sie enthielt verschiedene irdene Gefäße, hölzerne Eimer und Kürbisflaschen, eiserne Töpfe und einige Körbe. Eigenthümlich war besonders ein Mörser mit einem großen Stößel, dessen Gebrauch weiter unten geschildert werden soll.

Was die Kleidung unseres Wirthes betrifft, so stand ihm der gewöhnliche Anzug eines Neger-Edelmannes gar nicht übel und hob besonders seine kräftigen Formen recht vortheilhaft hervor. Er trug nämlich weite wollene Beinkleider, die ihm aber kaum über die Kniee reichten, und ein großes Hemd mit weiten Aermeln. Anstatt der Stiefel hatte er Sandalen, die durch Lederriemen festgehalten wurden. Seine Füße waren übrigens ganz bloß. Der Kopf war mit einer weißen Mütze, um welche ein Shawl, ein früheres Geschenk von mir, wie ein Turban gewickelt war, bedeckt. Um den Hals trug er zwei starke „grigns“ an einer seidenen Schnur; dies waren nämlich kleine, lederne Beutel, welche irgend einen Vers aus dem Koran oder sonst ein Amulett enthielten.

Alsbald brachte uns auch eine von seinen Frauen einen Kürbis, saure Milch und Reiskuchen; ferner Kuchen, der aus zerstampften Nüssen gebacken war, und Honig. Im Allgemeinen essen die Afrikaner nur zweimal des Tages, aber die Begüterten unter ihnen nehmen es mit einer Mahlzeit mehr nicht so genau. Auch sind sie meistentheils, obgleich ihre muhamedanische

Religion alle berauschenden Getränke untersagt, große Liebhaber des Rums, und gerade die Neger halten hierin am wenigsten Maß. Gastfreundlich brachte uns Samba eine Flasche dieses Göttertrankes, auf den er sich nicht wenig zu Gute zu thun schien.

Jetzt noch ein paar Worte über die Frauen und Sklaven Samba's. Samba hatte sechs Frauen, von denen jede in einer besonderen Hütte wohnte. Diese waren fast ebenso wie die ihres Gatten gebaut, nur niedriger, besonders hinsichtlich der Thüren, so daß man fast halbtodt gedrückt wurde, ehe man hineinkam. Diese Thüren sollen überdies Licht und frische Luft einlassen, und dienen außerdem Menschen und Rauch als Ausgang. Sie werden stets nach Westen zu angelegt, damit die Ostwinde mit ihren ungeheuern Staubwirbeln sich nicht in diesen Hütten sammeln und dann zum Dache, welches sie leicht in ihrem Ungestüm zertrümmern würden, hinaus einen Weg sich bahnen. Vielleicht um unsere Anwesenheit zu ehren, vielleicht aber auch aus Eitelkeit hatten die Frauen alle Toilettenkünste aufgeboten. Um ihre schlanke Taille schmiegte sich eine Art Jäckchen, welches bis an die Knöchel hinabreichte, ein eigenthümlicher Zeug, „Pang" genannt. Ein ähnlicher bedeckte nachlässig Brust und Schultern. Gleich den Männern hatten sie nur zierliche Sandalen als Fußbekleidung. Hals- und Armbänder bestanden aus Korallen, Glas und Ambraschnüren, hier und da mit Gold- und Silberkügelchen abwechselnd. Dieser Flitterschmuck machte ihr Glück und ihren Reichthum aus. Einige von ihnen hatten auch Kinder von dem zartesten Alter bei sich; diese waren einzig mit Perlenkränzchen hier und da bekleidet. Möbel gab es in diesen Frauengemächern gar nicht; man müßte denn ein Paar Vasen und Kürbisflaschen, einen großen Spinnrocken zum Baumwollespinnen und die Hürde mit ihrer Matte als Bettstelle so nennen. Die schwarzen Schönen betrachteten uns neugierig von Kopf bis zu Fuß, musterten unseren Anzug und warfen mit staunenswerther Zungengeläufigkeit tausend Fragen über unsere europäischen Damen dazwischen. Zwar wunderten sie sich nicht wenig darüber, daß ein Reicher bei uns nur Eine Frau haben dürfe, fanden aber die Monogamie sehr zum Vortheil der Frauen. Ihre Kinder trugen sie nicht auf den Armen; die kleinen Schelme waren vielmehr in einem „Pang" auf ihrem Rücken gleichsam eingepfercht.

In einer anderen Hütte bewahrte Samba seine Waaren auf. Was seine Sklaven betrifft, so waren auch hier Männer und Weiber geschieden. Nur mit einem leichten Zeuge um die Lenden bekleidet, trugen die Frauen ein plumpes Perlenhalsband, ein Geschenk ihrer Herrinnen. Sie schlafen auf einer Matte oder einem Strohsacke, wobei sie mitten in der Hütte ein Feuer anzünden, das nicht sowohl wärmen, als vielmehr Insekten und Gewürm entfernt halten soll. Ihr Arbeitszeug, als Spaten, Kürbisflaschen, Körbe, aus Binsen und dem berühmten „Palum" geflochten, macht ihr ganzes Ameublement aus. Am merkwürdigsten war, wie schon oben erwähnt, ein ungeheuer großer hölzerner Mörser, eine Erfindung der Longis, die, zum Stamme der Fulahs gehörig, durchaus keine Aehnlichkeit mit den übrigen Hirten- und Kriegerstämmen haben. Kommen diese Longis auf ihren Streifzügen zu einer Stelle, die ihnen gerade behagt, und dies ist besonders bei waldigen Gegenden der Fall, so hauen sie alsbald die Bäume um, machen sich aus den Zweigen derselben für die ersten Angriffe ein kleines Lager, bohren die Stämme und höhlen sie zu Kanoes aus oder verfertigen Vasen, Mörserkeulen und Mörser und andere Geräthschaften aus dem Holze derselben, indem sie sich dabei nur einer Axt und eines Messers — diese wissen sie aber auch mit großer Geschicklichkeit zu handhaben — bedienen.

Ganz wie bei unseren Vorältern sind in jenen Gegenden — die Fulahs etwa ausgenommen — alle Freien äußerst arbeitsscheu. Jagd, Fischerei, Streifereien und Berathung öffentlicher Angelegenheiten sind ihre Beschäftigungen, und bietet sich dazu keine Gelegenheit, so rauchen und schmausen sie. Die Sklaven männlichen Geschlechts müssen Holz hacken, weben, Wasser herbeiholen, Gras zum Futter mähen und den Frauen bei ihren ländlichen Arbeiten helfen; doch haben die meisten Freien nur wenig solcher Sklaven, weil ihre Frauen alle jene Geschäfte, außer dem Holzhauen, selbst verrichten. Eben diesen liegt auch die Bestellung des Feldes ob. Ehe nämlich die Regenzeit eintritt, machen sie mit ihren Spaten hier und da Löcher in die Erde, säen Korn hinein und treten dann mit den Füßen den wieder aufgeworfenen Boden fest. Beim Reissäen lockern sie die Erde mit einer kleinen Schaufel auf. Nun tritt die Ernte ein; haben sie keine besonderen Scheunen, so heben sie ihr Getreide in überaus großen, aus

Binsen geflochtenen Körben, die auf Pfeilern außer der Stadt aneinander gereiht werden, auf, und hier ist es sicherer, als unter Verschluß und Riegel. Ist erst das Korn gemäht und gedroschen, welches letztere sie in einem jener großen Mörser und mit einem Stößel von fünf Fuß Länge zu Stande bringen, — übrigens eine äußerst beschwerliche, mehrere Stunden dauernde Arbeit — so haben sie ein Mehl gewonnen, das sie auf eine überraschende Weise zu Lebensmitteln, besonders zu dem berühmten Kuskussu zu verarbeiten verstehen. Wir baten sie daher, uns den ganzen Hergang sehen zu lassen, was sie auch mit solcher Bereitwilligkeit thaten, daß wir ihnen am Ende einige Schmucksachen mit Flittergold besetzt, zur Belohnung anboten.

Man feuchtet das Mehl mit Wasser an und schüttelt es dann tüchtig in einer Kürbisflasche, bis es sich zu kleinen Kügelchen, ungefähr wie Pfefferkörner, zusammenballt. Sodann stellt man das so erhaltene Mehl an einen kühlen Ort, wo es sich lange Zeit hält. Die Aermeren feuchten diese Art Pillen mit heißem Wasser an, bis sie ungefähr wie Reis aussehen. Andere wieder lassen sie über einer Vase, an der überall kleine Löcher sind und unter welcher Fleisch in Wasser kocht, durch den dadurch aufsteigenden Dampf aufwellen und platzen, da bei dieser Operation dieses ihr Lieblingsgebäck einen besonders angenehmen Geschmack annimmt. Wir bekamen eine Schüssel dieses Gebäcks nebst einigen feinen Ragouts, ferner Reis in Milch gekocht, getrocknete Fische und Fleisch, welches mit Butter und allerlei Gewürzen geschmort war, vorgesetzt, und ich gestehe, daß die meisten dieser Speisen gar nicht so übel schmeckten.

Zuletzt ließ uns unser freundlicher Wirth seinen „Bentang" sehen, ein Gebäude, welches als Halle und Gesellschaftszimmer diente. Dieses große, durchsichtige Haus hatte anstatt der Mauern starke Pfeiler, auf denen das Dach mit einer ziemlich langen Reihe von Rasenbänken ruhte. Besonders gern bauen die Eingeborenen diese Halle in der Nähe des größten und prächtigsten Baumes des Orts, um dessen Kühle und Schatten zu genießen. Dort werden auch die öffentlichen Staatsinteressen besprochen, dort werden die Prozesse geführt, dort empfängt man fremde Besuche, dort haben die Stutzer des Ortes, wenn man so sagen darf, ihre Ressource. Uebrigens besitzen diese Afrikaner eine gute Mundfertigkeit, und ihre

Advokaten wissen ihre Prozesse nicht selten so in die Länge zu ziehen, daß die Betheiligten dabei weder den Gewinn, noch Verlust erleben. Ihr außerordentliches Talent malt sich in folgender kleinen Anekdote: Einem Eingeborenen war einst ein Esel fortgelaufen; dieser richtete in einem Getreidefelde, das ihm auf seiner Flucht begegnet war, gar argen Schaden an. Glücklicherweise ertappte ihn der Grundeigenthümer auf der That und schlug ihn ohne alle Umstände todt. Natürlich leitete der Herr dieses Esels alsbald eine Klage ein, indem er auf Schadenersatz für sein Thier antrug, das er aber allerdings sehr überschätzte. Der Beklagte gestand auch das Faktum der Tödtung zu, stellte aber eine Gegenforderung auf, indem er behauptete, er dürfe für den angerichteten Schaden eben so viel als der Andere für seinen Esel fordern. Beider Anträge wurden vor den Richtern reiflich erwogen, indem sie endlich herausbrachten, daß einerseits der Grundeigenthümer kein Recht gehabt habe, den Esel zu tödten, und daß andererseits dieser wiederum Felder zu plündern sehr Unrecht gehabt. Wie nun aber, als sie glücklich so weit waren, die Gültigkeit, d. h. den Betrag beider Forderungen feststellen? Das ging doch über die Kunst ihrer Talente. Drei Tage strengten sie gegenseitig all' ihren Scharfsinn an, bis sie zu dem Resultat kamen, daß die Sache bis auf Weiteres zu vertagen sei.

Dergleichen Prozesse sind in den Gemeinden Afrika's eine angenehme Zerstreuung für die Freien, die mit ihrer Zeit nichts Besseres anzufangen wissen. Wochen, Monate, ja Jahre lang treiben sie sich umher, unbekümmert wozu sie eigentlich leben, wenn sie eben nur etwas zu essen haben. Daher wundern sich diese Tagediebe nicht wenig über die lebendigen, thätigen Europäer, und treibt man sie zu irgend einer Arbeit an, so entgegnen sie ganz naiv: „Nicht so hastig, Massa, wir haben Zeit, morgen ist auch ein Tag.“

Auch besuchten wir den Sattler und Schmidt des Städtchens, welche daselbst als die einzigen Handwerker in großem Ansehen stehen. Letzterer bearbeitete übrigens alle Metalle und ist demnach Goldschmidt, Juwelier, Huf- und Waffenschmidt in einer Person. Um gediegenes Eisen zu gewinnen, schmilzt er in einem Schmelzofen mit Holzkohlen, wodurch ein herrlicher Stahl hervorgebracht wird, seine Erzstufen. Dies ist aber eine höchst saure und

unbelohnende Arbeit, indem er einerseits viel von dem Erze einbüßt und andererseits das gewonnene Metall äußerst hart und schwer zu bearbeiten ist. Sein Handwerkszeug besteht nur aus einem Hammer, Amboß, einer Zange und ein Paar aus Ziegenfell gearbeiteten Blasebälgen. Bei unserem Besuche hatte er gerade Steigbügel mit seinem Sklaven zu machen, eine Arbeit, die uns aber durchaus nicht gefiel.

Was den Sattler betrifft, so gerbt und richtet er sein Leder so geschickt zu, daß es zuletzt äußerst geschmeidig und hübsch wird, indem er es ganz einfach recht tüchtig klopft und reibt. Das Dickste davon verarbeitet er zu Sandalen. Schaf- und Ziegenfelle werden erst gefärbt und dann zu allerhand Behältern, zu Börsen, zu Körperhüllen, zu Sätteln und zu vielen anderen Schmucksachen verarbeitet, die dabei zierlich genäht sind, denn die Neger verstehen sich auf die Nadel. Außerdem legen sich die Eingeborenen noch auf das Baumwollenweben, auf die Bearbeitung des Binsenrohrs, auf die Seife und Topffabrikation, ein Artikel, der allerdings etwas plump geräth. Dabei dürfen wir aber nicht verkennen, daß die Afrikaner so manche Kunst und manches Gewerbe, wenn auch nur in den Umrissen, bereits kennen und sich sehr geschickt zur Arbeit anstellen; um so mehr, als ihre Handwerkszeuge noch äußerst dürftig sind und sie für ihre Arbeiten durchaus nicht bezahlt werden.

Zuletzt wollen wir noch mit einigen Worten einer Eigenthümlichkeit von Samba's Vaterstadt erwähnen. Gleich am Thore derselben war nämlich an einem Baum die bunte, harlekinartige Korkkleidung „Mumbo-Dschumbo" zu sehen, womit es folgende Bewandtniß hat:

Wenn sich die Männer nicht mehr zu helfen wissen, wie sie ihre Weiber zu ihren Pflichten anhalten oder wie sie deren gegenseitige Zänkereien schlichten sollen, so machen sie ganz einfach von diesem Talisman Gebrauch: Mumbo-Dschumbo durchdringt mit lautem Geschrei die Wälder, kommt bei Nacht in die Stadt, tritt auf der Stelle in den betreffenden „Bentang" ein, und siehe da, alsbald ist Ordnung und Einheit hergestellt. Die feierliche Handlung fängt mit Tanz und Spiel an, und dies dauert bis Mitternacht fort, wo Mumbo-Dschumbo endlich sein unglückliches Opfer nennt. Dasselbe wird alsbald gepackt, geknebelt, an einen Pfosten gebunden und mit einem Stocke geschlagen, während alle Herumstehenden darüber lachen

und jubeln. Auf diese Weise weiß sich Mumbo-Dschumbo stets in frischem Andenken bei allen Weibern zu erhalten.

Nach allen diesen Besuchen und Spaziergängen mußten wir, da sich der Tag bereits neigte, an unsere Rückkehr denken, denn hier in Afrika giebt es keine Dämmerung, sondern mit dem Untergange der Sonne tritt auch alsbald tiefe Nacht ein.

Alle Anzeichen der hereinbrechenden Nacht waren da; die Heerden wurden in den Pferch getrieben und da von bewaffneten Leuten gehütet; mitten in Samba's Hütte loderte ein lustiges Feuer, das allgemeine Heiterkeit unter uns verbreitete. Schmauchend und plaudernd erwarteten wir das Abendbrod. Dieses kam auch bald an, indem die Damen, die dasselbe vor uns auf die Erde gesetzt hatten, sich wieder zurückziehen mußten, weil sie nach einheimischer Sitte mit Männern nicht an einem Tische essen dürfen. Dabei verursachte uns folgender Umstand ein angenehmes Zwischenspiel: die Afrikaner bedienen sich nämlich nur der Finger zum Essen, und Samba hoffte bei dieser Gelegenheit, uns einen kleinen Streich, den wir ihm an Bord unseres Schiffes gespielt hatten, vergelten zu können. Als er daselbst mit uns speiste, legten wir nur Gabel und Messer auf. Samba wußte nun freilich nicht, was er mit der Gabel anfangen sollte, und hatte alle Mühe, ein paar Bissen zu erwischen, bis man ihm dann, um dem Spaße ein Ende zu machen, einen Löffel brachte. Um sich für diese Grausamkeit zu rächen, hatte er alle Speisen äußerst dünn zubereiten und in ganz winzige Stückchen zerschneiden lassen, und freute sich schon insgeheim über die Ungeschicklichkeit, mit der wir unsere Finger gebrauchen würden. Aber wie groß war sein Erstaunen, als wir unsere Reisemesser und Reiselöffel hervorholten; so hatte er sich in seiner eigenen Schlinge gefangen, denn die Speisen waren zu dünn gerathen, als daß unsere Gastgeber selbst sich bequem der Hände hätte bedienen können.

Nun aber brach Alles zum Tanze auf, welcher, ist sonst hübsches Wetter, wie auch an manchen Stellen unseres Vaterlandes, hier unter freiem Himmel abgehalten wird. Bei schlechter Witterung tanzt man unter dem Bentang und zündet dabei, sobald es dunkel wird, ein mächtiges Feuer an, um besser sehen zu können. Drei Instrumente ungefähr, und unter diesen besonders eine Trommel, liefern die Musik, bei deren Schalle

alle jungen Bursche lebendig werden, nach dem Takte sich herumtummeln, mit den Händen klatschen und etwas unästhetische Pantomimen machen. Dieses rauschende Vergnügen dauert nicht selten die ganze Nacht hindurch, weshalb wir dem Toben bald den Rücken drehten und uns zur Ruhe begaben. Ermüdet, wie wir waren, schliefen wir köstlich auf unseren Matten, während die ganze Nacht hindurch ein großes Feuer in der Hütte brannte, denn die Neger können eben so wenig die Kälte, als wir große Hitze ertragen; übrigens haben sie, wie Kinder, einen recht festen Schlaf und stehen erst auf, wenn die Sonne schon hoch am Himmel steht. Am anderen Morgen frühstückten wir noch eine Art Butterbrei, eine eigenthümliche Speise der Afrikaner, ehe wir unserem gastfreundlichen Wirthe und seiner Familie Lebewohl sagten und uns auf den Weg begaben, auf dem wir Tags zuvor gekommen waren.

V.

Ein neuer Robinson Crusoë.

In dem von Klippen und Riffen starrenden Theile des indischen Oceans heißt ein kleines Eiland Providence oder Insel der Vorsehung. Dankbare Seefahrer, welche dort ihre Rettung fanden, nachdem ihr Schiff auf hohem Meere vom Blitze getroffen worden war, gaben ihm diesen Namen. Es liegt im Kanal von Mozambique, von der Insel Bourbon nicht über etliche Tagereisen entfernt.

Im Jahre 1820 beschloß der Kapitän eines Kauffahrteischiffes von Bourbon aus nach Providence zu segeln, um von dort junge Schößlinge der Kokospalme zu holen, die auf der kleinen Insel ganz vortrefflich gedeiht. Damals war das Schiffswesen auf Bourbon noch in einer Art von Kindheit; die kleinen Fahrzeuge hatten noch keine Kabelketten, sondern bedienten sich statt derselben eines Taues, das man aus Palmenfasern flocht,

und das von den scharfen Korallenriffen leicht durchschnitten wurde. Dann war der Anker oder der mit Steinen gefüllte hölzerne Kasten, dessen man sich als Ersatz desselben bediente, allemal verloren.

Als Kapitän Cremasy in dieser Weise bei Providence Anker geworfen hatte, ging er an's Land und schickte sein mit ein paar Matrosen bemanntes Boot an Bord zurück. Während er auf der kleinen Insel umherstreifte, brach das Tau, und das Schiff wurde von der heftigen Meeresströmung fortgetrieben. Der Steuermann gab sich vergebliche Mühe, den Ankerplatz wieder zu erreichen, konnte aber gegen den Wind und die Strömung nichts ausrichten, und die Nacht brach herein. Der Kapitän hatte nichts weiter auf dem Leibe als eine Jacke und ein leichtes Beinkleid, und weiter keine Waffe, als einen kurzen Handsäbel. Als er sich überzeugt hatte, daß am Abend keine Erlösung mehr zu hoffen war, suchte er auf der öden Insel sich ein Obdach zu bereiten, so gut als es eben gehen wollte. In möglichster Eile bauete er aus Palmenblättern eine Ajupa, das heißt eine Hütte, öffnete mehrere Kokosnüsse, aß die Frucht und trank die Milch. Bei seiner großen Aufregung floh ihn der Schlaf, er fragte sich, was aus dem Schiffe geworden sei und ob es am Morgen in Sicht sein werde; die tiefe Einsamkeit, in welcher er sich befand, drückte schwer auf ihn. Sobald das erste Morgenlicht heraufdämmerte, war er schon am Strande, um den Horizont und ein Segel zu erspähen; aber im Frühnebel war nichts zu unterscheiden. Als die Sonne heraufstieg und die Dünste zerstreute, fielen ihre Strahlen nur auf einen weiten, blauen Wasserspiegel. Von Schiff und Segel keine Spur.

Der Kapitän setzte sich auf einen Felsenvorsprung und sann über sein Schicksal nach. Er begriff, daß seine nächste Obliegenheit keine andere war, als für seinen täglichen Lebensunterhalt Sorge zu tragen, so gut es sich eben thun ließ. Mit dem Säbel in der Hand durchstreifte er die Insel, deren Gebieter er nun war. Er fand keine andere Nahrung als Kokusnüsse, und so wenig troſtreich es auch sein mochte, lediglich auf eine solche Speise verwiesen zu sein, so war doch wenigstens kein Hungertod zu befürchten. Am nächsten Tage entdeckte Cremasy auch einige wilde Gurken, aber sie waren roh kaum zu genießen und Feuer zum Kochen hatte er nicht. Indessen fiel es ihm ein, daß die Wilden durch Reiben von weichem und

hartem Holze eine Flamme hervorzubringen wissen, und so machte er einen ähnlichen Versuch, der ihm am ersten Tage jedoch nicht gelang. Er mußte auch die zweite Nacht im Dunkeln zubringen.

Am dritten Morgen war wiederum nichts vom Schiffe zu sehen. Er gab sich nun, da er sich überzeugte, daß vorerst keine Hoffnung auf Erlösung sei, doppelte Mühe, durch Reibung Feuer zu erzeugen, und am Ende gelang es ihm, das Holz zu erhitzen. Rasch sammelte er Fasern von der Kokosnuß, brachte sie mit dem Holze in Berührung und hatte die große Freude, endlich eine Flamme emporflackern zu sehen. Von jetzt unterhielt er das Feuer mit Zweigen und Blättern, und fiel dann, auf Aeußerste ermüdet, in einen tiefen Schlaf. Ein seltsames Geraschel weckte ihn; es war, als krieche irgend Etwas langsam auf ihn zu. War es eine giftige Schlange? Er öffnete seine Augen weit, starrte in das Dunkel hinaus und sah, daß ein breiter Gegenstand sich über den Sand hin bewegte. Cremasy hielt seinen Säbel in der Hand und war auf Alles gefaßt. Endlich sah er, daß er es mit einer großen Schildkröte zu thun hatte, die Nachts an's Land gekommen war, um in dem Sande, da wo die Meeresfluth sie nicht erreichen kann, ihre Eier zu legen. Diese Thiere wählen dazu immer Stellen aus, welche den ganzen Tag über von den Sonnenstrahlen beschienen werden, machen ein Loch in den Sand, legen die Eier hinein, decken dasselbe wieder zu und kommen, von einem wunderbaren Naturtrieb geleitet, nach fünfzig Tagen wieder, um den Sand wegzuräumen. So wie dieses Letztere geschieht, kriechen die Jungen aus und folgen der Mutter an den Strand. Sobald diese in's Wasser geht, klammern sie sich an, und lernen von ihr, sich im Meere zu bewegen.

Sobald Kapitän Cremasy wußte, mit wem er zu thun hatte, ging er auf das Thier zu, legte es auf den Rücken und hielt bis Tagesanbruch Wacht bei demselben. Dann tödtete er es, und fand es in vortrefflichem Zustande. Er röstete das Fleisch und bewahrte das Fett in kleineren Schildkröt-Schaalen auf, die am Strande hin und wieder umher lagen. Aus den Fasern der Kokosnuß drehte er Dochte, und hatte nun eine allerdings äußerst einfache Lampe. Um das Fleisch zu würzen, hatte er sich Salz aus verdunstetem Seewasser bereitet, und das Schild des Thieres benutzte er als Kessel. So war er nicht mehr lediglich auf Kokosfleisch und

Milch verwiesen, denn mit seinem Säbel hatte er einen Brunnen gegraben. Zum Glück ging diese Arbeit leicht. Er fand klares Wasser nicht weit unter der Oberfläche.

Bald fand er es nöthig, seine Kleider zu waschen, und auch das ging gut von der Hand. Um die sehr zudringlichen Ratten abzuhalten, grub er rings um seine Hütte einen Graben, den er mit Palmzweigen und Stachelgewächsen umfriedigte.

Auf seinen einsamen Gängen hatte er Tauben gesehen, die ihn ziemlich nahe an sich herankommen ließen. Auf diese machte er vermittelst einer langen Stange Jagd und verschaffte sich manche wohlschmeckende Speise. Schildkröten- und Taubenfleisch mit Kokosnußmilch sind unter solchen Umständen gewiß nicht zu verachten; Cremasy aber wollte auch Fische essen. An der Südseite der Insel liegt ein Riff, das bei Ebbezeit theilweise trocken liegt. In einzelnen Vertiefungen, aus denen das Wasser nicht abfließen kann, wimmelte es bei der Ebbe von Fischen, die er theils mit der Hand fing, theils mit seinem Säbel harpunirte. Einige wurden sogleich gekocht, andere getrocknet oder gesalzen.

Natürlich hatte der Einsiedler vor Allem den Gedanken, wie er aus seiner Einsamkeit sich erlösen könne. Von früh bis spät lag er auf einem Felsen und überschaute das weite Meer. War sein Schiff an einem Riff gescheitert und zu Grunde gegangen, oder war es nach Bourbon zurückgesegelt und hatte man dort Kunde von seinem Schicksale? Doch er träumte nicht blos, er brütete nicht düster vor sich hin, sondern wußte, daß dem Muthigen Gott hilft. Also beschloß er eine Landmarke aufzurichten, die weithin sichtbar sein mußte. Aus schwerem, dickem Holze, das er nur mit großer Mühe an Ort und Stelle bringen konnte, errichtete er einen hohen Scheiterhaufen, füllte die leeren Zwischenräume mit dürren Blättern und Zweigen, und blickte nun wieder von früh bis spät auf den Ocean hinaus, um ein Segel zu entdecken und dann den Holzstoß in Brand zu stecken. Er wollte durch die Rauchsäule den Seefahrern ein Zeichen geben.

Aber ein Tag verging nach dem andern, ohne daß Rettung kam, und von früh bis spät sah er auf dem Meere nichts als Fregattenvögel, welche den Möven nachstellten, um ihnen ihre Beute abzujagen.

Bei der mühsamen Arbeit waren seine Beinkleider in Fetzen zerrissen worden. So blieb ihm, wenn er nicht unbekleidet gehen und seine Glieder den heißen Sonnenstrahlen aussetzen wollte, nichts übrig, als aus den Fasern der Palme sich selber Zeug zu weben, so gut es eben gehen wollte. Die Noth ist die Mutter der Erfindung. Er webte sich ein Beinkleid und obendrein auch eine Decke, die ihn Nachts gegen die Einwirkung der frischen Luft schützte.

In seinem neuen Kleide durchforschte er nun die entlegenen Theile der Insel, welche übrigens kaum ein paar Stunden im Umfange hat. Ein Drittel derselben, und zwar der im Winde liegende Theil, ist mit einem herrlichen Walde von Kokospalmen bedeckt. Winde und Strömungen haben dort Nüsse an's Land gespült, und sie haben in dem ihnen gedeihlichen Boden Wurzel geschlagen. Das übrige Land ist dürre Sandebene, die nur einige Gesträuche erzeugt.

Schon begann Cremasy sich in sein trauriges Schicksal zu ergeben, als Rettung kam. Eines Abends war er, tief in Nachsinnen verloren, nach seiner Hütte zugegangen. Unterwegs nahm er einige Muscheln auf, die ihm als Abendspeise dienen sollten. Da gewahrte er fern am Horizonte ein Schiff. Aber war es nicht auch diesmal Täuschung? Schon mehrfach hatte ihn die Gestalt der Abendwolken betrogen: sie sahen aus wie ein Segel in der Ferne und lösten sich doch immer bald in Dunst auf. Aber jetzt sah Cremasy, daß die Wolken sich veränderten, während der Gegenstand, welchen er scharf im Auge hielt, sich gleich blieb. Sein Herz klopfte hörbar. Ja, es war ein Schiff, und es kam näher und immer näher. Jetzt wollte er das Letzte wagen. Die Dunkelheit brach ein und nun steckte er den Scheiterhaufen in Brand. Sogleich loderte eine Flammenpyramide hoch empor, und gleich darauf antwortete ein Kanonenschuß. Man hatte das Zeichen gesehen und verstanden. Bald vernahm Cremasy in der Stille der Nacht ein Geräusch, das fernen Ruderschlägen glich; er rief, so laut er konnte, einen Jubelruf über das Meer hinaus, und man beantwortete ihm denselben in seiner Muttersprache. Es waren Leute von seinem eigenen Schiffe, das von den Strömungen weit weggetrieben und nach Anjouan, unfern Majotte, gesteuert war, und nun zurück kam, um den Kapitän abzuholen.

Der neue Robinson Crusoë schrieb die Geschichte seiner zweiunddreißigtägigen Einsamkeit, steckte das Papier in eine wohlversiegelte Flasche und hing diese an einem Baume ganz nahe der Küste auf. Dort ist sie unlängst von den Matrosen eines englischen Fahrzeuges aufgefunden worden. Aber sie fanden nicht blos diese Flasche, sondern auch eine große Anzahl Hühner. Cremasy hatte Federvieh ausgesetzt, das sich sehr vermehrte und nun den Schiffern, welche dort landen, zu Nutze kommt.

VI.

Springbock-Jagd auf dem Kap.

Mein Nachtquartier war ein einsamer Bauerhof auf der Grenze, dem ich langsam zuritt, denn die Pferde waren nach einem dreitägigen Ritte schon so abgemagert durch Mangel an Futter, daß sie vorsichtiger Schonung bedurften, um für eine längere Reise brauchbar zu bleiben. Das verflossene Jahr war ein Mißjahr gewesen, und ohne den Solder (Vorrathsboden) wieder füllen zu können, hatte der Boer den Rest seines Pferdefutters schon längst verbraucht. Auch im jetzigen Jahre waren bereits elf Monate verflossen, ohne daß ein Tropfen Regen gefallen war, selbst Thau entstieg aus der ausgedörrten Erde nicht mehr, und der Boer, welcher zumal den Reisenden gern mit ein wenig Futter aushilft und wohl selbst seinen kargen Rest theilt, konnte nicht mehr geben als ein wenig Kaff (Art Heckerling) — kaum nahrhafter als Sägespäne. Der Anblick des Landes war über alle Maßen traurig. Das Kapland hat ohnehin für das europäische, an üppige Vegetation gewöhnte Auge selbst in günstigen Jahren etwas unbeschreiblich Oedes, Dürres, Wüstes, aber für das Land nach elf Monaten ununterbrochener Dürre hat die düsterste Phantasie eines Europäers kein Bild. Viele Quellen waren versiegt, jede Spur der Gräser war verschwunden,

und selbst das lebendige Grün der Gärten auf den Bauerhöfen langte nicht mehr zu. Nichts erblickte man, als dürren, steinigen, sandigen Boden, spärlich mit kleinen Büschen bedeckt, deren blätterlose und durch die Hitze gedörrten Zweige wie durch sengende Gluth geschwärzt erschienen. Jegliches Leben der kleinern Thierwelt schien erstorben; nur hier und da lief eine Spinne über den Sand oder schnellte eine Eidechse über das Gestein. Kein Laut belebte die Oede. Dem Wege entlang standen einige Rinder, mager wie wandelnde Skelette, überspannt mit kahler erkrankter Haut. Weiterhin lagen weiße Knochen und Schädel mit großen Hörnern, und Haufen feiner dürrer Hölzchen: die Reste von Rindern, welche aller Subsistenz beraubt, an den dürren Gebüschen geweidet und der Unverdaulichkeit solcher Nahrung als Opfer gefallen war. Die Haufen feiner Hölzchen waren Inhalt des Magens, Nahrung und Ursache des Todes gewesen.

Weiterhin standen einige Pferde, an Beleibtheit den Rindern nicht unähnlich, und kauten an den dürren Büschen; allein mit wenig Neigung für solche Nahrung gingen sie träge weiter und versuchten andere Büsche. Bei unserer Annäherung huben sie träge die Köpfe und schauten mit blödsinniger Stumpfheit der fremden Erscheinung nach. Am Fuße des langen Gebirges erhob sich eine große Staubwolke: dort zog die Heerde des Boers der Quelle zu. Viele Schafe kehrten Abends heim, aber starben über Nacht aus Erschöpfung, und je näher ich des Boers Wohnung kam, desto häufiger begegnete ich Ueberresten von Schafen und Lämmern, welche in solcher Zahl täglich fielen, daß eine Menge großer Geier träge und theilnahmlos bei dem reichen Banquett saßen, und nur von Zeit zu Zeit den übersättigten Körper in schwerfälligem Fluge erhoben. So war der Zustand des Landes.

Um das Maß des Uebels zu füllen, kommen in solchen Jahren, wo die dürre Weide eines großen Landgutes für den Unterhalt einer kleinen Heerde nicht mehr zureicht, zahllose Heerden von Springböcken, oder wie die Boers sie nennen, Trekbocken (wandernden Böcken) aus den noch dürrern, heißern Sandwüsten Centralafrika's Nahrung suchend nach der Colonie, wo sie in unglaublich kurzer Zeit jeden Rest der Pflanzenwelt vernichten. Dies gefürchtete Uebel, vernahm ich, war auch jetzt wieder im Anzuge. Von jenen zahllosen Heerden hatte ich wohl viel gehört, aber

Alles erschien mir so übertrieben, so fabelhaft, daß ich mit nicht geringem Interesse dem Erscheinen dieser afrikanischen Thierwanderung entgegensah.

„Warum hat man diese schönen Mimosen abgehauen?" fragte ich Cupido — nicht den Liebesgott, sondern meinen Halbmenschen aus Hottentott und Affe — als wir vor einigen Mimosabüschen vorüberritten.

„Sür,*) das ist alle Nahrung, welche der Boer seinen Kapatern (bunten Ziegen) noch geben kann. Das „stumme Gut" (die Ziege) hat nur noch die grünen Blättchen der Dornbäume. Das letzte Stück Vieh, Sür, verreckt noch. Sür soll sehen, wie es bei den Kraalen, (Pferchen mit solider Steinmauer oder Dornhecke umgeben) aussieht." Verhängnißvolle Worte, welche die Umstände nur zu sehr bewährten.

Einige Dutzend Raben, welche bei unserer Annäherung krächzend aufflogen, und ein widerlicher Geruch ließen uns mit ziemlicher Bestimmtheit voraussetzen, in welcher Richtung der Kraal lag. Schon von fern sah ich größere und kleinere Hügel, Katakomben gefallener Schafe und Rinder, auf denen Krähen, Habichte und große Lämmergeier in bunter Masse hin- und herwogten und unersättlich abrissen und verschlangen. Weiterhin lagen einige halbe Rinder, auf denen große weiße Geier mit schwarzen nackten Hälsen regungslos saßen und wahrscheinlich die Verdauung des früheren Mahles abwarteten. Den Mauern der Kraale entlang lagen ganze Reihen todten Viehes, welches täglich in solcher Zahl starb, daß an ein Einscharren nicht zu denken war, und die wundervolle Gefräßigkeit der Raubthiere konnte mit der Sterblichkeit nicht gleichen Schritt halten. Und wie Unglück selten allein kommt, begannen in der That die Springböcke in größeren Heerden, als man je zuvor gesehen, über die Grenze hereinzusehen.

Des Boers Wohnstätte glich im Allgemeinen den Bauerhöfen an der Grenze: das lange, niedrige, aus Steinen aller Größe schlecht aufgebaute Haus hatte ein Strohdach; kleine fußhohe Fenster, theils mit geöltem Papiere, theils mit alten Zeitungen verklebt; rothe und grüne Fensterladen, und seitwärts eine große Küche mit einem kolossalen Schornsteine; daneben

*) In der Sprechweise der Schwarzen bedeutet Sür einen vornehmen Herrn, Baas einen Boer und Mynheer einen Geistlichen.

stand ein Wagenschuppen, ein Stall, eine Hühnersteige, zwei Kraale und eine Rondtafel, — ein niedriges, thurmähnliches Gebäude mit dicken Mauern und Schießscharten, welches bei Ueberfällen der Schwarzen als Citadelle gedient hatte. Wie die meisten „Plätze" lag dieser Bauerhof auf einem kahlen steinigen Hügel, wo außer einer verkümmerten Syringe (wilden Hollunder), dessen Stamm durch die Hitze gespalten war, keine Spur von Vegetation zu erspähen war. Vor dem Wohnhause lagen einige Sättel, ein Zeichen, daß andere Fremdlinge bereits angekommen waren.

Auf das nahende Pferdegetrampel trat ein alter weißhaariger Boer vor die Thüre, und mehrere jüngere Personen folgten ihm; Alle, — ihrem Anzuge nach — gleichfalls Boers. Nach wechselseitiger Begrüßung mit „Hoe vaart li" (Wie geht es) folgten schnell aufeinander die verschiedenen Acte afrikanischer Gastfreundlichkeit: Klim af, (Steigen Sie ab) und zal Mynheer afzadeln? (Wollen Sie absatteln) und dies bejaht, leistet ein Jeder eine bereitwillige Handreichung, die schweren Sättel und Gepäcke von den Rücken der müden Thiere abzuziehen, und mit Wil Mynheer binne komen? (Wollen Sie eintreten) führte der Alte mich in seine Wohnung.

Das Meublement des Voorhuys (Halle), des einzigen Zimmers, welches im Hause des Boers gehörig meublirt ist, war höchst einfach und bestand aus einem niedrigen Tische mit gewundenen Füßen — das Meisterstück eines alten desertirten Soldaten, zwei roh bearbeiteten Stühlen mit dünnen, durchflochtenen Riemchen als Sitze, von denen der eine der Staatssessel der Hausfrau, der andere der Ehrenplatz des Fremdlings ist, und einer grünen Kiste, welche zugleich Provisionskiste auf dem Ochsenwagen, Geldchatulle und Thron des Hausherrn war. Im gegenwärtigen Falle mochte diese Kiste 1000 Pfd. enthalten, denn anstatt von einem Kapitale auf irgend eine Weise Zinsen zu ziehen, liebt der Boer sich darauf zu setzen. Der Alte war ein reicher Schafzüchter von 6000 Schafen, welche man auf 3000 Pfd. anschlagen konnte.

Hinter dem geschnörkelten Tische thronte die Hausfrau, eine corpulente holländische Dame, sechs Fuß vier Zoll lang und fast ebenso breit. Auf einem dampfenden Stoof (Kohlenbecken), trotz der heißen Jahreszeit, standen zwei Elephantenfüße. Auf dem Tische sang der ewige Wasserkessel,

welcher immer dampft, um Thee zu bereiten, und der nur des Nachts erkaltet. Hinter der Dame stand ein völlig nacktes junges Buschmannmädchen, welches mit einem Straußfederwedel, an einem langen Stock befestigt, die Fliegen von der Theeequipage abwedelte.

Zal Mynheer sen Kopje theewater gebruiken — fragte die Dicke, und reichte mir eine Schale, die leider das zwanzigste Wasser enthielt. Der Boer nämlich kauft nur Thee, welcher zwanzig Wasser hält, d. h. dessen zwanzigster Aufguß sich noch färbt, und die Bezeichnung Theewater ist daher charakteristisch. Jeder der Anwesenden erhielt eine Schale, ohne Zucker, ohne Milch und Alle verneigten sich gegen eine rothlackirte Blechbüchse, welche einige Brocken Kandiszucker enthielt, mit „danke, Tante."

Boers von einiger Bildung beanspruchen die Titel Mynheer und Juffroun, allein gebrauchen solche nie unter einander.

Da der Aufguß von widrigem Geschmacke war, sammelte ich die kleinen Brocken Kandis in der rothen Dose, begriff aber sogleich, da mich Alle mit großen Augen anstarrten, daß ich mich eines Mißgriffs schuldig gemacht haben müsse. Später erklärte man mir, daß das Präsentiren der Zuckerdose nur eine Höflichkeitsformalität sei. Man erwartet daher nicht, daß der Gast von dem Zucker nehme. Bei Einigen, wurde mir versichert, wird keine derartige Strenge beobachtet: der Gast nimmt ein Stückchen Zucker, saugt daran und legt es dann für den Gebrauch Andrer wieder zurück in die Dose.

Den ganzen Tag hatte ich unter einer glühenden Sonne geruht und keine Speise genossen, und das schreckliche Theewater machte mich so übel, daß ich mit Freuden meines rücksichtsvollen Wirthes Anerbieten: „Wil Mynheer sen zoopie (Branntwein) gebruiken" annahm. Es war kratzender Fusel, aber Nektar in Vergleich zu dem Theewater.

Diesem folgte ein Haufen Tabak aus der Hosentasche des Alten, wovon ein Jeder seine Pfeife füllte, welche er durch das Hutband gesteckt trug. Alle schmauchten und selbst Knaben, welche eben erst die Schule verlassen, d. h. während eines dreimonatlichen Unterrichtes bei einem fahrenden Soldaten ihren Namen hieroglyphenähnlich zeichnen und den Katechismus lesen gelernt hatten.

Gar bald erfuhr ich aus dem Gespräch der Boers, daß sie hier zu-

sammengekommen waren, um die Springböcke in einem Engpasse aufzufangen, welchen sie passiren mußten, um weiter in die Colonie vordringen zu können. Die Boers wünschten mit dem getrockneten Fleische der Springböcke ihre Vorrathskammern auf einige Monate zu versehen, weil die Sterblichkeit unter dem Vieh ihr „Schlachtgut" sehr vermindert hatte.

„Die Böcke, Oom Jan, müssen morgen durch die Poortje (Engpaß) kommen; rechts und links ist der stundenlange Krans (steile Felswand); — sie müssen durch die Poortje. Die ganze Ebene lebt, Oom Jan, lebt!"

„Das, Neef Piet, fehlt noch; das stumme Gut (Schafe und Rinder) bleibt doch noch am Leben, wiewohl ich von 2000 Schafmüttern nur noch 500 übrig behalten habe; aber, Neef Piet, wenn die Böcke erst durchgezogen sind, ist das Land eine Wüste — s'ist eine schwere Straf', Neef Piet," fügte der Alte bei, gläubig seine Hände faltend.

„Hat Oom Jan gehört," fiel nach einer Pause ein Andrer ein, „daß von Oom Clas ein Klump (ein Trupp Schafe) mit den Springböcken weggelaufen ist?"

„Ja, Neef Staak; Janitje wurde hintennach geschickt; aber, Neef, das Gut (die Schafe) läuft wie der Teufel — Gott verzeih' mir die Sünde, daß ich einen so großen Namen nenne, — immer im Dicksten von den Böcken, sagt Janitje. Er hat sie wohl auch nicht wiederbekommen!"

Es geschieht bisweilen, daß ein Trupp Schafe unter die Springböcke geräth und mit ihnen wegzieht. Der Fall ist vorgekommen, daß Schafe auf diese Weise in solche Entfernung geriethen, daß ihre Eigenthümer nicht mehr ermittelt werden konnten.

„Kerle," wandte sich Oom Jan an einige junge Leute, die ehrerbietig zugehört hatten, da unter diesen Patriarchen noch die löbliche Sitte herrscht, daß die Jugend mehr zuhöre, als unbedachten Unsinn schwatze, „Kerle, ihr müßt gut schießen, denn unser Schlachtgut ist auf (Schlachthammel sind verzehrt)."

„Ja, Oom," sang der Chor, „aber die Pferde sind zu mager, um zu jagen; wir müssen in der Poortje vorlegen."

Der Rest des Abends wurde mit allerlei Vorbereitungen zur Jagd zugebracht, weil man beabsichtigte, schon vor Tagesanbruch in der Poortje zu sein. Herbei kamen die altväterischen, schweren, 6 Fuß langen Pavians-

pooten (Affenpfoten), gewaltige Calibers wie tragbare Kanonen, welche man sorgfältig reinigte und frische Steine einschraubte. Mit diesem gigantischen Instrument schießt der Boer mit erstaunenswürdiger Sicherheit in unglaublicher Entfernung. Ein leichtes modernes Gewehr liebt er nicht, weil es leicht wie eine Feder sei und keinen Anschlag erlaube. Dem Uneingeweihten ist nicht zu rathen, mit solchem gewichtigen „Roer" zu schießen, denn der Rückschlag zerbricht ihm den Arm oder wirft ihn mit einer unbarmherzigen Ohrfeige zu Boden. Zunächst füllte man die Pulverkammer — schön polirte und zierlich geschmückte Rinderhörner, welche die Bastarde und andre Wilde im Inlande zu fertigen pflegen. Ein Jeder versah sich mit einer großen Quantität Pulver, denn der Boer mißt den Schuß mit der hohlen Hand ab und hat daher viel Pulver für sein monströses Roer nöthig. Nachdem die Gürtel mit Kugeln gefüllt und die Sättel zurechtgesetzt waren, begaben sich Alle endlich zur Ruhe, früher als gewöhnlich, doch nicht ohne zuvor ein Halbdutzend Zoopies zu verschlucken.

Die Schlafstellen waren nicht die besten; allein ein Müder schläft süß auf einem Steine, und unsre Betten waren weniger hart: Einige krochen in den Kaffhock (ein Häuslein, in welchem der Heckerling aufbewahrt wird); Andere schliefen auf rohen Häuten, wieder Andre auf Buchenmatten; und endlich Andre zogen vor, der Hitze halber vor dem Hause, unter freiem Himmel in ihre Mäntel gehüllt auf der Erde zu schlafen, unbekümmert um giftiges Gewürm, dem sie sich natürlich aussetzten.

Das Krähen der Hähne und ein empfindlich kalter Wind, der durch das offene Fenster hereinwehte, verkündigten den nahen Morgen. Im Osten schossen Lichtsäulen empor wie matte Nordlichter und schmolzen endlich in einen gelblichen Schimmer, vor welchem die deutlichern Umrisse großer grauer Gebirgsmassen hervortraten. Es waren die Karee-Berge, welche wie eine ungeheure steinerne Barrière die Grenze der Colonie bilden. Jenseits lag das wüste Land der Buschmänner, Griquas und Betchuanas. Die lange Linie der Gebirgskette war von einem tiefen Einschnitte unterbrochen, wo tieferes Dunkel noch lag: dies war der Engpaß, wo die Böcke hindurch kommen mußten. Im Hause begann ein reges Leben und ein Chor von Tönen erschallte: Ja, Oom — Neef Clas — mein Tondel doschen (Zunderbüchse) — Piet, die Steinkammer — Neef, ein Zoopie —

guten Morgen, Tante — Gri=i=it — Geklirr von Steigbügeln und Gewehren — Gestampfe von Pferden — Heulen der Hunde, welche die Jagd witterten — Jan — Pferde — Ja=a=an! —

Alles war Eile, denn vor Sonnenaufgang mußte man im Engpasse sein: schläfrig ziehen dann noch die Böcke und die Jagd ist ohne große Mühe ergiebig; später am Tage erfordert es ein flinkes Pferd, um in Schußbereich zu kommen.

Bald saß die ganze Gesellschaft zu Pferde und im leichten kurzen Galopp ging es querfeldein dem Engpasse zu: Die Oome in Front, dazwischen der fremde Mynheer; dann folgten die Neefe und hinten nach die Schwarzen: Alle trugen über die Schultern schwere Pavianspooten.

Achter nit — achter nit! (Zurück) unterbrach die Stille zuweilen, wenn die Hunde allzu eifrig die Spur aufnahmen.

Heller wurde das Gelb des Ostens; das Grau der Gebirge floß in ein purpurnes Violett und ein leichter röthlicher Lichtschimmer spielte um die höchsten Gipfel: der erste Strahl der Sonne schoß über den Horizont. Das rege Geschwätz war auf einige einsylbige Laute allmälig herabgesunken und endlich ganz verstummt: vor der zauberischen Schönheit eines solchen südlichen Morgens erstarb das Alltagsgeschwätz.

Aber tiefer strömte das Lichtmeer und „Opgedrukt, Jongens" (drauf los, ihr Jungen) rief ein alter Grenzboer, in echt afrikanisch=holländischem Costüm — ein brauner Filzhut mit über das Gesicht herabhängender, breiter Krämpe, in dessen Bande einige Straußfedern und eine kurze Hornpfeife mit langer silberner Mundspitze steckten; eine graue Filzjacke, trotz der großen Hitze der Jahreszeit, denn, sagt er, in kaltem Wetter hält sie warm und in heißem Wetter läßt sie die Hitze nicht hinein (eine Logik, die nicht Jedem einleuchten möchte); eine Hose von gegerbtem und Mocassins von rohem Leder: „Opgedrukt, Jongens, da kommen sie schon!"

Und durch den Engpaß zog sich eine dicke, träge Staubwolke, welche vermuthlich von dem Springbockheere aufstieg.

Gehorsam dem Rathe des Alten flog der Shambock rechts und links auf die Pferde, und in langem Galopp ging's über die Ebene.

Einzelne Springböcke, welche wie Tirailleurs dem großen Zuge vorausgingen, liefen an uns bereits auf der Ebene vorbei; sie schaueten

uns aufmerksam mit ihren großen dunkeln Gazellenaugen einige Augenblicke an und verschwanden scheu. Von ihrer Schnelligkeit konnte ich mir nun bereits einen ziemlich richtigen Begriff machen, denn sie liefen über den Grund, scheinbar in neckendem Tanze und mit scherzhaften Sprüngen und schienen gar nicht über die Ebene zu laufen, sondern mit einander zu scherzen und zu tändeln und spotteten dennoch des flinken Hundes. Oft sprangen sie 8—15 Fuß weit, so zierlich, so ohne alle sichtbare Kraftanstrengung, daß ich sehr wohl die Unfähigkeit unsrer magern Pferde begriff, solche flinke Thiere zu überholen.

Näher kamen wir der Poortje; dicker erhob sich die Staubwolke; über ihr kreis'ten Geier, die den Zug der Böcke immer begleiten. Ein dumpfes Gedröhn, wie die Brandung des fernen Meeres, oder wie das Sausen eines nahenden Sturmes traf mein Ohr.

„Ab!" commandirte der Alte, und wir sprangen aus dem Sattel. „Hinauf auf die Kranz (Felsenmauer), Jongens, schnell! — Cesar", wandte er sich an einen alten Neger, „kopple die Pferde aneinander und bringe sie unter den Abhang, aber, Bliekzemskind (Blitzkind), verlaß die Pferde nicht." Jetzt kamen sie an zu zwei und drei, zu zehn, zu zwanzig, in immer größeren Truppen, wohl von 3—400 ein jeder Trupp, aber dazwischen noch immer Lücken. Endlich ergoß sich eine ununterbrochene, weißbräunliche Masse durch den mindestens achthundert Schritt breiten Paß, nicht wie einzelne Thiere, sondern wie ein Strom. Der Andrang der Thiere schien unwiderstehlich.

„Wie die Schneider schießen!" grollte der alte Boer, neben welchen ich postirt war, „die Sonne scheint durch das magere Gut. Kerle", schrie er den Andern zu, „nicht so in's Blaue — nur die Fetten, die Widder."

Er meinte, daß die geschossenen Böcke zu mager wären, und daß nicht auf's Gerathewohl geschossen, sondern immer nur ein fetter Widder gewählt werden solle. Man begreift, daß es des Scharfblicks eines sehr geübten Schützen bedurfte, um solchem Gebote Folge leisten und in dieser Fluth Böcke, die uns vorbeibraus'te, eine Wahl treffen zu können. Unaufhörlich krachten die Schüsse; was da stürzte, wußten wir nicht, denn ohne Unterbrechung wälzte sich der lebendige Strom herab. Die Hunde waren seit langer Zeit schon nicht mehr zu sehen, denn bei dem ersten Ansatz

hatten sie sich mit den Böcken vermengt und waren mit hinweggerissen worden.

Bereits überfluthete das Sonnenlicht die große Ebene, über welche wir am frühen Morgen dem Gebirge zugeritten waren, und die Hitze stieg so schnell, daß es für rathsam gehalten wurde, das geschossene Wild so früh als möglich nach Hause zu bringen. Auch glaubte man genügende Jagdbeute zu haben, denn es waren mehr als 200 Schüsse gefallen, und da die Boers geübte Schützen sind und die Masse der Böcke zu dicht war, um einen Fehlschuß möglich zu machen, ließ sich erwarten, daß mehr als zweihundert Böcke gefallen waren. Auch bot sich endlich Gelegenheit, das gefallene Wild hinweg zu bringen, denn der Strom der Böcke wurde dünner und dünner, bis endlich noch einzelne Böcke scheu rechts und links wegprallten oder selbst durch den Engpaß wieder zurück jagten.

„Dirk," befahl der Alte, „nimm das beste Pferd und spute dich hinweg nach Hause und laß den Wagen ohne Verzug kommen." Dirk sprang in den Sattel und bald bezeichnete ein Staubstreifen nur noch den Weg, welchen er genommen.

„Nun an die Böcke, Jungen!" rief der Alte, „die Sonne steht schon hoch." Und hinunter klommen wir in den Engpaß. Das gefallene Wild lag in Haufen umher und das Einsammeln desselben war daher bald geschehen; wurde auch nöthig, denn schon senkten sich ein paar Dutzend Geier nieder und hüpften mit trägem Flügelschlage und übermüthiger Entschlossenheit näher. Ueber 200 Böcke lagen todt, mehrere, die nur angeschossen waren, versuchten auf ihren zerschmetterten Beinen noch zu entfliehen und wurden schnell getödtet. Auch einige Lämmer waren angeschossen, doch wahrscheinlich nur durch Zufall verwundet. Die Mutter eines verwundeten Lammes war zurückgeblieben und suchte ihr Lamm auf alle mögliche Weise zu veranlassen, mit hinwegzulaufen; erst nachdem ihr Junges getödtet worden war, entfernte sie sich zögernd; stand dann still, kam wieder zurück und schaute mit ihren großen Augen so wehmüthig auf das Gefallene, daß es offenbar war, wie mütterlicher Instinkt und Scheu einen schweren Kampf kämpften.

An den entfernt liegenden verwundeten Thieren vollendeten die Geier das Werk des Todes mit solcher unglaublichen Schnelligkeit und Gefräßig-

keit, daß in wenig Minuten nur abgenagte Skelette übrig blieben. Aus Erbarmen erschossen wir noch einen Springbock, welcher, obwohl nicht durch einen Schuß verwundet, mühsam umhertaumelte: die Geier hatten ihm die Augen ausgehackt.

Plötzlich tönte es wieder wie das Sausen eines nahenden Sturmes. Jenseits des Engpasses schien es zu sein. Wir alle horchten auf.

„Es ist nichts," sagte ein junger Mann, „der Tiger jagt unter den Böcken."

Auch der alte Boer lieh dem nahenden Sausen ein aufmerksames Ohr. „Jungen," schrie er plötzlich, „es sind die Böcke! Aus dem Passe heraus, heraus — schnell, Kerle! Huih! da sind sie." Und der Alte erstieg behende einen steilen Steinblock. „Auf die Klipkopjes (zerstreute Felstrümmer), Jungen!" —

Eine neue Colonne Böcke preßte vorwärts. Wir klommen in Eile auf hohe Felstrümmer, um außer Bereich der Fluth zu sein, die sich von Neuem durch den Paß ergoß. Der Berg dröhnte und es schien, als wären wir in dem Wirbel eines mächtigen Windes.

„Bory," schrie der Alte durch die hohl an den Mund angelegten Hände einem Schwarzen zu, der sich noch bemühte, einen großen, fetten Bock aus dem Passe zu schleppen, „Bory, laß den Bock! Geh' aus dem Weg! Bo-o-ry! —— Hotten-tot! Alle Welt," sagte er, sich zu uns wendend, „Bory ist nieder und die Böcke über ihn."

Herab wälzte sich die dichte Phalanx der Böcke, wie ein unwiderstehlicher Strom; vergeblich suchte Bory zu entkommen: einen Augenblick rang er wie ein Ertrinkender mit der Fluth; dann fiel er; und Alles war ein Chaos von Staub und Böcken; auftauchte Bory noch ein Mal, aber verschwand fast eben so schnell wieder, und vorwärts schoß die gedrängte Masse der Böcke.

„Ohngefähr 10000," rief einer der jungen Neefe, der mit dem Kennerblicke eines Schafzüchters die lebendige Fluth überschaute; „sie werden Bory zu einem Brei treten."

„Zehntausend!" rief der Alte. „Neef Piet, Neef Piet, ein Schafboer soll ein besseres Auge haben; dieser Trupp ist ungefähr 25000 stark." Und die andern Boers pflichteten dem Alten bei.

Endlich kamen die Böcke weniger gedrängt, und bald konnte man sehen, daß der Corps d'armée vorbei war, und nur noch Nachzügler folgten.

Hätten wir nicht gewußt, wo Bory gefallen war, wäre es schwierig gewesen, ihn aufzufinden, denn er sah einem Sandhügel ähnlicher als einem Menschen und lag völlig regungslos. In der That war er betäubt. Zur nahen Quelle getragen und reichlich mit Wasser übergossen kam er jedoch bald zu sich und klagte, daß sein Körper wie zermahlen sei. Uebrigens hatte er keine bedeutende Verletzung erlitten.

„Du dummer Satan," redete ihn der Alte an, „du sahst doch die Böcke kommen!"

„Ja, alter Baas, aber das „Gut" kam auf mich wie der Blitz. Glücklich fiel ich auf den Bauch, anders hätte das Gut mir das Gesicht breit gestampft. Es trommelte mir auf dem Kopfe, wie ein schweres Hagelwetter; da wurde mir schwarz vor den Augen, — und alter Baas, weiter weiß ich dann nichts."

Die Zahl der geschossenen Böcke ergab sich auf 300, obgleich acht Schützen nur kurze Zeit gefeuert hatten.

„Jungen," sprach der Nestor, „wir werden noch Zeit zum Frühstück haben, ehe der Wagen kommt. Was sagen Sie, Mynheer, zu einem Zoopie?"

Und hervor kam aus einem ledernen Schnappsack eine Steinflasche mit Capesmoke, machte die Runde unter den Oomen und Neefen und kehrte fast leer in den Schlauch des Patriarchen zurück. Unterdessen hatten die Schwarzen platte Steine herbeigetragen und möglichst genau an einander gefügt; darauf legten sie Fleisch, mit Pfeffer und Salz eingerieben, und mit Cayenne-Pfeffer besprengt, wovon man eine kleine Quantität klugerweise mitgenommen hatte, packten eine andre Schicht Steine darauf und zündeten darüber ein großes Feuer an. Nach etwa einer halben Stunde war ein Mahl bereitet, dessen Wohlgeschmack den feinsten Gourmand in Entzückung versetzt haben würde.

Der Alte schüttete aus seinem Schnappsack etwas grobes, gedörrtes Brod — Boerzwieback — für die bevorrechteten Oome; die Neefe stopften sich nur mit Fleisch; Alle hatten Messer, aber bedienten sich der Gabel Adams, und zwischen Fingern und Zähnen verschwand das Fleisch mit wunderbarer Schnelligkeit.

„Willst essen, Bory?" fragte ein Neef.

„Nein, nein, Neef Hys," unterbrach der Alte, nichts als Bucho-azyn (Bucho-Essig) und ein Kastoorolie (Ricinusöl) soll Bory haben."

Nachdem das Frühstück beendigt und eine Pfeife in Brand gesteckt war, begannen Alle schleunig die Böcke auszuweiden, denn der Wagen war dem Passe schon ziemlich nahe! Alle Köpfe wurden abgeschnitten und weggeworfen. Von solchen Böcken, die allzu mager schienen, schnitt man nur die zwei Hinterkeulen ab und ließ das Uebrige den Wölfen und Geiern zurück.

Der ganze Wagen wurde vollgepackt: hinten, unten, zur Seite — überall hingen Böcke, und oben drauf ruhte Bory, der nicht zu Pferd heimkehren konnte, weil ihm war, als ob er windelweich gedroschen sei.

Jeder Boer und Schwarze hatte außerdem noch vier Böcke hinten und vorn auf dem Pferde.

In der Frühe war es ohne allen Pfad quer über Stock und Stein dem Engpasse zugegangen: jetzt, da wir nicht dieselbe Ursache zur Eile hatten, kehrten wir langsam dem Gebirge entlang auf dem Fahrwege heim. Die Ebene vor uns, ungefähr sechs deutsche Meilen im Durchschnitt, war allenthalben mit dichten Massen der Springböcke bedeckt. Eine lichtrothe Fluth schien hin und her zu wogen. Man hatte mir von Millionen Böcken erzählt und ich hatte der wilden Fabel gelacht; aber hier bewegte sich diese zahllose Menge wirklich vor meinen Augen.

„Die Böcke sind erst heute Morgen durch die Poortje der Kareeberge, denn ich habe gestern nur wenige Spuren gesehen," bemerkte Neef Piet, „und dennoch eine solche Masse auf der Blackte (Ebene)."

„Sie bekamen einen Schreck in der Poortje," bemerkte ein ältlicher Oom, „und sind durch Mordenaars-Gat (Mörderloch) sicher herabgekommen."

„Ja wohl," bestätigte der Nestor, „ich hörte das Gedröhn. Wir werden wohl noch ein paar Hundert ohne Pulver und Blei bekommen. Ja, ja," rief er aus, „dort ziehen sie noch herab."

Ein kurzer Ritt brachte uns an das Mordenaars-Gat. Das Gebirge erhob sich hier als eine schroffe, steile Felswand: ein Theil derselben war eingestürzt und in mächtigen Blöcken und scharfem Gerölle dem Thale zugerollt. Regengüsse und Sturzbäche hatten durch die Oeffnung eine

tiefe Schlucht gewühlt. Hier war ein anderer Trupp der Böcke durchgedrungen. Aber so unwiderstehlich war der Andrang von hinten gewesen, daß viele Böcke über den steilen Abgrund gestürzt waren und unten zerschmettert lagen. Was der Nestor vermuthet hatte, fanden wir bestätigt, denn einige hundert Böcke lagen umher, die im Sturze ihren Tod gefunden. Wir übten hier noch ein Werk der Barmherzigkeit und erschossen einige Böcke, welche auf zerschmetterten Füßen der größeren Heerde nachzufolgen suchten und welche die Geier sonst lebendig aufgefressen haben würden.

Nachdem der Wagen mit der Beute aus Poortje zu Hause abgeladen war, wurde er nochmals zurückgesandt, um solche Böcke, welche nicht allzusehr zerschmettert waren, nachzuholen. Der Wagen kehrte auch gegen Mittag mit noch 200 Böcken zurück. Ihm folgten die Hunde, mit weit heraushängender Zunge und scheinbar sehr ermüdet.

Alles war nun rege Geschäftigkeit auf dem Bauerhofe: das Fleisch der Böcke wurde in dünne Stücken geschnitten, und über lange Stöcke aufgehangen; die Keulen wurden gesalzen und unter schwere Steine gelegt; die Felle wurden mit Pflöcken auf dem Grunde ausgespannt, zur Anfertigung von Decken, mit denen der Boer seine Zimmer auszulegen liebt. Bald hingen in allen Zimmern, von einem Balken zum andern, auf Stöcken und gespaltenem Bambus viele tausend, lange dünne Stückchen Fleisch; jeglicher Gegenstand im Hause wurde mit Fleisch behangen, selbst die Bettpfosten und die Syringe vor dem Hause waren mit Fleisch garnirt. Millionen Fliegen schwärmten im Hause, und saßen auf dem Fleische in schwarzen Krusten — eine nicht sonderlich angenehme Gesellschaft, wie leicht begreiflich. —

Mein freundlicher Wirth nöthigte mich, noch den Mittag bei ihm zu verweilen, um einen Wildbraten zu kosten. Obgleich das Wild erst denselben Morgen geschossen, war es doch so delikat und mürbe, wie das in Deutschland mindestens acht Tage alte. Das Mahl schloß eine Schüssel Pasteten, die leider nur aus einer dünnen Teigkruste bestanden, worin ein Ball grobgewiegten Kürbels eingeschlossen war: ein Lieblingsgericht in der Colonie, worauf sich die Hausfrauen nicht wenig zu gut thun, wie mir versichert wurde.

Bei meiner Abreise gab mir der alte Boer noch einige Stücke

getrocknetes Springbockfleisch — Biltong — welches dem rohen Schinken ähnlich, aber bei weitem zarter und schmackhafter ist, und einige grobe Bisquite — Reiseprovisionen, welche alle andern in diesen unwirthbaren Oeden übertreffen.

VII.

Heuschrecken.

Mehr noch als die Springböcke fürchtet der Boer die Heuschrecken, nicht allein, weil die letzteren gewöhnlich die Saatfelder zum Schauplatz ihrer Verheerungen wählen, sondern weil sich immer erwarten läßt, daß die Springböcke ihnen sicher nachfolgen werden. Beide scheinen nämlich Centralafrika zu verlassen, wenn dessen verdorrte Wüsten ihnen nicht länger Unterhalt bieten. Wenn daher heißer trockener Nordwind, der nie Regen bringt, eine lange Zeit stetig geweht hat, kann man mit ziemlicher Gewißheit auf Dürre im Innern schließen und folglich auch auf das Erscheinen der Springböcke und Heuschrecken. Leider leidet auch das Kapland unter solchen Umständen an ähnlicher Dürre, obschon nicht in so hohem Grade als das Innere, und diese zwei Plagen verursachen dann noch außerdem eine größere Verwüstung, als anhaltende Dürre allein angerichtet haben würde. Instinktmäßig scheinen beide, die Heuschrecken und Böcke, dem Einflusse dieses ihnen ungünstigen Windes zu entfliehen und ziehen daher immer vor dem Winde her in südlicher Richtung; ja Heuschreckenschwärme ziehen oft selbst in die See und kommen dort um. Jede Veränderung des Windes, ausgenommen die von beschränkter Lokalität abhängig ist, veranlaßt eine entsprechende Richtung des Zuges beider, und es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß, wenn schwere Regenwolken von der See nordwärts ziehen, welche den dürren Steppen des Inlandes neues Leben zubringen, Spring=

böcke sowohl als Heuschrecken auch unverzüglich ihre Rückreise antreten und in unglaublich kurzer Zeit verschwinden.

Mit Hülfe eines guten Barometers und der Witterungsveränderungen eines guten Kalenders kann man daher mit ziemlicher Bestimmtheit das Erscheinen der Böcke und Heuschrecken und deren Rückzug im Voraus bestimmen und wohl auch solche Vorsichtsmaßregeln gegen die Verheerungen, zumal der Heuschrecken, treffen, welche die Umstände erlauben.

Sobald die erste Nachricht kommt, daß die Heuschrecken im Anzuge sind, thürmt der Boer rings um sein Saatfeld Misthaufen auf, oder grüne Büsche, feuchtes Stroh, alte Felle, kurz allen Unrath, bei dessen Verbrennung ein dicker Dampf erzeugt werden kann, und sieht nun mit ängstlicher Spannung dem Feinde entgegen. „Noch immer Nordwind," denkt er indem er aufmerksam den Zug einiger leichten Wolken beobachtet und einen besorgten Blick auf sein grünes Saatfeld wirft: „Wäre das Korn noch nicht in der Aehre, wüchse es wieder, selbst wenn die Heuschrecken es bis auf den Grund abgefressen. Aber so spät im Jahre — und das letzte Mehl verbacken! — Vor zwei Jahren fraß der Springhahn (Heuschrecke) die junge Saat: sie wuchs wieder auf; er kam ein zweites und drittes Mal, und dennoch gewann ich mein Brod."

Da entdeckt sein geübtes Ohr ein Sausen wie das eines Sturmes, obgleich in der untern Luftschicht eine totale Windstille herrscht. Wie ein dünner Rauch breitet es sich über den Horizont und „Springhähne, Ho ho! Menschen heraus!" erschallt der hastige Ruf.

Alles was Beine hat, läuft nun und — sind die Felder fern — springt auf die Pferde und jagt dem Saatfelde zu: Einige tragen Feuerbrände, große Peitschen und Schollen schmauchenden Mistes; Andre zinnerne Waschbecken, eiserne Töpfe, Blechtöpfe, kurz alle erdenkliche und unnennbare Utensilien; Alles eilt, Jung und Alt, das schöne und starke Geschlecht, Schwarz und Weiß. Schnell wird Stroh und Misthaufen in Brand gesteckt; dicke Rauchsäulen steigen empor, und der ganze Chor zieht umher mit einem Höllenspektakel. Alles klappert und schreit, und rasselt, und klopft, und jauchzt und kreischt und dazwischen tönt es wie Flintenschüsse von den langen Ochsenpeitschen, welche durch einige nervige Arme geschwungen werden. Die Felder sind gar bald in dicken Rauch eingehüllt

und der Erfolg scheint solche außerordentliche Anstrengungen auch zu lohnen; denn nur wenige Heuschrecken fallen in die Saat. Droben wohl saus't es noch dahin wie dichtes Schneegestöber, aber noch ist Hoffnung vorhanden, die Saat zu erhalten: der Zug kann nicht lange mehr dauern; der Abend ist nahe und die Luft wird kühler und die Heuschrecken werden sich über Nacht irgendwo niederlassen. Mit Sonnenaufgang müssen die Felder wieder bewacht werden, dann fliegen die Heuschrecken wieder auf und die Gefahr erneuert sich. Einige Schwärme haben sich dennoch in die Saat niedergelassen, und mürrisch theilt der Boer ein paar Hiebe rechts und links unter sie aus. Schaden werden sie thun, allein von keiner Bedeutung, denn der große Schwarm zog ja weiter.

Endlich bricht die Nacht herein. Düster glühen die Feuer und leuchtende Rauchsäulen steigen noch immer empor; neue Brennstoffe werden aufgethürmt und dann begiebt sich Weiß und Schwarz nach Hause.

Mit dem ersten Schimmer des Tages ist das ganze Personal wieder auf den Beinen; aber man muß sich aus dem Haus hinausschaufeln, denn fußhoch liegen die Heuschrecken um das Haus herum, erstarrt von der Kälte der Nacht. Dies ist ein ominöser Umstand, welcher vermuthen läßt, daß sich die Heuschrecken dennoch in größerer Masse niedergelassen hatten, als man gehofft; hastig schreitet daher der Boer auf das Feld, um zu recognosciren. Aber wie ist ihm denn heute früh? Das kahle Brachfeld liegt ja auf der rechten Seite und heute — liegt's auf der linken? Wandelt er im Schlaf oder ist's noch zu dunkel? Armer Teufel! — er begreift: er steht auf denselben Feldern, wo am vergangenen Abend noch die üppigste Ernte prangte, und heute? Könnte er für jedes grüne Grasblättchen ein Goldstück empfangen, er würde es nicht aufzufinden vermögen. Auf dem kahlen Felde findet er nur eine Kruste schrotender Heuschrecken, die jetzt noch die Reste der Halme abfressen.

Es ist erstaunlich, welche Verwüstungen diese kleinen Thiere anzurichten vermögen: nichts entgeht ihrer Gefräßigkeit; selbst die Dornen der Mimose und die Rinde der Bäume verschwinden unter ihrem ewig thätigen Gebiß. Eine Strecke Landes von Heuschrecken verheert ist kahler als eine Winterlandschaft. Ungleich andern Thieren macht die Heuschrecke keine Wahl in ihren Nahrungsstoffen. Sie frißt Alles ohne Ausnahme: den widerlichen

Schierling, die bittern Citrillen, den süßen Klee. Und so schnell sie frißt, so schnell verdaut sie auch. Ein Sättigungszustand findet daher auch gar nicht statt, denn während des Fressens sondert sie unaufhörlich Excremente ab, welche zuweilen den Boden mit einer dicken Schicht bedecken.

Die Größe eines Schwarmes Heuschrecken kann nicht durch Zahlen bezeichnet werden, wie dies auch in der Colonie geschieht, sondern lediglich nach der Zahl der Stunden, während welcher ein Zug vorbeigezogen ist, und dessen ohngefährer Breite; stundenlang zieht oft ein Schwarm vorbei, dicht wie ein Schneegestöber, wörtlich die Sonne verdunkelnd und mit der Schnelligkeit der Schwalben. Einer der größten Schwärme, deren wir uns erinnern, erschien um Mittag, und zog noch ununterbrochen schnell und dicht um 6 Uhr Abends in derselben Richtung. Läßt sich der Schwarm nieder, so sitzen alle Heuschrecken in der Richtung des Zuges und oft so dicht aneinander und übereinander, daß die Erde mit einer braunen Kruste bedeckt scheint. Mit nicht geringer Mühe passirt man durch einen Schwarm, welcher entweder sehr tief fliegt oder sitzt: wie dichter Hagel prallen die Heuschrecken gegen jeden Widerstand. Pferde lassen sich jedoch nicht von ihnen beunruhigen und schreiten ruhig durch diesen Hexenspektakel von Geflatter und Geschwirr hindurch, obwohl sie vielleicht vor einem trockenen Blatte oder wehenden Papierstück scheu auf die Seite prallen würden.

Wird ein großer Schwarm in die See getrieben, so findet man wohl die Heuschrecken einige Fuß hoch von der Brandung am Strande ausgespült, wo der Strandwolf (die graue Hyäne) sich mit ihnen mästet.

Obgleich die Heuschrecken nicht geeignet scheinen, in schnellem Fluge große Reisen zu machen, legen sie dennoch in ununterbrochenem Fluge große Strecken zurück, aber immer nur mit Hülfe des Windes. In der tiefern Luftschicht herrscht vielleicht todte Windstille, und so ist man geneigt, den schnellen Flug ihrer eigenen Kraft zuzuschreiben: allein das wäre ein Irrthum, denn die Heuschrecke ist ein schwerfälliges Thier, dessen natürliche oder mehr bequeme Bewegung ein Sprung ist, unterstützt durch einen flatternden Flügelschlag! Daher der charakteristische Name „Springhähne" bei den Colonisten.

Groß ist die Verwüstung, welche die Heuschrecken auf ihrem Durchzuge anrichten, aber ein bei weitem größeres Uebel ist es, wenn die Heuschrecken

sich so lange an einem Orte aufhalten, bis sie ihre Eier gelegt haben. Hinterlassen sie diese, so bemerkt man bald eine Unzahl kleiner Thiere, wie kleine schwarze Frösche, welche außerordentlich laufen und springen, und schon auf dieser frühen Entwickelungsstufe außerordentlich fressen können. Diese nennt der Boer Loopers (Läufer), denn sie können noch nicht fliegen; aber schon nach kurzer Zeit wachsen ihnen die Flügel und die schwarze Farbe ändert sich in ein lichtes Braun. Ein solcher junger Schwarm bleibt lange abgeneigt, seinen Geburtsort zu verlassen, und thut zehnmal mehr als seine Vorfahren.

Die kleinen braunen Heuschrecken sind die zahlreichsten und, wie die Colonisten sagen, die gefräßigsten. Wir glauben, daß die andern Arten ebenso gefräßig, aber minder zahlreich sind. Zwei elegante Arten sieht man zuweilen: die eine, mit schönen rosig-grünlichen Unterflügeln, glänzend und schimmernd wie Perlmutter; die andre, sehr selten, nur vereinzelt oder höchstens einige Dutzend beisammen, sind zwei oder drei Mal größer, als die gewöhnlichen Heuschrecken und von hochrother Farbe mit gelben Ringen. Diese scheinen durch Gefräßigkeit einzubringen, was ihnen an Zahl gebricht.

Immer folgt der Heuschrecken-Vogel den Schwärmen und zerstört eine große Zahl dieser Thiere. Man bemerkt sogleich, wenn dieser Vogel unter sie gekommen ist, denn die Heuschrecken stäuben nach allen Richtungen auseinander und gar bald regnet es Flügel, Beine, Köpfe und dicke Leiber. Die Zahl, welche ein solcher Vogel vernichtet, beweis't, daß er wohl mehr auf Zerstörung als auf Nahrung ausgeht.

Menschen und Thieren dienen die Heuschrecken zur Nahrung: Schafe, Affen und selbst Pferde fressen sie mit großem Behagen. Das Federvieh scheint sogar instinktmäßig vorher zu wissen, wenn ein Heuschreckenschwarm im Anzuge ist, und macht oft zuerst die Menschen auf die herannahende Gefahr dadurch aufmerksam, daß es in der Richtung in's Feld läuft, in welcher der Zug herannaht. Sobald die Heuschrecken fallen, beginnen Hühner, Enten und Gänse die Jagd und nichts macht das Federvieh in so kurzer Zeit fett als Heuschrecken.

Aber auch den Menschen dienen sie zur Nahrung. — Die Boers, welche jenseits der westlichen Grenze des Kaplandes als Nomaden mit

ihrem Zelte und ihrer Heerde nach Weide umherziehen, und welche nur selten Brod sehen, pflegen Heuschrecken geröstet zu speisen, entweder das Thier ganz, oder gepulvert und mit heißem Wasser zu einem Brei gekocht. Auf beide Weisen bereitet sind sie ein durchaus wohlschmeckendes Gericht.

Den Buschmännern sind die Heuschrecken ein wahrer Segen. Sie sammeln und rösten so viel als immer möglich und füllen mit ihnen Säcke, Lehmgruben und Steinhöhlen. Wenn der Boer wehklagt, frohlockt der Buschmann, dem die Heuschrecken ein wichtiges Nahrungsmittel sind; denn nicht immer ist seine Jagd ergiebig, nicht immer hat er Gelegenheit, Vieh zu stehlen und sich an saftigen Wurzeln und Zwiebeln zu sättigen. Aus einem Teige solchen Heuschreckenpulvers macht der Bosjeman kleine platte Kuchen und bäckt sie auf heißen Steinen. Wenn sie gut gebacken sind, sind sie grünlichbraun und vom Geschmacke des Johannisbrodes. Vielen Europäern kostet es einige Ueberwindung, Heuschrecken, zumal die ganzen Thiere, zu speisen; allein einmal den Versuch gemacht, zieht ein Jeder diesen angenehmen Kuchen dem Brode vor.

Langjährige Beobachtungen haben gezeigt, daß ein Heuschreckenschwarm sich niemals da niederläßt, wo bereits ein andrer Schwarm gelegen hat. Die Schwärme vertheilen sich immer auf eine so wunderbare Weise, daß selten einer dem andern folgt, so daß man fast geneigt wird zu glauben, sie stellten ihre Züge, wie die Zugvögel, planmäßig an.

Asien.

I.

Eine Besteigung des Adamspiks.

An einem hellen Juliusmorgen vor Sonnenaufgang verließen wir das alte holländische Fort von Colombo und schlugen den Weg nach dem Adamspik ein, dem heiligen Wallfahrtsort der Eingalesen. Unsere Diener und Kulis hatten wir schon am Abend vorher vorausgesandt, damit wir an unserem ersten Anhaltspunkt einige Bequemlichkeiten vorfänden. Unsere Pferde boten dem Auge zwar keinen besonderen Genuß dar, waren aber vortreffliche Traber, und begannen ihr Tagewerk mit sichtlicher Lust. Wir trugen Kleider von starker blaugewürfelter Leinewand, welcher Stoff in den Dschunglen am passendsten ist, große, bis über die Kniee reichende Stiefel und leichte helmähnliche Hüte. In diesem Aufzuge ritten wir durch die Gänge, welche von dem alten Fort nach den Zugbrücken führen, und an den Bastionen und Schanzen hin, die sich in's Unendliche auszudehnen scheinen. Als die Sonne aufging, zeigte sich die lange Hügelreihe, deren höchsten Punkt jener geheimnißvolle heilige Berg bildet, in klaren Umrissen am Horizonte, während die schlanke Spitze des ersteren wie ein Riesenthurm über die niederen Höhen emporstieg. Das Ganze, wie es sich kühn gegen den glühenden östlichen Himmel abzeichnete, glich den gigantischen

Contouren eines ungeheuren Vogels mit ausgebreiteten Schwingen, dessen Rumpf von der Erde umschlossen wird, während er mit emporgerichtetem Haupt und Schnabel kämpft und ringt, sich von den Fesseln jener zu befreien.

Zuerst schlugen wir die Straße nach Sitaivaka ein, einer alten, aber fast ganz verfallenen Stadt, durch welche der gangbarste Pfad nach dem Adamspik führt. Doch sahen wir uns bald genöthigt, den breiten Fahrweg zu verlassen und einen abscheulichen Reitpfad einzuschlagen, der sich anfangs durch ein rauschendes Bächlein wand und dann am jenseitigen Ufer fast senkrecht einen steilen Hügel hinauflief. Als unsere Pferde diesen mit großer Mühe erklommen hatten, erblickten wir eine rauhe und zerklüftete Höhe vor uns, jenseits welcher unser erster Anhaltspunkt lag.

Gegen neun Uhr erreichten wir das große scheunenähnliche Gebäude, in welchem unser Führer Punchy, unsere Diener und Kulis unserer warteten; Punchy war Koch und Führer in einer Person, und suchte auf eine höchst erfinderische Weise die Gebräuche des civilisirten Lebens nachzuahmen, mit welchem letztern er sehr vertraut zu sein behauptete. Statt eines Tisches hatte er vier Stäbe in den Boden eingeschlagen und ein Brett darüber gelegt; von den drei Stühlen, welche er von dem Vorsteher des Dorfes eingeholt, dienten zwei mir und meinem Freunde als Sitz, den dritten benutzten wir nach Punchy's Anordnung als Nebentisch.

Als die Hitze des Tages etwas abgenommen hatte, setzten wir unsere Reise fort. Die Anzeichen eines nahen Sturmes trieben uns bald zu größerer Eile an. Nach einem unglücklichen Abenteuer mit einem Elephanten, wobei der älteste unserer Kulis das Lebens einbüßte, erreichten wir am Abend die Stadt Ratnapura. Von hier aus stellt sich die Basis des Adamspiks rauher und öder dar, als dieselbe in der Wirklichkeit ist, während die kegelförmige Spitze so rund und ebenmäßig erscheint, daß man glauben könnte, es sei ein Meisterwerk der Baukunst. Die poetische Benennung der Stadt*) hat seinen Grund in der Thatsache, daß rings umher in der Masse der Urgebirge und der ältern secundären Gebirge, vor-

*) Ratna bedeutet im Sanscritt: Edelstein, und Pura: die Stadt.

nämlich in dem krystallinischen Gestein, woraus die rauhe Basis des Adamspiks besteht, edle Steine gefunden werden.

Die Einwohner Ratnapura's ziehen bedeutenden Gewinn von den zahllosen Wallfahrern, welche auf dem Wege zum Pik jährlich die Stadt berühren. Mit ihren Reisfeldern auf den Abhängen der Hügel und mit ihren Fischereien im Katany, scheinen sie thätig, zufrieden und glücklich.

Unsere fernere Reise setzten wir zu Fuße fort; der heftige Regen, der am andern Tage herniederströmte, zwang uns indessen, unsere Wanderung bald einzustellen und in einem elenden Dorfe, Namens Ginnemalle, zu übernachten, wo einige nackte Pfähle mit einem halb eingestürzten Dache unser Hotel bildeten.

Die Beschwerden, welche wir bereits ausgestanden, sollten uns am folgenden Tage nicht vergütet werden. Kaum waren wir aufgebrochen, als wir plötzlich von allen Seiten von einer der größten cingalesischen Plagen — von Blutigeln angefallen wurden; der Regen hatte sie in ungeheurer Menge hervorgelockt. Sie sprangen mit großer Kraft und Lebendigkeit umher. Ward ein Baum berührt, so fielen sogleich einige herab, und in der Nähe eines Flusses, den wir im Laufe des Tages überschritten, krochen sie in unglaublichen Massen herum. Wer diese Plage nicht selbst erduldet hat, kann sich keinen Begriff von der Qual machen, welche diese Thiere verursachen. Ehe dieselben sich vollgesogen haben, sind sie so dünn wie der feinste Faden und vermögen sich durch jedes Gewebe hindurch zu winden. Kein Strumpf schützt gegen sie; Gamaschen, über die Beinkleider geknöpft und oberhalb des Kniees zugebunden, gewähren den untern Theilen des Körpers noch den besten Schutz. Da wir uns nicht mit diesen modernen Beinschienen versehen hatten, so befanden wir uns in einer wahrhaft bemitleidenswerthen Lage, als wir uns durch die prächtige Gebirgslandschaft hindurcharbeiteten. Die blutdürstigen Feinde klommen an unsern Beinen empor und wanderten am Nacken wieder herunter, ohne daß wir es bei der Anstrengung des Bergansteigens bemerkten. Der kleinste Riß in unserer Kleidung ward von ihnen als Schlupfloch benutzt, und wo sich kein solches vorfand, da arbeiteten sie sich durch das Gewebe selbst hindurch; dann concentrirten sie sich an einem Punkte und begannen ihren Angriff so sacht, daß wir ihre Anwesenheit nicht eher bemerkten, als

bis ihr Leib von unserem Blute strotzte. Wenn sie dann ihre Stellung veränderten oder zu Boden fielen, überkam uns ein Gefühl, als ob wir von einem kalten, klebrigen Gegenstande berührt würden. Trotzdem durften wir sie nicht gewaltsam abreißen, weil sonst die Wunden einen entzündlichen Charakter annehmen.

Hinter Pallabatula, der letzten bewohnten Station, beim Hinansteigen des Berges, erhebt sich in düstrer Majestät die große mächtige Hügelgruppe, aus welcher die kegelförmige Spitze des Piks kühn zum Himmel emporstrebt. Auf dem Gipfel derselben erblickten wir jetzt zum erstenmal den malerischen Tempel von chinesischer Bauart, welchen die Buddhisten über den geheiligten Fußtapfen*) errichtet haben. Als wir auf die wilde Gebirgslandschaft hinschauten, welche groß und majestätisch uns ringsum in zerklüfteten Massen umlagerte, mußten wir gestehen, daß sich Natur und Menschen vereinigt haben, dem Pik das höchste Interesse zu verleihen: die Natur durch die imposante Gestaltung der ganzen Scene, und die Menschen durch die Gefühle, womit sie den geheimnißvollen Gipfel betrachten, und durch die Sagen, welche sie an denselben geknüpft haben. Keine Beschreibung vermag die großartige, wunderbare Landschaft bei Pallabatula genügend darzustellen. Die ungeheure Basis des Berges erstreckt sich auf der einen Seite scheinbar in unbegrenzte Ferne, während der Abhang desselben sich wie eine schwarze Mauer fast lothrecht in das tiefe Thal hinabsenkt; auf der andern Seite ziehen sich mannigfaltige, reich mit Laubwerk bekleidete Hügelreihen nach der ebenen Fläche hin, welche die Insel umsäumt.

In dem Wihare oder Tempel zu Pallabatula sahen wir den metallenen Deckel, den die schlauen Priester während der Wallfahrtszeit auf die geheiligten Fußtapfen legen. Es ist eine schimmernde Verzierung, mit Flitterwerk und Juwelen von sehr zweifelhaftem Werth bedeckt. Das Innere des Tempels, in welchem derselbe gezeigt wurde, bot einen seltsamen Anblick dar; die Fenster waren geschlossen — ein großes Bild des Gotama Buddha (des Sakya Muni der Tibetaner) nahm den einen Theil des sonst ganz leeren Raumes ein. Es strömte gerade so viel Licht herein, daß wir

*) Ueber die Entstehung dieser Fußtapfen ist weiterhin das Nähere mitgetheilt.

dasselbe in seiner düstern Einsamkeit zu erkennen vermochten. Die Priester standen in ihren malerischen gelben Gewändern neben dem Deckel, und als wir diesen aufmerksam anschauten, fiel ein Lichtstrom durch die halb geöffnete Thür, welcher siegend das Dunkel verscheuchte und uns die Gestalten jener enthüllte, wie sie voll Ehrfurcht auf das zu unsern Füßen liegende Heiligthum hinabblickten. Durch die halb offene Thür aber funkelten die Augen unserer Kulis herüber, die sich neugierig aneinander drängten, um einen Schimmer des heiligen Gegenstandes zu erhaschen.

In Pallabatula waren wir nun noch 12 Meilen von dem Gipfel entfernt; trotzdem aber sah sich mein Freund genöthigt, daselbst zurückzubleiben, da seine Füße mit Blasen bedeckt und er am ganzen Körper auf das Schrecklichste von den Blutigeln zerbissen worden war.

Am folgenden Morgen setzte ich meine Reise demgemäß mit unserem Führer und vier Kulis fort. Der Weg lief gerade den steilsten Abhang eines finstern Hügels hinan, welcher sich unmittelbar neben dem Passangraham (Haus zum Ausruhen und Uebernachten) von Pallabatula erhob, wo mein Freund zurückgeblieben war. Zwei Tage vorher war unsere Straße das Bett eines wilden Bergstromes gewesen, welcher alle erdigen Theile mit sich fortgerissen und nichts als die ungeheuern Felsen zurückgelassen hatte, welche finster und drohend auf beiden Seiten emporstarrten. Das Emporklimmen auf dieser „Straße“ war im höchsten Grade beschwerlich. Nach zweistündigem anstrengenden Steigen, während welcher Zeit wir nur vier Meilen zurückgelegt hatten, erreichten wir einen Bungalow*), welcher auf einer kleinen feuchten Ebene lag, wo eine Heerde wilder Elephanten weidete und fröhlich umhersprang.

Gegen vier Uhr Nachmittags brach ich von hier wieder auf. Eine steile Felsenhöhle nach der andern war zu erklimmen; zur Rechten erhob sich dunkel und ernst der Bergkoloß selbst, auf dessen Gipfel der hölzerne Tempel über den sagenhaften Fußtapfen jetzt ganz deutlich zu erkennen war. In einiger Entfernung glich derselbe jenen süßen zierlichen Gebäuden, mit denen Conditoren mitunter Hochzeitskuchen zu schmücken pflegen — einem Pavillon mit seltsam geneigtem Dache und drollig vorspringenden

---

*) Ein Gebäude aus Bambusrohr und Matten mit einem vorstehenden Strohdache.

Dachrinnen. Hinter uns breitete sich ein wildes Dschungeln-Thal aus, über welchem die Schatten der Wolken einander jagten, wenn die Sonnenstrahlen von Zeit zu Zeit das Dunkel durchbrachen. Wir waren ganz von Wolken umschlossen und sahen, wie dieselben sich ineinander drängten und wälzten, sich dann und wann in lange dünne Streifen spalteten, wenn ein heftiger Windstoß sie erfaßte, und in gedehnten Zügen zu den jenseitigen Hügeln schwebten. Hier war Alles ursprünglich, rauh und wild; so weit die Blicke reichten, war keine Spur von Menschen oder von menschlichen Werken zu entdecken; selbst der Weg, auf dem wir dahinzogen, war durch die Fluthen eines Bergstromes gebildet, der den Fuß der vorigen Berge unterhöhlt hatte. Ringsumher in den Dschungeln heulten die wilden Thiere, die miteinander scherzten oder kämpften, oder begierig auf Raub ausgingen.

Nachdem wir abermals drei Meilen mit großer Anstrengung zurückgelegt hatten, ohne daß uns irgend etwas Merkwürdiges begegnet war, erreichten wir die Station Deabetine, wo sich ein steinerner sehr fester und starker Bungalow befindet, welchen ein alter candyscher König erbaut hat. Da es nicht möglich schien, den Gipfel noch an demselben Abend zu erreichen, so beschloß ich in dem halbvollendeten Bungalow zu übernachten, zum größten Verdruß meiner Begleiter, welche den Ort für unheilbringend hielten; der Bungalow lag im Mittelpunkte eines kleinen freien Platzes, welcher auf drei Seiten von steilen Abhängen umgeben war, auf denen dichte Gebüsche standen; auf der vierten Seite führte der Weg von dem freien Platze nach einer benachbarten Schlucht.

Als wir diese Station erreichten, ballten sich schwere schwarze Wolkenmassen um den Berg zusammen; Alles, was uns umgab, war feucht und kalt und unwohnlich. Ein traurigerer Uebernachtungsort ließ sich kaum ausfindig machen, und manchmal schaute ich sehnsüchtig zu dem kegelförmigen Pik empor und dachte, ob es nicht gerathener sei, mit Aufbietung aller Kräfte denselben noch zu erklimmen — nach reiflicher Ueberlegung aber gab ich diesen Plan auf. Dann und wann theilten sich die neidischen Wolken, die uns einschlossen, und enthüllten in den bergetief drunten liegenden Ebenen Landschaften von wundersamer Schönheit, umsäumt von

prächtigen Cocosnußbäumen, die mit dem Ocean zu verschwimmen schienen, da die Umrisse kaum zu erkennen waren.

So wild und einsam unser Ruheplatz auch war, so herrschte dennoch durchaus keine Stille an demselben. Die Schakals, Affen und Vögel kreischten und schrieen unaufhörlich, und zwischendurch ließ sich dann und wann das Brummen des aufgestörten Tschitah oder der Ruf eines fernen Elephanten vernehmen, so wie der dumpfe Kanonendonner in das regelmäßige Pelotonfeuer hineindröhnt.

Die Wolkendünste waren so dicht, daß alle unsere Bemühungen, ein Feuer anzuzünden, fehlschlugen. Das Holz rings umher war förmlich mit Feuchtigkeit gesättigt; hatten wir nach unsäglicher Anstrengung eine kleine Flamme einem minder nassen Stück entlockt, so erlosch diese sogleich wieder, wenn wir neues Brennmaterial darauf legten. Mit solchen vergeblichen Versuchen verbrachten wir zwei Stunden. Daß wir uns so lange und so eifrig abmühten, geschah nicht allein deßhalb, um uns ein heißes Abendessen zu verschaffen und eine behagliche Wärme in dem kalten, feuchten, kerkerartigen Bungalow zu erzielen, sondern wir hatten noch einen andern und weit wichtigern Grund, ein Feuer während der Nacht zu unterhalten, da wir aus sehr vielen Anzeichen schlossen, daß unser Ruheplatz häufig von den Raubthieren der Dschungeln besucht werde, wogegen uns nur der lustige Schein eines hellen Feuers schützen konnte.

Die Wanderung am folgenden Morgen war der des vorhergehenden Tages ziemlich ähnlich, nur daß der Weg an verschiedenen Stellen etwas steiler und demgemäß auch gefährlicher war. An einer Stelle führt der Weg über eine Masse fast lothrechter Felsen hin, die gegen 50—60 Fuß hoch sein mögen; ohne Beihülfe würde man dieselben unmöglich erklimmen können. Um das Emporsteigen zu erleichtern, sind Stufen in das Gestein gehauen, und während der Wallfahrtszeit werden Ketten zu beiden Seiten befestigt; diese letztern waren natürlich jetzt entfernt worden, trotzdem aber bewerkstelligten wir das Emporklettern ohne große Schwierigkeit und Gefahr, indem wir Hände und Füße dazu gebrauchten in der Weise, wie man eine Schiffsleiter hinansteigt. Die schweren Gegenstände des Gepäcks wurden vermittelst eines Seils von den zuerst oben Angelangten hinaufgezogen.

Endlich stand ich am Fuß jenes merkwürdigen Kegels, welcher den

Gipfel des Berges bildet; derselbe gleicht einem ungeheuern Zuckerhut von 200 Fuß Höhe, auf der Spitze mit einem Feenpalast geschmückt. Die Seiten bestehen aus Massen unregelmäßig vorspringender Felsen, welche hie und da mit Gesträuchen von europäischem Ansehen bedeckt sind. Die Luft war herrlich, kühl und erfrischend, und die Aussicht nach allen Seiten hin wahrhaft entzückend. Gerade vor uns erhob sich jene seltsam gestaltete Masse, deren höchstem Gipfel die Fußstapfen eingeprägt sind. Ueber derselben schwebt das malerische Dach, welches von großen hölzernen, in den Felsen des Gipfels befestigten Pfeilern getragen und in seiner Stellung durch starke Ketten erhalten wird, welche von den vier Ecken auslaufen und in das Gestein seitwärts eingefügt sind.

Der Weg windet sich in einer Zickzacklinie am Kegel empor; es ist ein kleiner Fußpfad, der theils durch vorspringende Felsstücke, theils durch eingehauene Stufen gebildet wird. Da derselbe sehr steil ist und der Wind in einer Höhe von 8000 Fuß mit großer Gewalt um den Kegel streicht, so ist das Emporklimmen nicht allein schwierig, sondern auch gefährlich. An den meisten Stellen bieten die an den Seiten des Pfades wachsenden Gesträuche dem Wanderer einen Anhaltspunkt dar; zwei Felsen muß man jedoch ohne derartige Hülfe erklettern, wofür man einigen Ersatz in zwei Ketten findet, welche droben festgenietet sind, und von dort herabgesenkt werden. An manchen Stellen würde der geringste Fehltritt oder das Fahrenlassen der Anhaltspunkte für die Hände den Wanderer in die Ewigkeit befördern. Da sich auch Frauen aus frommem Eifer den Gefahren unterziehen, welche eine Besteigung des Piks mit sich bringt, so giebt es fast keinen gefährlichen Platz auf dem Pfade, an welchem nicht irgend eine Erzählung eines Unglücksfalls haftet. Die meisten Verunglückten gehören dem weiblichen Geschlecht an. Als unser Führer zwei Jahre zuvor denselben Weg gemacht, waren zwei Wallfahrerinnen an einer jener grausenerregenden Wendungen des Pfades, wo ein Quadratfuß ebenen Gesteins zwischen dem Wanderer und dem sichern Verderben liegt, vom Winde in den Abgrund geschleudert worden. Als ich in den furchtbaren Schlund hinabschaute, konnte ich deutlich ein Stück Leinwand in der Tiefe erkennen, welches an einem trockenen Baumzweige hängen geblieben war und traurig im Winde flatterte.

Endlich standen wir auf dem Gipfel des weltberühmten Adamspiks; mit unsäglichem Entzücken schaute ich auf das Riesenpanorama hinab, welches sich nach allen Seiten in unermeßliche Fernen verliert. Nach so manchen Monden sonnenheißer Schwüle hatte die kalte, scharfe Luft einen eigenthümlichen Reiz. Mir war's, als sei die Monotonie des tropischen Lebens von europäischer Morgenfrische unterbrochen worden. Selbst die Pflanzen und Bäume rings umher, die Rhododendren und Föhren waren meinen europäischen Augen vertrauter und theurer als die ewigen Palmen und breitblättrigen Gewächse des Tieflandes. Alles däuchte mir neu und reizend, und nach den Strapazen und Gefahren der langen Wanderung war meine Genußfähigkeit und Freudigkeit doppelt groß.

Der Gipfel ist von einer starken, etwa drei Fuß hohen Steinmauer umgeben, welche einen Erdgürtel umschließt, der einen unregelmäßigen Spaziergang um den im Mittelpunkte sich erhebenden Granitblock bildet; dieser besteht aus zwei ungleichförmigen Massen, deren höchste und größte die heiligen Fußstapfen und das chinesische Dach trägt. Auf der östlichen Seite des um den Granitblock laufenden Pfades, zwischen dem ersteren und der Mauer, befindet sich ein größerer Raum, als auf den übrigen; hier haben die Priester einen kleinen Bungalow von Flechtwerk errichtet, worin sie während der Wallfahrtszeit wohnen. Die ganze Fläche des Gipfels mag zwischen 150 und 200 Quadrat-Ellen betragen, so daß trotz des Bungalows und des Granitblocks im Mittelpunkt eine ziemliche Anzahl Menschen droben Platz hat.

Den Doppelfelsen im Mittelpunkt hatte ich in wenigen Sekunden erklommen, wobei ich die Höhlung, in welche die frommen Buddhisten ihre Opfer legen, als einen Stufeneinschnitt benutzte, zum größten Entsetzen meines rechtgläubigen Führers. Damit hatte ich die höchste Spitze erreicht und stand in dem heiligen Fußabdruck selbst. Diesen soll Buddha, wie die Sage berichtet, als ein Zeichen zurückgelassen haben, ehe er von seinen Verehrern schied. Nach einer andern Sage soll Adam hier tausend Jahre auf einem Bein gestanden sein, bevor er Ceylon, sein Paradies, verließ. Die Höhlung ist gegen vier Fuß lang und an der breitesten Stelle zwei und einen halben Fuß breit. Augenscheinlich bestand dieselbe anfangs aus zwei halbkreisförmigen Abdrücken, von denen der eine zwei und der andere einen

Fuß lang war, und die in einer entsprechenden Entfernung von einander lagen. Priesterlicher Scharfsinn oder Aberglaube hat die kleinere dieser Höhlungen in den Abdruck eines Hackens und die größere in den Abdruck eines Fußballens verwandelt. Um die Aehnlichkeit auffallender zu machen, hat man vermittelst einer Einfassung von Gyps Zehen hinzugefügt; diese Einfassung umgiebt das Ganze und erweckt in dem Beschauer sogleich den Begriff eines Fußes — welchen Begriff Menschen von gewöhnlichen Verstandeskräften nimmer mit den beiden ursprünglichen Höhlungen verbinden würden. Der Gypsbewurf ist dem Vorgeben nach nur deßhalb dort angebracht, um während der Wallfahrtszeit den Deckel befestigen zu können.

Auf der Höhe stellte sich meinen Blicken eine Scene dar, wie ich sie in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Neben dem Granitblock, auf dem ich stand, lagen die Kulis und mein Führer auf den Knieen und verrichteten ihre Andachtsübungen, wobei manches Gebet mit langgezogenem Ton gesprochen wurde. Hätte ein Beschauer diese Scene von fern beobachtet, er würde vielleicht auf den Gedanken gekommen sein, daß dieselben mir göttliche Verehrung erwiesen. Zu meiner Linken stand der kleine priesterliche Bungalow, und rings umher starrten wilde Felsen von den seltsamsten Gestaltungen, bald von Wolken bedeckt und bald die uralten Häupter majestätisch zum Himmel emporstreckend. Gegen Westen zogen sich die Berge hin, welche ich beim Emporklimmen überstiegen hatte, und hinter ihnen lagen die blühenden Ebenen der Insel im fernen Horizont mit der unendlichen See verschwimmend. Ueber dem Ganzen wölbte sich ein wunderbar tiefblauer Himmel, an dem nirgends eine Wolke zu entdecken war. Es war eine Scene, so herrlich und ergreifend, wie sie der Mensch nicht oft in seinem kurzen, ruhelosen Leben genießt, und ich ward nicht müde, dieselbe wieder und wieder anzuschauen, um sie fest in meine Seele zu prägen.

In geringer Entfernung vom Gipfel auf der östlichen Seite des Berges befindet sich eine Quelle, die nach der Versicherung meines Führers nie versiegt; das Wasser war ganz ausgezeichnet und die ungemeine Frische desselben doppelt willkommen in einem Lande, wo das Thermometer oft zwischen 90 und 100 Grad Fahr. steht, und wo dazumal kein Eis eingeführt worden war.

Die Betrachtung aller dieser Gegenstände hatte meinen Appetit bedeutend geschärft, und als ich zu dem Zwerg-Bungalow zurückkehrte, fand ich, daß Punchy nach Beendigung seiner Andachtsübungen nicht müßig gewesen war. Mit einer Flasche Ale, die mir noch übrig geblieben, trank ich auf die Gesundheit des armen Freundes, den ich wegen seiner gezwungenen Haft drunten in Pallabatula aufrichtig bedauerte und auf das Wohl anderer Freunde und Bekannten.

Aus einem Gespräche mit meinem Führer und den Kulis erfuhr ich, daß dieselben den geweihten Fußabdruck für eine zu heilige Sache hielten, als daß ihre sündigen Augen den Blick darauf richten dürften. In der zur Aufnahme der Opfergabe bestimmten Höhlung bemerkte ich beim Ersteigen des Piks einige Pice (eine Kupfermünze von sehr geringem Werthe*) und so arm meine Begleiter auch waren, da sie für sechs Pence den Tag wie Pferde arbeiteten und von dieser Summe noch ihre Beköstigung bestritten, so vermehrten sie dennoch die Zahl jener Münzen, ehe wir den Berg verließen.

Gegen Abend nahm die Kälte bedeutend zu; glücklicherweise aber war ein guter Vorrath von Brennholz droben vorhanden und es gelang uns, ein sehr helles, lustiges Feuer zu unterhalten. Ich trug einen Band von Ossian bei mir, und als sich der Wind erhob und um den einsamen Riesenfelsen wehte, befand ich mich in einer Situation, welche das Lesen desselben doppelt anziehend machte. Ich vermochte indessen nicht lange den Ernst zu bewahren, welcher zur Lectüre des großen Dichters erforderlich ist. Die Kulis hatten sich mir gegenüber am Feuer gelagert und zwar nach ächt cingalesischer Weise, die Ellbogen auf die Kniee gestützt und die Hände der wohlthuenden Flamme entgegengestreckt. Sie schienen aber zu entdecken, daß das Feuer in dieser Stellung nicht gleichmäßig erwärme, und um dem abzuhelfen, wendeten sie sich langsam aber regelmäßig herum, sich in Schlaf „röstend," — denn die Nacht brachten wir auf der Höhe des Piks zu und stiegen am folgenden Morgen nach Sonnenaufgang wieder hinab.

*) 1 Compagnie-Rupie à 16 Annas à 12 Pice = 19 Sgr. 2 Pf.

II.

Jagd- und Sittenbilder von den Philippinen.

Ein französischer Arzt, Namens Gironière, welcher nach mancherlei abenteuerlichen Schicksalen vor einigen 30 Jahren nach Manila verschlagen worden, hatte sich dort binnen kurzer Zeit durch mehrere glückliche Augenoperationen einen glänzenden Ruf verschafft; das Glück wollte ihm so wohl, daß er nicht lange darauf sich mit einer liebenswürdigen Wittwe vermählte, die erst neunzehn Jahr alt und die Besitzerin eines großen Vermögens war, dessen größter Theil aus liegenden Gütern in Mexiko bestand. Gironière kam mit seiner jungen Frau überein, diesen Grundbesitz zu Gelde zu machen und nach Lösung desselben sogleich nach Frankreich zu reisen; mit Ungeduld sahen sie der Ankunft der großen Gallionen entgegen, welche damals den Verkehr zwischen Acapulco und Manila vermittelten. In der Zwischenzeit verlieh die Kolonialregierung dem französischen Arzt zwei Regimentsarztstellen; das Glück lächelte ihm von allen Seiten zu und er zweifelte nicht an dessen Fortdauer, als eines Abends die von Acapulco her erwarteten Schiffe signalisirt wurden; sie sollten eine Summe von 28,000 Pfd. St., das Vermögen der jungen Frau bringen, brachten aber nicht einen einzigen Dollar und zwar aus folgenden Gründen. Eine enorme Summe in spanischen Piastern, bei welcher sich gleichfalls jenes Vermögen befand, war von Mexiko nach der Küste unter Bedeckung eines von Yturbide kommandirten Infanterieregiments geschickt worden; der Bürgerkrieg wüthete damals in Mexiko; Yturbide eignete sich jene Summen zu und ging mit seinem Regimente zum Feinde über. Es ist bekannt, daß er sich später als Kaiser proklamirte, endlich aber seinen Gegnern unterlag und erschossen wurde. So war denn das junge Ehepaar um sein ansehnliches Vermögen gebracht und die beschlossene Rückkehr nach Frankreich unmöglich geworden.

Obwohl nun das Einkommen Gironières aus seiner Praxis und

seinen amtlichen Besoldungen noch immer ein glänzendes genannt werden mußte und er binnen wenig Jahren sich zum reichen Manne hätte machen können, so war ihm doch die ärztliche Praxis auf Manila verleidet worden; für ihn gab es nur eine Wahl: Paris oder die Wildniß. Der alte Durst nach unbegrenzter Freiheit wurde wieder in ihm wach, und er opferte alle bereits errungenen Vortheile wieder auf, um sich in völliger Ungebundenheit einem Leben voll Gefahren und Aufregungen hinzugeben. Er hatte diesen Entschluß nicht sobald gefaßt, als er ihn auch sofort zur Ausführung brachte; er entsagte seiner Praxis, seinen Anstellungen, um den behaglichen Genuß des Lebens und der Bildung, die gewisse Aussicht auf baldigen Reichthum, mit einem Aufenthalt zu vertauschen, den man als die Hinterwälder der Philippinen bezeichnen kann; er verließ die civilisirte Gesellschaft, um in Gesellschaft wilder Indianer und reißender Bestien zu leben.

Die Halbinsel Jala-Jala, einer der wildesten Distrikte auf den Philippinen, war der Schauplatz, welchen Gironière nun zum Felde neuer Thätigkeit wählte; er kaufte sie von der Kolonialregierung.

Zu jener Zeit war Jala-Jala nur von wenigen Indianern malayischer Abkunft bevölkert, die in den Wäldern lebten und nur ganz kleine Flecken Ackerlandes bebauten; sie waren der Seeräuberei halber, die sie zur Nachtzeit an den Küsten trieben, sehr gefürchtet und allen Räubern und Banditen der umliegenden Provinzen boten sie ein sicheres Asyl. Zu Manila hatte man dem französischen Arzt die ganze Gegend mit den düstersten Farben geschildert; Jedermann behauptete, der tollkühne Waghals werde und müsse sehr bald als ein Opfer jener Räuber und Ausgestoßenen fallen. Doch Alles dies vermehrte nur die abenteuerliche Lust und Gier des jungen Mannes nach seltsamen Erlebnissen. Sein Plan ging dahin, mit einem Schlage die Anhänglichkeit der Gefürchtetsten unter jenen Indianern zu gewinnen, indem er sich ihnen als väterlicher Freund, gleichzeitig aber auch in einschüchternder Weise vorstellte. Der erste Eindruck auf die neuen Vasallen mußte zugleich der entscheidende sein.

Gleich nach seiner ersten Landung auf Jala-Jala schritt er daher in Begleitung eines einzigen treuen Dieners, aber so wie dieser bis an die Zähne mit einem ganzen Arsenal doppelläufiger Flinten, Pistolen und

Säbel bewaffnet, auf ein kleines, aus einigen Hütten bestehendes Dörfchen zu. Aus dem Munde der Bootsleute, die ihn hierher gerudert, hatte er bereits in Erfahrung gebracht, an welchen Indianer er sich vorzugsweise wenden müsse. Dieser unter seinen Landsleuten großen Einfluß besitzende Mann hieß in der Tagaloc-Sprache „Mobutin-Tajo," was so viel sagen wollte, als der Muthige und Tapfere; er war ein Piratenchef im strengsten Sinne des Wortes, der, ohne Gewissensbisse und ohne sonderliche Umstände zu machen, in einer einzigen nächtlichen Expedition ein halbes Dutzend Menschen umbringen konnte; er war aber sehr tapfer, eine Eigenschaft, der alle ursprünglichen Rassen ganz besondere Anerkennung zollen.

Die erste Besprechung Gironière's mit Mobutin-Tajo war keine lange; wenige Worte reichten hin, um letztern ganz und gar zu gewinnen und ihn zu einem getreuen Anhänger des kühnen Europäers zu machen. Die Unterhandlung wurde ungefähr in nachstehender Weise geführt:

— Du bist ein gewaltiger Schurke — begann Gironière — und ich bin jetzt Herr und Gebieter von Jala-Jala; du mußt dein Verhalten ändern; weigerst du dich, so werde ich dich für alle von dir bisher begangenen Verbrechen zu bestrafen wissen. Uebrigens werde ich einer Leibwache bedürfen; gieb mir dein Ehrenwort darauf, daß du ein ehrlicher Mann sein willst und ich mache dich zu meinem Lieutenant.

Eine kurze Pause erfolgte; Alila, wie der Bandit eigentlich hieß, blieb eine Weile ganz still, während man in seinen Zügen alle Zeichen ernstlichen Ueberlegens wahrnehmen konnte. Endlich rief er mit lauter Stimme aus, indem er Gironière die Hand bot und vor ihm niederkniete:

— Herr, ich will dir treu dienen bis in den Tod!

In solcher Weise gelang es dem modernen Robinson, einen entsprechenden Freitag zu finden. Seine nächste Sorge war nun, zehn andere Individuen anzuwerben, die er unter den Befehl seines neuen Lieutenants stellte. Am folgenden Tage ließ er alle seine Unterthanen zusammenberufen und ertheilte ihnen Befehl, Steine zu hauen, Holz zu fällen und diese Materialien auf einen Platz zu bringen, auf welchem er ein Dorf begründen und sein eigenes Wohnhaus aufschlagen wollte; sodann kehrte er nach Manila zurück. Der ihm freundlich gesinnte Gouverneur, der sein Gesuch um Entlassung nur als die Folge einer

augenblicklichen Uebereilung ansah, hatte diese Entlassung nicht angenommen, und so hätte Gironière seine Stellen behalten und seine Praxis wieder ausüben können; allein er wollte nicht, so mächtig war in ihm das Verlangen nach der mühseligen Lebensweise eines Hinterwäldlers, die er der ganzen Ueppigkeit Manila's vorzog. Die einzige Bitte, die er noch an den Gouverneur richtete und die auch Gewährung fand, war, daß man ihn zum Kommandanten der Lokalmiliz in der Provinz Lugana ernennen und ihm das Halten einer eigenen Leibwache gestatten möge. Bei dieser Bitte hatte er den Zweck im Auge, die Indianer erfolgreicher beherrschen und nöthigenfalls bestrafen zu können, ohne deswegen erst zu einem Alkalden, deren nächster zehn Stunden weit entfernt wohnte, seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Nun entwarf er den Plan zu seinem neuen Hause, das er mit ziemlicher Bequemlichkeit ausgestattet wissen wollte und in welchem außer einer größern Anzahl von Gemächern und Sälen auch Vorhallen, Terrassen und Badezimmer angebracht sein sollten. Maurer und Zimmerleute wurden nach Jala-Jala vorausgeschickt; Uniformen und Waffen für die neue Leibwache brachte er selbst mit. Bei seiner Ankunft wurde er von den Indianern auf's Freudigste bewillkommt; sein Lieutenant war den hinterlassenen Befehlen pünktlich nachgekommen; große Quantitäten von Baumaterialien waren aufgehäuft; mehrere Indianerhütten bereits errichtet worden.

Als das Wohnhaus und das Dorf nach acht Monaten fertig waren, verkaufte Gironière seine Equipagen, seine luxuriösen Möbel und was er sonst Ueberflüssiges besaß, befrachtete ein Schiff mit dem allernöthigsten Hausrath und zog nun mit seiner treuen Gattin, die heitern Muthes und ohne das mindeste Widerstreben auf seine excentrischen Pläne einging, in die Wildniß von Jala-Jala, deren Bewohner Frau von Gironière als ihre Königin begrüßten.

Diese Indianer — wie Gironière sie beschreibt — sind vom sittlichen Standpunkte aus eine höchst eigenthümliche und in vielen Beziehungen ungemein interessante Rasse. Der Tagaloc-Indianer wird nie leicht wortbrüchig; Trunkenheit und Jähzorn sind in seinen Augen verächtliche Eigenschaften; er verschmäht den Dolch nicht, wenn es sich darum handelt,

seinen Rachedurst zu befriedigen; er erträgt Schläge, falls er einen Fehler begangen hat, nie aber beleidigende Worte; auch ist er tapfer und glaubt an fatalistische Vorherbestimmungen; das Räuberhandwerk treibt er mit Vorliebe, nicht der etwaigen Beute halber, sondern wegen der damit verbundenen gesetz- und schrankenlosen Freiheit.

Im Allgemeinen sind die Tagalocs gute Familienväter; trotz der an's Unglaubliche grenzenden Eifersucht, mit der sie jeden Schritt ihrer Weiber überwachen, kümmern sie sich wenig um die Sittenreinheit ihrer Töchter, und Niemand fragt nach der Aufführung seiner Braut vor der Hochzeit. Das Weib bedarf keiner Mitgift; im Gegentheile erhalten die Verwandten der Neuvermählten Geschenke von dem Bräutigam.

Feigheit wird im höchsten Grade verachtet; dem Muthigen, der der Gefahr zu trotzen versteht, schließen sie sich gerne an. Spiel ist ihre herrschende Leidenschaft und Thiergefechte, namentlich Hahnenkämpfe sind sehr beliebt.

Bevor Gironière Manila gänzlich Lebewohl sagte, um es mit dem Aufenthalte unter den eben geschilderten Wilden zu vertauschen, deren er mit der Zeit vollkommen Meister wurde, wollte er noch an einer Büffeljagd Theil nehmen. Ein indianischer Freund gab dem dringenden Ansinnen, eine solche Hetze zu veranstalten, erst dann nach, als er sich überzeugt hatte, Doktor Pablo — wie die Bewohner der Philippinen den Franzosen nannten, — sei ein tüchtiger Reiter, der in den gefährlichsten Momenten unerschrocken und kaltblütig zu bleiben vermöge.

In einigen Gegenden der Philippinen wird die Büffeljagd mit dem Lasso, in anderen mit Feuerwaffen betrieben; die Gefahr ist bei beiden Arten gleich groß; bei der ersten thut Gewandtheit und ein fester Sitz im Sattel vor Allem Noth; bei der zweiten sind Geistesgegenwart und eine sichere Flinte unerläßlich; denn der Büffel auf den Philippinen flieht nicht, wenn er angegriffen wird, sondern stürzt auf seinen Feind, sobald er dessen ansichtig wird und durchbohrt ihn mit seinen furchtbaren Hörnern.

Der Indianer, der die Jagd veranstaltete, bestand darauf, Gironière dürfe bei diesem ersten Versuche weder Flinte noch Lasso führen, damit er ganz frei in seinen Bewegungen bleiben könne. So zog er denn aus, blos mit einem Dolche bewaffnet. Nach stundenlangem Reiten am Saume

eines Waldes, in welchen die Hunde eindrangen, zeigte deren lautes Gebell endlich an, das gesuchte Wild sei aus seinem Lagerplatz im Forste aufgejagt.

Es dauerte eine Weile, während welcher die Jäger, neun an der Zahl, mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten und spähten, ehe der Büffel sich sehen ließ; jetzt verkündete das Krachen der Zweige, das Stürzen geknickter junger Bäume, daß er näher komme und bald darauf zeigte sich ein prachtvoller schwarzer Büffel mit gewaltigen Hörnern in einer Entfernung von 150 Schritt. Er hielt das Haupt hoch empor und schnüffelte mit weit geöffneten Nüstern, als wenn er die Feinde gewittert hätte. Plötzlich rannte er mit einer Schnelligkeit, die man einem so plumpen Thiere gar nicht zugetraut hätte, auf eine der drei Gruppen los, in die sich die Jäger getheilt hatten. Die Indianer sprengten sogleich in vollem Galopp auseinander und stellten sich dann wieder im Dreieck auf. Während nun der Büffel auf einen von ihnen sein Augenmerk richtete und mit voller Wuth auf diesen losstürzte, suchte ihm ein Anderer den Lasso um die Hörner zu werfen, verfehlte aber sein Ziel. Eben so unglücklich waren drei andere Reiter, die der Büffel der Reihe nach auf's Korn nahm. Zuletzt, nachdem Flucht und Verfolgung in der aufregendsten Weise noch lange fortgedauert hatten, gelang es doch einem gewandten Indianer, des Büffels Hörner mit seinem Lasso zu umstricken. Nun wurde der Galopp des gehetzten Thieres langsamer und von Zeit zu Zeit blieb es stehen, schüttelte das Haupt und suchte sich des Hindernisses zu entledigen. Eine solche Stillstandspause benutzte ein Indianer, um ihm einen zweiten Lasso über die Hörner zu werfen, mit denen das rasende Thier nun den Boden aufwühlte und Schollen in die Höhe schleuderte, die einen Begriff von seiner Muskelstärke gaben. Bald jedoch mochte er sich besiegt fühlen; er stand still und nun wurden um seine Beine noch andere Lassos geschlungen, deren Enden die Indianer straff an Pflöcke banden, die sie tief in den Boden getrieben hatten; mit Jagdmessern wurden nun die gewaltigen Hörner abgehauen und durch die Nasenflügel ein Bambusrohr gestoßen, das sodann ringförmig gebogen und befestigt wurde. Ohne Widerstand ließ das betäubte Thier Alles mit sich vornehmen und sich darauf an die Hörnerstümpfe zweier zahmen Büffel festbinden, die ihn in's nächste Dorf brachten, wo der Gefangene getödtet wurde.

Die Triumphe über den zottigen Beherrscher der Philippinen werden jedoch nicht immer in so unblutiger Weise errungen; so geschah es, daß bei einer nächsten Büffeljagd, der Gironière beiwohnte, das Pferd eines Indianers getödtet, und dieser selbst furchtbar zugerichtet wurde; bei einer dritten Jagd büßten zwei Indianer ihr Leben ein; der Büffel hatte Beiden mit seinen Hörnern den Leib aufgerissen. Da Gironière in Jala=Jala bald inne ward, daß er nur dann ein moralisches Uebergewicht über seine neuen Vasallen behalten würde, falls er den Beweis liefere, daß er dem Besten unter ihnen an Muth und Unerschrockenheit nicht nachstehe, beschloß er, eine Büffeljagd zu diesem Behuf anzustellen. Er that dies um so lieber, als er von den Indianern oft hatte sagen hören, sie zögen es vor, mit nackter Brust auf zwanzig Schritt Entfernung einem Flintenlauf, als den Hörnern eines Büffels gegenüber zu stehen; die Kugel ließe die Möglichkeit einer bloßen Verwundung zu, des Büffels Horn aber brächte sichern Tod.

Diesmal sollte nicht der Lasso, sondern das Feuergewehr gebraucht werden, die Jagd nicht in der Ebene, sondern in einer Gebirgsgegend stattfinden, und nicht zu Pferde, sondern zu Fuß unternommen werden; man konnte dem wüthenden Feinde nicht galoppirend entfliehen, sondern mußte festen Fußes seinem Angriffe Stand halten.

Bei einer solchen Jagd geht es gewöhnlich folgendermaßen zu: Mit einer zuverlässigen Flinte bewaffnet stellt sich der Jäger so auf, daß der Büffel seiner im Moment des Hervorbrechens aus dem Walde ansichtig werden muß; sogleich stürzt das Thier auf ihn los, Alles vor sich her niedertretend und zermalmend; plötzlich aber in der Entfernung nur weniger Schritte hält es vor dem Menschen in seinem rasenden Lauf inne, bleibt einige Sekunden lang stehen und zeigt die scharfen, spitzigen Hörner; diese Frist muß nun unfehlbar dazu benutzt werden, ihm eine Kugel in den Schädel zu jagen; versagt die Flinte, zittert die Hand, verfehlt die Kugel ihr Ziel, so ist der Jäger verloren. Ueber sein erstes Zusammentreffen mit dem Büffel in solcher Weise erzählt Gironière unter Anderm:

„Unmöglich kann ich genau mit Worten wiedergeben, was in mir vorging, während der Büffel den uns trennenden Raum durchstürmte; mein Herz, das fast hörbar klopfte, als ich das Krachen des Dickichts vernahm,

durch welches das Ungethüm sich gewaltsam Bahn brach, schlug jetzt wieder ganz ruhig. Mein Blick war an seine Stirn so innig gefesselt, daß ich außerdem im eigentlichen Sinne sonst nichts wahrnahm; auch schien es mir, als wenn die tiefste Stille rings umher herrschte; ich war so in den Gegenstand meiner Aufmerksamkeit vertieft, daß ich durchaus nichts hörte, obwohl die Hunde, welche den Büffel verfolgten, unablässig laut bellten. Endlich senkte der Büffel sein Haupt, drohte mit den spitzen Hörnern und machte eine Pause; gleich darauf machte er einen Satz nach vorwärts; in diesem Augenblick feuerte ich. Meine Kugel zerschmetterte ihm den Stirnknochen und ich war zur Hälfte gerettet; noch schwankte er auf mich zu und stürzte unmittelbar vor meinen Füßen zu Boden, mit einem Getöse, als wenn eine schwere Felsenmasse von einer bedeutenden Höhe gefallen wäre; nun setzte ich meinen Fuß zwischen seine Hörner und wollte eben den zweiten Lauf abfeuern, als ein langgezogenes Stöhnen mir anzeigte, er habe seinen letzten Athemzug ausgehaucht. Nun kamen auch die Indianer herbei; sie waren ganz außer sich vor Entzücken und Bewunderung; sie glaubten nun an meine Tapferkeit; jeder Zweifel an dieselbe hatte ein Ende und fortan gaben sie sich mir mit dem unbedingtesten Vertrauen hin und ertheilten mir den Beinamen Malamik Ulu, was in ihrer Sprache etwa bedeutet: kalter, ruhiger Kopf."

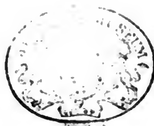
Der Büffel war nicht der einzige Gegenstand der Jagdabenteuer des unerschrockenen Jägers; ein See, an dessen Ufern die neue Kolonie lag, wimmelte von gefräßigen Kaimans, die bald die Zielscheibe gewagter Verfolgungen wurden. Aus den Fenstern seiner Wohnung konnte Gironière ihr Spielen und Wälzen im Wasser, so wie die Hast beobachten, mit der sie nach jedem nahe kommenden Hunde schnappten. Als eines Tages eine indianische Dienerin unvorsichtig genug gewesen war, in der Nähe des Ufers zu baden, wurde sie von einem solchen, überdies noch ungewöhnlich großen Ungeheuer erfaßt. Ein Mann von der Leibwache Gironière's kam in dem Momente hinzu, in welchem sie fortgeschleppt wurde; er feuerte nach dem Thiere und traf es in dem Buge der rechten vordern Schulter. Die Wunde war jedoch nicht bedeutend genug, um den Kaiman aufzuhalten; er verschwand mit seiner Beute. Nichtsdestoweniger war das kleine Loch, das die Kugel gemacht hatte, Ursache seines baldigen Todes; es muß hier be-

merkt werden, daß die leichteste Wunde, die einem Kaiman beigebracht wird, tödtlich werden muß. Die kleinen Krabben, von denen es in den Gewässern, in denen er sich aufhält, wimmelt, kriechen in die klaffende Oeffnung; und nach und nach bahnen sie sich einen Weg durch die Muskeln in die innern Höhlungen des Körpers. So erging es auch dem, der das Mädchen fortgeschleppt hatte; einen Monat nach diesem gräßlichen Ereigniß wurde das Ungeheuer todt am Ufer gefunden; die Indianer brachten Gironière die Ohrgehänge des unglücklichen Mädchens, die noch im Magen des Thieres lagen.

Ein andres Mal war Gironière beim Durchwaten eines Flusses Zeuge, wie ein unmittelbar vor ihm reitender Chinese, von drei bis vier Alligatoren gleichzeitig gepackt, blitzschnell mit dem Rosse unter den Wellen verschwand; mehrere Minuten lang war das Wasser von seinem Blute roth gefärbt; ein zweiter Reiter, ein Indianer, der an einer seichtern Stelle ritt, warf sich, aufmerksam gemacht durch das Geschrei seiner Kameraden in demselben Augenblicke vom Pferde, in welchem ein ungeheurer Kaiman sich näherte; unversehrt erreichte er das Ufer; dort stellte er sich, noch immer bis an die Knie im Wasser befindlich, hinter einen umgestürzten Baumstamm, wo er, sich völlig sicher glaubend, sein Haumesser zog und des Weitern harrte; der Kaiman war mittlerweile herangekommen, hatte seinen gigantischen Rachen aus dem Wasser emporgestreckt, sich auf das vor Schrecken regungslos stehen gebliebene Pferd geworfen und dasselbe am Sattel erfaßt. Das Thier machte eine verzweifelte Anstrengung; die Sattelgurten rissen; während der Kaiman den Sattel zerbiß, gelangte das Pferd an das rettende Ufer. Die gefräßige Amphibie wurde bald inne, daß der Sattel eben nicht die schmackhafteste Speise gewähre; es ließ denselben fallen und wandte sich wieder gegen den Indianer, dem Alle zuriefen, er solle sich durch die Flucht retten. Er aber wollte der Gefahr Trotz bieten, wartete ruhig die Annäherung des Alligators ab und versetzte ihm mit seinem Haumesser einen Hieb über den Kopf; mit eben so vielem Erfolge hätte er aber auf einen Amboß losschlagen können; einen Moment später krümmte und wand er sich bereits im Rachen des Unthiers, das ihn am Schenkel erfaßt hatte und fortschleppte; einen Augenblick lang blieb der Oberkörper des Armen noch über dem Wasserspiegel sichtbar; er hatte die Hände gefaltet, und die Augen gen Himmel gerichtet, als wenn er dessen Hülfe noch hätte anflehen wollen. Gleich darauf ver-



Jagd-Bilder von den Philippinen.



schwand er; die Tragödie war zu Ende; der Magen des Kaimans war das Grab des Menschen geworden.

Die Zeugen dieses furchtbaren Schauspiels, die nichts für die Rettung des Unglücklichen zu thun vermocht hatten, schworen, ihn wenigstens rächen zu wollen.

Gironière schildert diesen Racheakt und die Vorbereitungen zu demselben folgendermaßen:

Ich hatte, erzählt er, drei Netze aus starken Seilen anfertigen lassen; jedes derselben war breit genug, um den Strom gänzlich abzusperren, an dessen Ufer ein Indianer in einer eigens hierzu aufgeführten kleinen Hütte beständig Wache halten mußte, um uns von der Wiederkehr des Kaimans sogleich in Kenntniß zu setzen. Zwei Monate lang mußte er vergebens harren; dann aber brachte er mir die Nachricht, das Ungeheuer habe ein Pferd erfaßt und es in den Strom geschleppt, um es dort mit mehr Gemächlichkeit verzehren zu können. Sogleich begab ich mich mit meinen Leuten und einigen Freunden, welche der Alligatorjagd beiwohnen wollten, an Ort und Stelle; die Netze hatte ich bereits ausspannen lassen, so daß der Kaiman nicht mehr zurück konnte; bei dieser Operation legten die Indianer einen Grad von Unerschrockenheit an den Tag, der mehr als Tollkühnheit war; sie tauchten zu wiederholten Malen bis an den Boden unter, um die Netze zu befestigen und setzten sich dabei der Gefahr aus, von dem gefräßigen Feinde erfaßt zu werden. Glücklicherweise kam dieser nicht in ihre Nähe und es durfte kein Unfall beklagt werden. Als nun alles in Bereitschaft war, ließ ich drei an einander befestigte Piroguen ins Wasser; in jeder derselben befanden sich einige mit Speeren bewaffnete Indianer, die überdies noch mit langen Bambusrohren versehen waren, mit welchen sie bis auf den Grund des Wassers reichen konnten und mit denen sie nun den Strom zu untersuchen begannen.

Ein Thier von so furchtbarer Größe wie das gesuchte war, kann sich nicht leicht lange verbergen und so erschien auch das häßliche Reptil bald auf der Oberfläche des Stroms, das Wasser mit seinem langen Schweife peitschend, mit den enormen Kinnbacken schnappend und rasselnd und bemüht, sich auf Jene zu werfen, die es in seiner Ruhe zu stören wagten. Ein allgemeiner Freudenruf begrüßte sein Erscheinen; die Indianer in den

Piroguen schleuderten ihre Lanzen nach ihm, während wir von beiden Ufern aus volle Lagen auf ihn feuerten. Die Kugeln prallten von den Schuppen des Ungeheuers zurück; die spitzigen Lanzen aber drangen zwischen dieselben acht bis zehn Zoll tief ein. Nun tauchte der Kaiman unter, schwamm mit unglaublicher Schnelligkeit und erreichte das erste Netz. Der unerwartete Widerstand, den es ihm entgegensetzte, veranlaßte ihn zur Umkehr; er schwamm gegen den Strom und ließ sich neuerdings an der Oberfläche sehen. In Folge seiner gewaltsamen Bewegungen brachen die Stäbe der nach ihm geschleuderten Lanzen ab; die eisernen Spitzen aber blieben in den Wunden zurück. So oft er auftauchte, wurden Lanzen nach ihm geworfen, Schüsse nach ihm gefeuert. Nachdem ich mich jedoch von der Unwirksamkeit der Kugeln überzeugt hatte, die unschädlich von seinem harten Panzer abprallten, suchte ich seine Aufmerksamkeit durch Geschrei und Geberden auf mich zu locken; dies gelang; als er nun mit weit geöffnetem Rachen dem Ufer nahe kam, feuerte ich beide Läufe meiner Flinte in fast unmittelbarer Nähe in seinen Schlund ab, hoffend, die Kugeln würden in dieser Höhle einen weichern, verwundbareren Stoff treffen; dem war jedoch nicht so. Die Kinnbacken klappten mit entsetzlichem Getöse zusammen; die Kugeln platteten sich an den harten Gaumenknochen vollständig ab und vermochten nicht in die Schädelhöhle einzudringen.

Das nun in rasende Wuth versetzte Thier machte unglaubliche Anstrengungen, um eines seiner Feinde habhaft zu werden; seine Kraft schien nicht nur abzunehmen, sondern sich vielmehr noch immer zu steigern, während unsere Angriffsmittel beinahe erschöpft waren. Bereits steckten fast unsere sämmtlichen Lanzen in seinem Leibe und unser Vorrath an Schießbedarf drohte zu Ende zu gehen.

Der Kampf hatte nun über sechs Stunden gedauert und noch war nichts vorgefallen, das uns ein schnelles Beendigen desselben hoffen lassen konnte, als es einem Indianer gelang, den eben auf dem Grunde des Wassers befindlichen Kaiman mit einer Lanze von mehr als gewöhnlicher Stärke und Größe zu treffen; nun schlug ein anderer Indianer mit einer Keule auf das Schaftende der Lanze; die Eisenspitze drang tief in den Leib des Thieres, das sogleich mit der Schnelligkeit des Blitzes den Netzen zuschoß und verschwand. Der Lanzenschaft brach ab, wie dies bei den übrigen

Wurfspießen ebenfalls der Fall gewesen war, und schwamm auf der Oberfläche des Wassers, an der wir das Wiedererscheinen des Unthieres jedoch vergeblich erwarteten; nun dachten wir, es müsse ihm gelungen sein, durch die letzte gewaltige Anstrengung in den See gelangt zu sein und so alle unsere Bemühungen zu Richte gemacht zu haben.

Wir holten das erste Netz ein; ein großes Loch in demselben überzeugte uns von der Richtigkeit unserer Vermuthung; das zweite Netz war in demselben Zustande. Entmuthigt holten wir nun das dritte ein; an diesem fühlten wir aber einen gewaltigen Widerstand. Mehrere Indianer mußten sich ungemein anstrengen, es ans Ufer zu bringen; an ihm hing zu unserer großen Freude der sterbende Alligator.

Man warf ihm mehrere aus starken Stricken gefertigte Lassos um den Leib; als diese fest angezogen waren, begann man ihn an's Ufer zu ziehen, was kein leichtes Stück Arbeit war, da zu dessen Vollbringung kaum die vereinte Kraft von vierzig Indianern hinreichte. Nachdem er gänzlich an's Land gewunden war und ausgestreckt vor unsern Augen lag, wurden wir von nicht geringem Erstaunen ergriffen, da es ein ganz anderes Ding war, ihn so seiner ganzen Länge nach zu sehen oder blos kämpfend und schwimmend unvollkommen zu erblicken.

Von der Nase bis zur Schweifspitze maß er volle 27 Fuß; an den Schultern betrug sein Umfang 11 Fuß; die Peripherie seines Bauches hatte ein noch bedeutenderes Volumen; wir hielten es jedoch für unnütz dieses zu messen, da das Pferd, welches er zum Frühstück verzehrt hatte, seinen Umfang an dieser Stelle bedeutend vermehrt haben mochte.

Nun wurde Rath gehalten, was mit dem todten Kaiman geschehen solle; der Eine bat sich die Haut aus; einige Indianer verlangten sein Fleisch, um es gedörrt als ein spezifisches Mittel gegen Asthma zu brauchen; Andere wollten das Fett, um rheumatische Uebel damit zu heilen; Alle begehrten, man solle den Magen öffnen, in dem man, wie sie behaupteten, so viele Kieselsteine finden würde, als das Ungeheuer bereits Menschen verschlungen hätte.

Um allen Wünschen nachzukommen, sandte ich nach Aexten und erklärte, nur den Kopf für mich behalten zu wollen. Die Köpfung des Ungeheuers war eine schwere Arbeit; bis an den halben Griff sank die Axt bei jedem

Hieb ins Fleisch ein und es brauchte lange Zeit, ehe wir Haupt und Rumpf getrennt hatten. Nun öffneten wir den Magen und fanden in demselben sämmtliche Reste des am Morgen verzehrten Pferdes. Der Kaiman kaut nämlich seine Nahrung nicht, sondern zerreißt sie in große Stücke, die er verschlingt; so war auch der ganze Pferdekadaver nur in sieben oder acht Stücke zerrissen; überdies enthielt der Magen noch Kieselsteine von der Größe einer Wallnuß bis zu der einer Faust im Gesammtgewichte von anderthalb Centner. Diese enorme Menge erschütterte den Glauben meiner Indianer denn doch einigermaßen, da es ihnen unglaublich erschien, daß in dem so schwach bevölkerten Lande so viel Menschen die Beute eines einzigen Thieres geworden sein sollten.

Der Kopf des Alligators, den ich für mich behalten hatte, maß von der Nasenspitze bis zum ersten Wirbelknochen fünf Fuß Länge und wog vierhundert und dreißig Pfund; ich ließ ihn skelettiren und schenkte ihn einem Amerikaner, der ihn seitdem nach Boston gebracht und im dortigen zoologischen Museum aufgestellt hat.

Alle unsere Kugeln und Lanzenspitzen hätten den Tod des Ungeheuers nicht herbeizuführen vermocht; es war ein glücklicher Zufall, in Folge dessen die Spitze des stärksten und längsten Speeres zwischen die Wirbelknochen gerieth und bis ins Rückenmark eindrang; diesem Zufall verdankten wir den glücklichen Ausgang der so überaus mühevollen Jagd.

Dem Kaiman zunächst ist das größte und gefürchtetste Thier auf den Philippinen die Boa Constriktor; völlig ausgewachsene Exemplare dieser Spezies werden jedoch nur in den düstersten, entferntesten, einsamsten Waldungen angetroffen; in den andern Gegenden ist dieses langsam wachsende nnd heranreifende Reptil zu vielen Zufälligkeiten ausgesetzt, als daß es seine volle Entwicklung erlangen könnte. Nachdem Gironière Boas von gewöhnlicher Größe zu wiederholten Malen gesehen und getödtet hatte, gelüstete es ihn, um jeden Preis eines derartigen Monstrums in seiner ganzen furchtbaren Größe ansichtig zu werden, und zu diesem Zwecke unternahm er in Begleitung zweier Hirten einen Ausflug in die ödesten Gebirgsschluchten Jala-Jalas.

Meine laut bellenden Hunde, erzählt Gironière, rannten auf und ab

am Rande einer Schlucht, in welcher eine riesige Boa lag. Plötzlich hob das Ungeheuer sein Haupt empor, wandte es von einem Rande der Schlucht zum andern und züngelte drohend gegen seine vierfüßigen Angreifer; die Hunde aber wußten dem schnappenden Rachen immer behend auszuweichen. Wir beschlossen, die Schlange, wenn irgend möglich, lebendig zu fangen; denn ich hätte sie gar zu gern nach Frankreich in den Jardin des Plantes geschickt. Wir verfertigten also Schlingen aus Bambusrohrfasern, stark genug, um den wildesten Büffel damit fesseln zu können. Nach langem Mühen gelang es uns, eine Schlinge um den Hals der Schlange zu werfen, die wir nun an einem Baum derartig festbanden, daß ihr Kopf ungefähr sechs Fuß hoch über dem Boden gehalten wurde. Nun eilten wir an die andere Seite der Schlucht und warfen dem Thiere eine zweite Schlinge über den Kopf, die gleich der ersten festgemacht wurde. Als die Boa sich dergestalt von zwei Seiten gehalten fühlte, begann sie sich zusammen zu ziehen und zu sträuben; um einen Haltpunkt zu gewinnen, schlang sie ihren Schwanz um mehrere in ihrem Bereich am Rande der Schlucht stehende junge Bäume, die jedoch sämmtlich mit den Wurzeln aus dem Boden gerissen wurden; eben so wenig Glück hatte sie mit gewaltigen Steinen, die sie umklammernd mit sich fortriß. Unsere Schlingen hielten aus und widerstanden den wüthendsten Anstrengungen der Boa, zu deren Transport jedoch mehrere Büffel und noch eine Menge Seile nöthig waren. Die Nacht war inzwischen hereingebrochen und den Schlingen vertrauend, zogen wir uns mit dem Vorsatz zurück, am nächsten Morgen wieder zu kommen und den Fang zu vollenden; wir hatten jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn der Boa, die den halben Leib um einige mächtige Basaltblöcke geschlungen hatte, war es endlich gelungen, ihre Bande zu sprengen und die Flucht zu ergreifen.

Wenn Menschen nur selten als Opfer der Boa fallen, die im Ganzen von den Indianern nicht sehr gefürchtet, sondern vielmehr des Fleisches und der Haut wegen von ihnen gejagt wird, so giebt es dagegen kleinere Schlangen, deren giftiger Biß binnen wenig Stunden, falls die Wunde nicht schleunigst mit einem Glüheisen ausgebrannt wird, den Tod herbeiführt. Besonders gefürchtet ist die Art, welche die Indianer ihrer Gestalt halber Dajou-palay (Reisähre) nennen. Von einer solchen wäre

Gironière einmal beinahe selbst gebissen worden, und nur mit genauer Noth entging er einem fast sichern Tode.

Bei einer Streiferei im Walde — sagt er — fühlte ich plötzlich eine Bewegung unter meinem Fuße. Ich trat mit demselben sogleich fester auf und sah, wie die Schlange ihren kleinen Kopf hervorstreckte, um mich am Knöchel zu beißen; glücklicherweise hielt ich sie mit meinem Fuße fest, der ihr keine Wendung des Kopfes gestattete; rasch zog ich meinen Dolch und schnitt ihr den Hals durch. Ein andermal bemerkte ich zwei Adler, die mit der Schnelligkeit eines Pfeils abwechselnd aus einem Gebüsch aufstiegen und auf dasselbe wieder niederstießen; neugierig zu erfahren, mit was für einer Art von Thier sie angebunden hätten, trat ich näher; kaum aber hatte ich dies gethan, als eine ungemein große Schlange von der erwähnten Art, welche durch die von den Adlern ihr beigebrachten Wunden bereits in Wuth versetzt war, sich gegen mich heranringelte; ich trat zurück, sie aber rollte sich in einen Knäuel zusammen, schnellte dann vorwärts und hätte beinah mein Gesicht erreicht. Mein Zurückweichen und ihre Angriffe wiederholten sich mehrere Male, so wie meine vergeblichen Versuche, sie mit dem Dolche zu treffen; bis endlich ein Indianer, der meine gefährliche Lage bemerkte, mir zu Hülfe kam und das vor Zorn und Schmerz sich wie rasend gebehrdende Thier mit einem Baumzweig erschlug.

Ein so thätiges, mitunter in der beschriebenen Weise gefährdetes, an Abenteuern überreiches Leben lag eben ganz im Geschmacke Gironière's, und so befand er sich ungemein glücklich inmitten seiner wilden Indianer. Auch seine Gattin war zufrieden und bereute es keinen Augenblick, Manila mit den Hinterwäldern vertauscht zu haben; seine Vasallen befanden sich ebenfalls recht wohl; die Felder gaben reiche Erndten; die Weideplätze waren mit Heerden bedeckt. Freilich war dieser üppige Wohlstand nur in Folge von beschwerlicher, mühseliger Arbeit erzielt und nicht selten durch unglückliche Zufälligkeiten gestört worden. Der französische Kolonist blieb von den Heimsuchungen, wie sie in tropischen Ländern so häufig vorkommen, keinesfalls verschont und öfter erlebte er zu seinem großen Verdruß, daß reiche Erndten, die nur mit großer Mühe vor den Büffeln, wilden Schweinen, Affen und Heuschrecken hatten geschützt werden können, in einer einzigen Nacht durch einen Orkan oder eine Ueberschwemmung zu Grunde gerichtet

wurden. Solche Uebelstände konnten jedoch nicht verhindern, daß sich Jala-Jala zur blühenden Kolonie entwickelte. An die Stelle von Urwäldern traten Reisfelder, Zuckerrohr- und Kaffeepflanzungen; in Mitten des gelichteten Waldes stand ein schönes Indianerdorf; Ueberfluß, Thätigkeit und Zufriedenheit herrschte aller Orten. Bald wurde Gironières Wohnhaus das Stelldichein für alle nach Manila kommenden Fremden, vorzugsweise aber für viele Rekonvaleszenten, die in der reinen, stärkenden Luft Jala-Jalas raschere Wiederkehr ihrer Gesundheit suchten. Unbegrenzte Gastfreundschaft ohne Unterschied der Nationalität war die herrschende Regel; Franzosen, Spanier, Engländer, Amerikaner wurden mit gleicher Gemüthlichkeit und Herzlichkeit empfangen. Naturforscher fanden dort Gelegenheit, herrliche Sammlungen von seltenen Insekten, Vögeln und Pflanzen zu machen; der Kranke fand in dem freundlichen Wirth einen trefflichen Arzt, der Freund malerischer Gegenden eine bezaubernd schöne Abwechslung von Wald und Berg, Strom und Wasserfall. Für Jäger aber war Jala-Jala vollends ein Paradies, da sie dort herrlich dressirte Hunde, Indianische Wegweiser, Reitpferde und Roth- und Schwarzwild, so wie Wasservögel im Ueberflusse vorfanden. Wer sich an einer in Europa völlig unbekannten Jagd ergötzen wollte, durfte nur auf die großen, unzähligen Vampire Feuer geben, von denen es auf den kleinen Inselchen bei Jala-Jala die Hälfte des Jahres über wimmelt und von denen Gironière Nachstehendes erzählt:

Diese Geschöpfe bedecken die Bäume von den untersten Zweigen bis zu den höchsten Wipfeln und ersetzen so das Laubwerk, das sie mit großer Gier verzehren. Gehüllt in ihre breiten Flughäute schlafen sie des Tags über; des Nachts aber fliegen sie in zahlreichen Schaaren umher, um sich Nahrung zu suchen. Sobald der östliche Passatwind in den westlichen überspringt, verlassen sie die Gegend, und suchen Schutz an der entgegengesetzten Küste.

Wir landeten an einem der kleinen Inselchen, begannen zugleich zu feuern und hörten nicht eher auf, als bis die durch das Knattern der Gewehre und das Geschrei der verwundeten, an den Zweigen hängen bleibenden Kameraden erschreckten Fledermäuse ihr Heil in der Flucht suchten. Eine Weile lang schwebten und kreisten sie gleich einer dichten

Wolke über unsern Häuptern und glichen so ganz den Furien, wie man sie auf Bildern öfter dargestellt findet; dann flogen sie einer Nachbarinsel zu, und wir beschäftigten uns damit, die Leichen der von den Bäumen Gefallenen zu sammeln. Da die Gäste der Jagdfreuden noch nicht müde waren, so schossen sie nun auf die vielen hier umherirrenden Leguans, eine Art von Eidechsen, die vier bis fünf Fuß lang werden und ein sehr schmackhaftes Fleisch geben, endlich noch auf Adler, die von dem Geruche des vergossenen Blutes angelockt, in weiten Kreisen unsere Häupter umschwirrten, aber nur von sehr guten Schützen getroffen werden konnten.

Bezüglich der Ureinwohner der Philippinischen Inseln ist Gironière der Ueberzeugung, daß diese einer kleinwüchsigen Negerrasse angehört hätten, die sich noch in ziemlich bedeutender Zahl im Innern der Wälder aufhält und von den Tagalocs mit dem Namen „Ajetas“ bezeichnet, von den Spaniern „Negritos“ genannt wird; durch spätere Kreuzungen mit Malayen, Chinesen, Japanern, Javanern, Hindostanern und Bewohnern der verschiedenen Südseeinseln seien nun die mannigfaltigen Varietäten entstanden, von denen die Philippinen heut zu Tage bevölkert sind und als deren allgemeinste charakteristische Eigenthümlichkeit malayische Grausamkeit und der Typus malayischer Gesichtszüge vorwaltet.

Gironière beschloß, jenen im übelsten Rufe stehenden und äußerst wenig gekannten Ajetas einen Besuch abzustatten; er vollführte diesen Entschluß, bloß von zwei Indianern begleitet, deren einer sein getreuer Lieutenant, der ehemalige Räuberchef Alila, war. Jeder der drei Reisenden trug einen kleinen Sack auf dem Rücken, in dem Reis, getrocknetes Wildpret, Schießbedarf, einige bunte Tücher und ein ziemlich ansehnlicher Cigarrenvorrath enthalten waren; an Waffen führten sie doppelläufige Flinten und Dolche mit sich. Die Reise nahm mehrere Wochen in Anspruch, während welcher Palmenfrüchte und die Jagdausbeute ihre einzige Nahrung waren. Sie wanderten über rauhe Berge und durch Urwälder, deren majestätische Pracht Gironière entzückt haben würde, wäre seine Bewunderung nicht durch eine Menge kleiner Unannehmlichkeiten gedämpft worden, deren vornehmlichste eine Insektenart war, welche im Grase oder auf Baumblättern sitzend, heuschreckenartig auf die Vorübergehenden springt und sich gleich Blutegeln an ihnen festbeißt. Dieses lästige, kleine Thier

ist auf allen Waldgebirgen der Philippinen zu Hause; die Reisenden in jenen Gegenden führen deswegen kleine Messer aus Bambusrohr mit sich, um die Thiere abzustreifen, worauf sie die Wunden mit gekautem Tabak einreiben. Das ausgeflossene Blut lockt jedoch stets neue Plagegeister herbei, deren man sich nur mit der angestrengtesten, mühevollsten Aufmerksamkeit einigermaßen zu erwehren im Stande ist.

Die Reise führte auch noch andere, nur durch Muth und Ausdauer besiegbare Beschwerden und Mühseligkeiten mit sich. So wurden die Reisenden in einer Nacht von einem furchtbaren Sturm und Regenwetter überfallen: im Nu waren ihre Feuer verlöscht, sie selbst bis auf die Haut durchnäßt und die aus Palmzweigen aufgeführte Hütte niedergerissen; in tiefster Finsterniß blieben sie der Wuth des Orkans schutzlos ausgesetzt, während der Donner rings um sie her brüllte und die ringsumher stürzenden Bäume sie zu erschlagen drohten; Wehklagen wurden dazwischen vernommen, die Stimmen der geängstigten Thiere, die entsetzt hin- und herrannten und nirgends ein bergendes Asyl fanden. Dabei wurden Gironière und die ihn begleitenden Indianer von den erwähnten kleinen Blutsaugern in solcher Menge bedeckt, daß sie am Morgen, als der Sturm nachließ und sie die Reise fortsetzen wollten, dies vor Schwäche kaum im Stande waren und es nur in Folge drängender Nothwendigkeit thaten. Sie stärkten sich an einer rasch zubereiteten, aus Palmstängeln bestehenden Mahlzeit und gelangten sodann nach kurzer Ruhe an einen breiten, reißenden, gewaltig angeschwollenen Waldstrom, durch den sie setzen mußten. Die Indianer erklärten, man müsse nothwendig hier einige Tage verweilen, bis das Wasser abgelaufen sein würde, und schon wollten sie sich um einen geeigneten Platz zu einem Bivouak umsehen, als es Gironières Scharfblick und Energie gelang, auch dieses Hindernisses Meister zu werden. Noch am selben Tage gelangten sie an die Ufer des stillen Meeres, wo sie eine tüchtige Mahlzeit von Seekrebsen und Hummern hielten. Mit Einbruch der Nacht glaubten sie auf dem sandigen Strande schlafen zu können, welche Hoffnung aber durch die vielen Krabben zunichte gemacht wurde, deren Scheeren sich als ungemein beweglich und thätig erwiesen. Während des Kampfes mit ihnen sahen Gironière und seine Gefährten ein Licht am Saume des Waldes blinken, aus dem bald

zwei Ajetas mit brennenden Fackeln hervortraten, die sie zum Fischfange benutzen wollten. Sie näherten sich den Fremden und begafften sie; einer machte Miene, seinen Bogen gegen sie gebrauchen zu wollen; das Knacken der Hähne an den Flintenschlössern trieb sie aber eilig in die Flucht.

Die nächsten drei Tage verlebten die Reisenden in einem Dorfe der Tagaloc-Indianer, wo sie von den Einwohnern auf's Freundlichste bewirthet wurden. Dann aber mußte die Wanderung wieder über Berge fortgesetzt werden, die mit dichten, spurlosen Waldungen bedeckt waren. Sie konnten die Nacht über kein Feuer unterhalten und mußten immer sorgfältig auf ihrer Hut sein, da sie sich bereits auf dem Gebiete der Ajetas befanden. Endlich stießen sie mit einem Trupp dieser Wilden zusammen, welche auf der Stufenleiter menschlicher Civilisation ungefähr den gleichen Rang mit den Buschmännern Afrika's oder den Feuerländern Amerika's einnehmen.

Eines Morgens, erzählt Gironière, als wir eben schweigend unseres Weges zogen, hörten wir plötzlich einen Chor schrillender Stimmen, die mehr aus Vogelkehlen als aus einer menschlichen Brust herzukommen schienen. Bald darauf stießen wir auf etwa vierzig Wilde von allen Altersstufen und Geschlechtern; sie glichen mehr Thieren als Menschen und saßen rings um ein Feuer, das sie am Stromesufer angezündet hatten. Als sie unser ansichtig wurden, schrien sie laut auf und wollten die Flucht ergreifen; ich zeigte ihnen aber ein Packet Cigarren und machte ihnen durch Gebehrden begreiflich, daß die anlockenden Glimmstängel für sie bestimmt seien. Sie erriethen, was ich sagen wollte, und stellten sich wie Soldaten in Reih und Glied auf, ein Zeichen, daß wir näher kommen sollten; wir thaten dies und begannen sogleich mit der Cigarrenvertheilung. Hiermit war nun auch sogleich die gegenseitige Freundschaft geschlossen und besiegelt; die Wilden hatten nichts mehr von uns, wir nichts mehr von ihnen zu fürchten, und nun begann ein allgemeines Dampfen und Rauchen.

An einem Baumzweig hing ein todter Hirsch, die jüngste Jagdausbeute der Wilden; ihr Häuptling nahm ein Messer aus Bambusrohr, schnitt drei tüchtige Stücke ab, warf sie auf die Gluth, zog sie einige Augenblicke später wieder heraus und bot jedem von uns eine Portion dar, die von Außen verkohlt und mit Asche bedeckt, innen roh und blutig war. Da jedoch jedes Zeichen von Widerwillen die Harmonie gestört haben würde, an

deren Fortdauer mir so viel gelegen war, so gewann ich es über mich, einen Bissen zu essen; meine Indianer thaten dasselbe und nun war keinerlei Verrätherei von Seiten der Wilden mehr zu fürchten.

Unter ihnen befand sich glücklicher Weise ein der Tagalocsprache mächtiges Weib, welche als Dolmetscher sehr willkommene Dienste leistete. Wenn die Ajetas überhaupt mehr Affen als Menschen glichen, so war dies vorzugsweise mit ihrer Sprache und ihren Gebehrden der Fall; vielleicht liegt ihr ganzer Vorzug vor den Vierhändlern darin, daß sie Feuer zu machen und Pfeile und Bogen zu handhaben verstehen. Ihre Hautfarbe ist die der Ebenholzschwärze; sie werden nicht ganz fünf Fuß hoch; ihr Haar ist wollig und da sie dasselbe nie schneiden, so bildet es einen selsamen Wulst auf ihrem Scheitel. Ihre Züge sind negerartig, die Lippen jedoch weniger dick und aufgeworfen. Ihre ganze Kleidung besteht aus einem 8 — 10 Zoll breitem Gürtel aus Baumrinde. Sie leben von Wurzeln, Früchten und ihrer Jagdausbeute. Lanzen aus Bambusrohr, Bogen aus Palmbaumholz und vergiftete Pfeile sind ihre Waffen; ihre Speisen verzehren sie halbroh und leben in Abtheilungen von je 50—60 Personen zusammen; religiöse Begriffe scheinen sie fast gar nicht zu haben; doch ehren sie das Alter und die Todten und pflegen Jahre lang hindurch auf die Begräbnißstätte der Abgeschiedenen Tabak und Betelnüsse zu legen; auch Bogen und Pfeile werden über den Gräbern aufgehängt, da sie glauben, der Verstorbene verlasse allnächtlich sein Grab und gehe auf die Jagd; für unheilbar Erachtete oder mit vergifteten Pfeilen Verwundete werden lebendig begraben.

Alle Waffen der Ajetas sind vergiftet; die leichteste Verwundung mit denselben erzeugt einen unlöschbaren Durst, dessen Stillung sogleich den Tod herbeiführt; die Jäger schneiden rings um die Wunde des in solcher Weise getödteten Thieres das Fleisch in großen Stücken weg; würden sie dies nicht thun, so bekäme das ganze Thier einen unerträglich bittern Geschmack. Das Gift, dessen sich die Malayen für ihre Waffen bedienen, ist eine Mischung von Arsenik und Citronensaft. Die Ajetas aber bereiten ihr Gift aus einer bittern Rinde, die ohne Schaden gekaut werden kann; rücksichtlich der weiteren Zusätze beobachten sie ein tiefes Geheimniß; man weiß nur so viel, daß sie eine Art von Paste bereiten und mit einer dünnen Schichte derselben ihre Waffen überziehen.

Ich hatte, erzählt Gironière in seiner Schilderung des Volksstammes, Gelegenheit, sehr schmerzhafte Erfahrungen über die Wirkungen dieses Giftes zu machen. Als ich nämlich die Ajetas verließ, fiel mir bei, ein Skelett dieser affenartigen Menschenrasse dürfe ein willkommenes Geschenk für das Museum des Pariser Jardin des Plantes sein. Das Unternehmen war gefährlich, da die Wilden so hohe Verehrung für ihre Todten hegen, und wäre ich ertappt worden, so hätten sie mich selbst aller Wahrscheinlichkeit nach zum Skelett gemacht. Nichtsdestoweniger öffnete ich mehrere Gräber auf dem nicht weit von ihrem Lager gelegenen Begräbnißplatz; in den ersten fand ich nur halb vermoderte Skelette, dann aber stieß ich auf die Leiche eines Weibes, die, ihrer Stellung nach zu schließen, ohne Zweifel lebendig begraben worden war. Ihre Knochen waren noch von der Haut bedeckt; sie ware eine Art von Mumie und in einem Zustande, als wenn sie eigens für den Transport präparirt worden wäre. Ich beeilte mich daher, sie aus dem Grabe zu nehmen und in einen Sack zu stecken; kaum war dies jedoch geschehen, als durchdringendes Geschrei an meine Ohren schlug. Die Ajetas waren uns auf der Spur; nun hieß es Fersengeld geben, um unser Leben zu retten; wir thaten dies, ließen aber den seinem Grabe entnommenen Leichnam dabei nicht im Stich. Mit der Behendigkeit und ganz in der Art und Weise der Affen erkletterten die Wilden in der Nähe befindliche hohe Bäume und schickten uns einen Schauer von Pfeilen nach; im Schutze der Finsterniß gelang es uns jedoch zu entkommen, nur bemerkte ich, eben als wir aus dem Walde in's Freie traten, einen Hautritz an einem meiner Finger, den ich einem Dornenriß zuschrieb und im ersten Moment nicht weiter beachtete.

So gelangten wir an das Meeresufer und setzten uns dort nieder, um zu berathen, was nun weiter geschehen solle. Alila war sehr niedergeschlagen und wollte nur Uebles prophezeien; es kostete große Mühe und ich mußte alle meine Beredsamkeit aufbieten, um ihm und dem andern Indianer neuen Muth einzuflößen. Wir machten Feuer an und meine Begleiter waren bemüht eßbare Muscheln aufzusuchen, welche Bemühung sie zur Entdeckung einer von den Wellen an den Strand geworfenen Pirogue führte. Sie war halb im Sande begraben, bedurfte mannigfaltiger Ausbesserungen und sollte vor Allem kalfatert werden; wir mischten Baumharz

und Bambusrohrfasern; so gelang es uns, sie seetüchtig zu machen. Ein starkes Bambusrohr richteten wir als Mast auf; der Sack, in welchem der Leichnam befindlich war, mußte als Segel dienen. Unglücklicherweise wurden die mehr an die Bewegungen des Sees als der See gewöhnten Indianer bald seekrank und ich war genöthigt, die gebrechliche Barke allein durch die Wellen des stillen Oceans zu lenken, ohne andere Gesellschaft, als die zweier hilfloser Indianer und einer weiblichen Mumie. Nach vier und zwanzigstündiger, mühsamer Fahrt gelangten wir endlich an ein befreundetes Dorf, von wo aus wir bald Jala-Jala erreichten.

Gironière begab sich sofort nach Manila; gleich in der ersten Nacht nach seiner Ankunft daselbst empfand er so heftige Schmerzen in dem auf der Flucht vor den Ajetas geritztem Finger, daß er zweimal ohnmächtig wurde; die Art und Gewalt dieses Schmerzes ließ ihn nicht länger zweifeln, daß die bisher unbeachtet gebliebene Verletzung von einem vergifteten Pfeile herrühre. Bald erfaßte die Entzündung den Arm und reichte bis zu den Brustmuskeln; die Krankheit nahm einen so bedenklichen Charakter an, daß Gironière sich mit den letzten Tröstungen der Religion versehen ließ; er genaß jedoch, aber erst nach langer, mühsamer Rekonvaleszenz und noch Jahrelang empfand er heftige Schmerzen in den von Gift ergriffen gewesenen Theilen.

Aus den zahlreichen Ausflügen, die Gironière noch zu andern, kaum dem Namen nach bekannten Völkerstämmen auf den Philippinen machte, verdienen noch die zu den Tinguianes und Tapuzis besonders hervorgehoben zu werden. Der erstgenannte Stamm besteht aus sehr hübschen Leuten, deren Hautfarbe nicht dunkler ist, als die der Südeuropäer, die regelmäßige Gesichtszüge und kein wolliges, sondern langes, seidenweiches Haar haben. Nichts destoweniger sind sie Wilde im vollen Sinne des Wortes, die mit Ausnahme eines Gürtels und Turbans aus Baumrinde völlig nackt gehen. Die sehr hübschen, anmuthigen Weiber tragen jedoch noch eine Schürze und schmücken ihr Haupt mit Kugeln aus Glas, Gold und Korallen, die an Schnüren gereiht und mit den Haaren verflochten werden; den Handrücken pflegen sie blau zu bemalen; vom Handgelenk bis zum Ellbogen tragen sie eng anliegende Armbänder, die schon in früher

Jugend angelegt, und nie wieder abgenommen werden. Die Folge hiervon ist, daß der Arm mager und dünn bleibt, während die Hand enorm anschwillt und eine unförmliche Größe erreicht, was bei diesen Wilden eben so sehr für eine große Schönheit gilt, als ein kleiner Fuß bei den Chinesen oder eine schlanke Taille bei den Europäern.

Obwohl diese Indianer täglich zweimal zu baden pflegen, so verbreiten sie doch stets eine sehr stark riechende Ausdünstung, welche ihre unmittelbare Nähe nichts weniger als angenehm macht.

Die Tapuzis sind kein besonderer Volksstamm, sondern haben ihren Namen von dem Dorf Tapuzi, das sie bewohnen und das in der Tagalocsprache „Ende der Welt" bedeutet. Es liegt dieses Dorf ganz im Innern der Gebirge und wurde ursprünglich von entlaufenen Sträflingen begründet, die sich in jenen unzugänglichen Gegenden vor jeder weitern Verfolgung völlig sicher wußten.

Zwei Tage hindurch mußte Gironière, als er diesem seltsamen Aufenthalte einen Besuch abstatten wollte, auf fast unwegsamen Bergpfaden einher gehen; am dritten Tage gelangte er an das Ufer eines Waldstromes, in dessen Bett enorme Steinblöcke umher lagen. Alila, der mehrere seiner ehemaligen Raubgenossen unter den Tapuzis wieder zu sehen hoffte, leistete wieder Führerdienste. Gironière erzählt den letzten Theil seiner Reise in nachstehender Weise:

Die Felsenwände, zwischen denen der Waldstrom, über den wir setzen mußten, hindurch brauste, stiegen in einer Höhe von wohl tausend Klaftern so schief gegen einander geneigt empor, daß sie nur eine schmale Oeffnung oben übrig ließen; durch diese drang kaum so viel Licht ein, als hinreichte, um uns den Weg zu zeigen, als wir von einem der im Strome liegenden Steine auf den andern sprangen. Diese Schlucht bildet den einzigen Zugang zu dem Tapuzidorfe und ist eine für die spanischen Truppen unübersteigbare Schranke. — Schau einmal in die Höhe, mein Gebieter, — sagte Alila — nur die Bewohner Tapuzis kennen die Pfade, welche zu den Gipfeln der Berge führen. Längs der Schlucht haben sie gewaltig große Steine aufgehäuft, mit denen sie eine ganze Armee zerschmettern könnten, wenn diese gegen ihren Willen hier durchziehen wollte.

Wir mochten ungefähr eine Stunde lang in diesem Engpaß fort-

gewandert sein, als kaum zwanzig Klafter vor uns ein enormes Felsenstück von der Höhe herabgestürzt wurde und in unzählige Stücke auf dem harten Kiesboden zerschellte; dies sollte eine Art von Warnung sein, weswegen wir auch nicht weiter vorwärts schritten, sondern unsere Waffen niederlegten, uns selbst auf dem Boden ruhig niedersetzten und des Weiteren harrten.

Wir brauchten jedoch nicht lange zu warten; eine Art von Signalschrei wurde gehört, worauf Alila allein vorwärts ging und bald wieder mit zwei Indianern zurückkehrte, welche uns gestatteten, ihr Dorf zu besuchen und uns nun selbst als Führer dienten. Wir mußten zuerst durch einen Tunnel gehen, den sie durch den Berg gegraben hatten und gelangten dann in ein mehrere Meilen langes und breites, rings von hohen Bergen umschlossenes Thal, in welchem das aus ungefähr 60 nach indianischer Sitte gebauten Häusern bestehende Tapuzidorf liegt. Die gesammte Bevölkerung war an Thüren und Fenstern auf den Beinen, um die Fremden zu sehen, die in das Wohnhaus des Häuptlings der Kolonie geführt wurden, eines ehrwürdig aussehenden, freundlichen 80jährigen Greises, der mehr einem tugendhaften Patriarchen als einem geächteten Flüchtling glich; er bekleidete gleichzeitig das Amt eines Häuptlings, Richters und Priesters der Kolonie. Als er mich in genaue Kenntniß von den Sitten und Gewohnheiten der Tapuzis gesetzt hatte, sah ich zu meinem großen Erstaunen, daß ich nicht, wie ich nach den mir gewordenen Nachrichten vorausgesetzt hatte, in ein Räuberneſt, sondern inmitten einer wohlgeordneten Gesellschaft gekommen war, die eine tugendhafte, fast arkadische Lebensweise führte und sich von der Jagd und den Erträgnissen des Feldbaues nährte. Die Frauen, deren keine je aus dem Bereiche des Dorfes gekommen war, waren vorzugsweise mit dem Weben von Stoffen zu Kleidungsstücken aus Abaka (eine Art vegetabilischer Seide) beschäftigt. Geld war eine völlig unbekannte Sache in dieser kleinen Niederlassung; auch von Armuth wußte man nichts, da die Besitzenden bereitwillig mit denen theilten, deren Ernte mißrathen war oder die ohne Glück gejagt hatten. Der alte Häuptling taufte die Neugebornen, traute die jungen Brautpaare, begrub die Verstorbenen und handhabte die Gesetze; die schwerste Strafe war Verbannung aus der Kolonie, ein allerdings sehr

bedenkliches Urtheil für Leute, die ihre guten Gründe hatten, die Nähe der spanischen Behörden zu scheuen.

Ich schied — schließt Gironière seinen Reisebericht — in Freundschaft und Frieden aus diesem abgelegenen Winkel der Welt, in welchem stilles Glück wirklich seinen bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen zu haben schien.

III.

Der Krater Tancuban Prau.

Meinen ersten Tag in Lembang benutzte ich, die Kaffeegebäude und die Gärten zu besuchen. Der Besuch des Kraters wurde auf den nächsten Morgen festgesetzt. Ein Offizier, der schon einmal oben gewesen war, versprach mitzugehen, und wir brachen nach dem Frühstück auf, natürlich mit einem halben Dutzend Malayen zur Begleitung.

Tancuban Prau heißt im Malayischen „umgestürztes Boot.“ Der Berg hat den Namen davon, weil die Kuppe desselben entfernte Aehnlichkeit mit einem solchen hat. Wir befanden uns bald genug in der Wildniß. Als wir den kleinen Kampong, welcher sich der Kaffeeplantage anschließt, hinter uns hatten, fing der Wald an, und einen steilen Bergpfad mit unsern kleinen Pferdchen emporkletternd, fanden wir uns von dem großartigen Urwald dieser an Vegetation so überreichen Gebirge umgeben.

Schlank aus dem Unterholz heraus, das an vielen Stellen durch seine Schlingpflanzen und andere unzählige saftig aufschießende Gewächse Schwierigkeiten geboten hätte, hindurch zu dringen, stiegen die mächtigen Yamudji-Bäume mit ihrer weißgrauen glatten Rinde, manchmal eine einzelne rebenartige Schlingpflanze mit sich bis zum höchsten Gipfel hinaufnehmend und dort in ihren Armen haltend — der pohon paku oder die Farnpalme neigte überall heraus die feingefederten wunderzierlichen Blatt-

kronen, und die badjang tere, jene reizende mattrothe Blume, wucherte hier in ungeheueren Massen und schaute mit ihren Knospen und Blüthen aus jedem Strauch, fast aus jedem laubigen Busch.

Schon als wir aufbrachen, hatten wir das tolle jubelnde Geschrei einer Schaar Affen gehört, die sich von Baum zu Baum hetzten; jetzt sahen wir, wie sie einem Thalgrund zu, der steil niederlief, in den dichten Zweigen eines Rihadji hinauf- und heruntersprangen, sich, unaufhaltsam schnatternd, die wunderlichsten Geschichten erzählten und keinen Moment ruhig auf ihrem Platz hielten. Der schwerfällige Runcong, eine große Art Vogel, der sich nur in den dichten Wäldern der Gebirge aufhält, ließ aus der Ferne seine dröhnende Stimme hören und selbst der Ulung, der rothbraune prächtige Falke mit schneeweißem Kopf und ebensolcher Halskrause, hatte uns noch nicht verlassen und strich dicht über den Wipfeln hin. Rhinocerosspuren, nach denen ich mich sorgfältig umschaute, konnten wir hier nirgends entdecken, obgleich gerade an dem benachbarten Berge der beste Jagdgrund für diese gewaltigen Thiere sein soll.

Doch wir waren ja jetzt auch nicht auf der Jagd, und stiegen rüstig, uns der frischen herrlichen Luft und des wohlthuenden Grüns erfreuend, den steiler und steiler werdenden Berg hinauf, während wir die Pferde hinter uns herführen ließen.

Der Weg führte, da sich der eigentliche Krater auf der andern Seite des Tancuban Prau befindet, um diesen herum, und es ließ sich des dichten Waldes wegen noch nichts von dem Vulcan sehen. Der Boden aber war hier überall schon mit vulcanischen Stoffen bedeckt, oder schien in der That aus weiter nichts zu bestehen, als alter Lava. Erst als wir einen kleinen Bergbach, der sich sein sandiges Bett in's Thal suchte, überschritten hatten, und an der andern Seite emporstiegen, verrieth die plötzlich absterbende Vegetation, die verbrannten und getödteten Bäume, zersplitterte und verkohlte Baumstümpfe und Massen von harter, scharfkantiger Lava, daß wir uns dem Punkte näherten. Nicht lange mehr, und wir standen auf kahlem Lavagrund, auf dem auch kein Grashalm mehr wuchs, und wenige Schritte weiter schauten wir plötzlich in den tiefen qualmenden Schlund hinab, der sich wie ein gewaltiger Kessel vor uns aufthat.

Es war dies der erste Krater, den ich je bestiegen hatte, und er machte

auf mich einen wunderbaren Eindruck. Geheimnißvoll, wie die Sterne da oben, obgleich unsern Augen sichtbar, ihre Bahn gehen, eine Macht verkündend, die sie da oben hält und die wir ahnen, aber nicht begreifen können, so lag zu unsern Füßen eine andere uns ebenfalls verschlossene Welt, an deren Pforte wir standen, deren Schwelle wir aber nicht überschreiten durften. Welch entsetzliche Kraft mußte in diesem hier kaum gefesselten Element liegen, das im Stande gewesen war, einen Berg zu schaffen und aufzuwühlen, und aus dem Innern der Erde, wie im Spiel, seine glühenden Massen herauszuschleudern, — welcher ungeheuere Heerd kochte in diesem Schlund, aus dem der Schwefeldampf in dichten erstickenden Schwaden stoßweise herausblies, wie ein schlummerndes, tiefathmendes Ungeheuer, das sich im nächsten Augenblick vielleicht emporrichtet und die Berge umher erbeben macht.

Kann man's den armen, mit den Naturkräften dieses Erdkörpers so wenig bekannten Wilden verdenken, wenn sie an solche Orte den Sitz ihrer bösen Geister legten?

Ein leiser kaum bemerkbarer Luftzug hob die leichten, blaugelben Schwefelwolken, die in stoßweise hervorströmenden Strahlen ausbrachen, empor und trug sie über den scharf abgebröckelten Rand des Kraters fort, den fern vorüberziehenden Wolken zu.

Der Platz aber, wo ziemlich im Mittelpunkt des Trichters der Qualm am stärksten aufstieg (denn kleinere Säulen brachen noch aus zehn bis zwölf verschiedenen andern Plätzen hervor), war mit einer hochgoldgelben Masse reiner Schwefelblüthe förmlich bedeckt, ja an einer Stelle hatte der aufspringende Qualm eine wohl 4 Fuß hohe Schwefelpyramide aufgeworfen.

Die Indianer sollen manchmal in diese Krater — denn es giebt deren noch viele auf Java — hinuntersteigen und mit langen Bambusstäben den Schwefel zu sich herüberziehen, den sie nachher in den Kampongs verkaufen. Auch ich hatte keine Lust, nur hier oben auf viele Hundert Schritt Entfernung stehen zu bleiben und die Wirthschaft zu betrachten. Ich beschloß, dem Feuerkessel ein wenig näher auf den Leib zu rücken.

Der Krater selbst mochte ungefähr 300 Fuß tief sein und lief unten in ein kleines, sehr schmales Thal zu, an dessen einer Seite sich durch den niederströmenden Regen ein kleiner Teich gebildet hatte, der durch den Boden

erhitztes Wasser enthielt, während auf der andern Seite und rings um den Rand des innern Punktes herum nur eine dünne Lavakruste den darunter kochenden Heerd zu bedecken schien, durch die sich der aufdrängende Qualm heute an dieser, morgen an jener Stelle seine Bahn bricht. Wie uns der eine Javaner, den wir zum Führer mithatten, sagte, war es in der letzten Zeit selten gewesen, daß er so stark gequalmt habe wie heute, wo es eine vortreffliche Gelegenheit sei, ihn in der Nähe zu sehen. Der Javaner wollte aber nicht mit.

Der Kessel mochte oben etwa denselben Durchmesser haben, als er tief war, sein Rand brach aber überall so schroff und steil ab, daß Menschen nur an einer einzigen Stelle, und keineswegs sehr bequem, über einzelne rauhe Felsblöcke und unter den Füßen wegbröckelnde Lavamassen hin, niedersteigen konnten. Die ersten 100 Fuß waren die schlimmsten, nachher lief es wenigstens nicht mehr so steil ab, wenn auch die losen rollenden scharfen Lavabrocken den Marsch sehr beschwerlich machten. Es brach einmal ein Stück unter meinen Füßen weg, und ich nahm einen Anlauf, daß ich schon glaubte, ich würde nun ohne weiteres, die Füße voran, in den Krater und die ganze Schwefelpastete hineinschießen; gerade der mürbe Zustand des Bodens war aber meine Rettung; denn auf dem Rand einer schmalen, aber tiefen, wahrscheinlich durch zurückströmende glühende Lava gebildeten Ravine brach dieser ebenfalls ein, und ich polterte in die Ravine hinunter, in der ich, einige Haut- und Kleiderrisse abgerechnet, glücklich landete. Von hier ab ging ich aber ein wenig vorsichtiger zu Werke, und kam nun auch sonst wohlbehalten unten an.

Gleich am äußersten Rand des untern Trichterbodens kam der Schwefeldampf aus drei kleinen, etwa in einem Fuß Entfernung von einander liegenden Löchern heraus, die Hauptmündungen lagen weiter nach dem Mittelpunkt zu, zwischen welchen und dem Punkte, wo ich mich befand, noch eine andre Gasausströmung stattfand. Vorsichtig mit einem Stock, den ich mitgenommen, auf den Boden, auf dem ich ging, stoßend, um zu prüfen, ob er mich auch tragen würde — denn die ganze Geschichte fing mir hier an ein wenig unheimlich auszusehen — that ich noch etwa zehn oder fünfzehn Schritte vorwärts, und erreichte den eben erwähnten Platz, wo ein starker Schwefeldampf aus zwei gleich großen Oeffnungen herausdrängte.

Meine Absicht war jetzt, wo möglich bis zu der kleinen Schwefelpyramide, die wie ein vergoldeter Baumkuchen in etwa 10 Schritt Entfernung von mir stand, vorzudringen, und mir eine Ecke zum Andenken abzubrechen; als ich aber den Stock versuchsweise ein wenig kräftig vor mich auf den Boden stieß, brach er durch, und eine Oeffnung entstand, aus der dicker, erstickender Qualm ausströmte. Ich retirirte natürlich, rascher als ich gekommen, ein paar Schritte, denn ich konnte hier nicht mehr athmen, und als ich mich bückte, den Boden zu befühlen — die Füße wurden mir bedenklich warm — verbrannte ich mir den Finger. Ueberall aus den Ritzen strömte wie aus tausend feinen Poren der dünne, kochend heiße Qualm hervor.

Weiter vorzugehen wäre Wahnsinn gewesen; nur von den mir nächsten Oeffnungen brach ich mir einige von Schwefel überzogene Lavastücke los, und zog mich dann in eine etwas sicherere Entfernung, wenigstens auf härteren und festeren Boden zurück. Es sollen schon einzelne Fälle vorgekommen sein, wo zu dreiste Wanderer in die Lava eingebrochen sind; dieser Gefahr wollte ich mich so um gar nichts nicht gern aussetzen. Ich blieb aber noch eine Weile unfern der Stelle stehen, wo ich dicht von der einen Mündung ein Stück Lava losgestoßen (mir dabei an Daumen und Zeigefinger ein paar Blasen holend), zu sehen, ob der Schwefel dort wieder rasch ansetzen würde, und selbst während ich dastand, konnte ich bemerken, wie der Bruch wieder eine dünne gelbliche Färbung, von den ausquillenden Dämpfen berührt, annahm. Unter mir kochte und grollte es aus dem zischenden gährenden Kessel herauf, und manchmal war es mir, als ob da unten der Alte vom Berge den heißen Brei auf- und umrühre, und Fels- und andere Blöcke über- und durcheinanderwerfe, und jedesmal nach einem solchen Geräusch kam der Qualm dicker und stärker, und ich stand so lange und horchte, bis es mir kläglich zu Muthe wurde, und es mir schon manchmal anfing vorzukommen, als sei das gar kein Schwefelqualm mehr, der in blauen dünnen Streifen nach mir herüberzöge, sondern der Berggeist strecke seine langen nebligen Arme nach mir aus und wolle mich armes Menschenkind zu sich hinunter in seine glühende Tiefe ziehen.

Es wurde Zeit, daß ich auf den Rückweg dachte, und ich kletterte nun, wieder frei Athem schöpfend, in der von den Schwefelgruben gereinigten

Luft rasch und munter aufwärts, wo mich meine Begleiter schon ungeduldig erwartet hatten.

Von oben sollten wir aber noch ein doppeltes und wahrhaft herrliches Schauspiel haben. Bis jetzt hatten uns niedrig treibende Wolkenstreifen, wenn auch nicht dicht umlagert, doch die Aussicht nach dem niedern Lande total benommen, jetzt trieben diese rasch vorüber, die Sonne trat heraus, und die ganze nordöstlich von uns ausgedehnte Provinz Cheribon, mit ihren Küsten und Vorgebirgen in das tiefblaue Meer sich hinausstreckend, lag ausgebreitet vor unsern Blicken. Deutlich ließen sich in der wundervollen Beleuchtung die kleinsten Theile und Vertiefungen, die unbedeutendsten Kuppen und Rücken der zu den Ebenen niederflachenden Gebirge, die in regelmäßigen Strecken abgetheilten, von dem hellern, sie umgebenden Boden durch ihr dunkles Laub scharf zurücktretenden Kaffeegärten, die am Wasser hoch in die Hügel hinaufblitzenden Reisfelder, die weiten, niedern Sumpfstrecken und durch das Thal gerissenen Betten der einzelnen Bergwasser erkennen. Weit, weit in See hinaus glänzte ein Segel, und dort hinten, schon in dämmernder Ferne der hellgrüne Fleck mit dem dunkeln Punkte, schimmerte eine Insel, vielleicht eine Inselgruppe herüber. Noch ein Blick, und wie durch Zauberei war das ganze, so plötzlich vor uns aufgerollte wunderherrliche Bild eben so rasch verschwunden — ein dichter Flor lagerte sich darüber hin.

In demselben Moment wurde unsere Aufmerksamkeit durch den Krater selber wieder gefesselt, der durch eine leichte, die Sonne eben überziehende Nebelschicht eine neue, gar wunderbare Färbung angenommen hatte. Der Schwefeldampf lag in einem förmlich hellgrünen Schleier in dem untern Kessel und um die dazwischen aufragende kleine Schwefelpyramide, die eigentlich den Mittelpunkt der da unten aufgeschichteten Schwefelmasse bildete, kreiste ein lichtblauer Rand, der sich zusammenzog und ausdehnte, wie die weichen elastischen Ränder der im Meere schwimmenden Quallen oder Polypen. Dann und wann spielte ein regenbogenfarbiger Glanz um das Ganze und zuckte in einzelnen Strahlen bald hier, bald da hinüber, wie gerade der in dem Kessel aufgefangene Luftzug seine Strömung nach dieser oder jener Seite nahm; jetzt schmolz die wunderbare Lichterpracht wieder in ein herrliches Smaragdgrün zusammen, stand so einen Augenblick

und schien scharfe Strahlen auszuschießen, erbleichte dann mehr und mehr — wie sich der Nebel über der Sonne dichtete — und schwand endlich wieder in ihr altes Stahlgrau, aus dem der gelbe Schwefel auf's Neue zum Vorschein kam, zusammen.

Ich wollte gern 50 Meilen zu Fuß marschiren, den Anblick jener wunderbaren, von dem düstern Grau der sie umdämmernden Lavaschichten noch mehr gehobenen Farbenpracht noch einmal zu haben, und wir standen, als das Phänomen schon verschwunden war, noch lange und sprachlos da, fast unwillkürlich das Wiedererscheinen desselben zu erwarten, — aber die Nebel stiegen dichter und massenhafter empor und lagerten in dunkeln Wänden vor der Sonne, im Westen hob sich sogar schon ein verdächtiges Grau, das baldigen Regen verkündete, und wir wußten, es war vorbei. Aber selbst die Javanen schienen von dem Schauspiel überrascht, und unser Führer versicherte uns: er sei schon sehr oft hier oben gewesen und habe den Krater zu allen Tageszeiten, aber nie in so merkwürdigen Farben gesehen, als gerade heute.

Nachdem wir eine kleine Erfrischung zu uns genommen, machten wir uns auf den Rückweg und stiegen, mit dem Resultat unseres Morgenspazierganges sehr zufrieden, in das Thal zurück.

IV.

Das Brautgeläute.

Zu Allyghur, in der britischen Präsidentschaft Allagabat, wohnt der indische Banquier oder Schroff (wie diese Leute in Hindostan genannt zu werden pflegen) Heera Lall, der seine einzige Tochter Luchmuneea, als sie kaum das fünfte Jahr vollendet, dem Naneckchund, dem ältesten Sohne des Schroff Narein Bysak zu Muttra, einer Stadt am rechten Ufer des Djumna,

eines der bedeutendsten Nebenflüsse des Ganges, zur Ehe gegeben. Beide Familien gehören zur Braminenkaste und sind sehr reich.

Gemäß den Landessitten unter den Hindus wird die Braut, sobald sie das zwölfte oder dreizehnte Jahr erreicht hat, der Obhut der Verwandten ihres Mannes übergeben; Luchmuneea hatte jedoch das elterliche Haus noch nicht verlassen, obwohl sie beinahe schon volle vierzehn Jahre zählte. Während der Vorbereitungen zu ihrer Reise — einer Wegstrecke von etwa 50 englischen Meilen — herrschte unter den Ihrigen große Traurigkeit, da es galt, dem Elternhause für lange Zeit, wo nicht für Nimmerwiedersehen, Lebewohl zu sagen. Denn nach erfolgtem wirklichen Vollzug der Heirath verläßt das Hinduweib von guter Familie höchst selten oder nie das Haus ihres Mannes, selbst nicht einmal, um ihre Anverwandten zu besuchen.

Luchmuneea sollte die Reise, wie es bei Frauen von Stande und Vermögen bei solchen Gelegenheiten in Vorderindien gewöhnlich ist, in einem langen Wagen machen, der mit einem Baldachin aus schwarz und rothem dick mit Baumwolle wattirtem Zeuge versehen ist, zum Schutz gegen die Sonnengluth bei Tage, wie gegen die Kälte bei Nacht. Das Innere dieses Wagens ist gepolstert und reich verziert. Das Fuhrwerk ist mit schneeweißen Stieren bespannt, deren Hörner und Hufe phantastisch bemalt, oder roth, blau und gelb gefärbt sind. Das Geschirr ist an den Seiten mit prachtvollen Scharlach- und Goldverzierungen versehen. Mehrere andere Fuhrwerke sollten mit Luchmuneea's Aussteuer in einiger Entfernung vorausgehen, während der Prachtwagen für sie allein bestimmt war.

Die Braminenpriester, die bei solchen Gelegenheiten stets zu Rathe gezogen werden, hatten die Abreise auf 5 Uhr Nachmittags festgesetzt, weil dies die glücklichste Stunde für die Braut sei. Genau mit dem Schlage Fünf setzte sich demnach der Zug von Heera Lall's Hause aus in Bewegung. Kinder warfen Jasminkränze auf den Weg, und unter die zahlreich herbeigeströmten Armen wurden Gaben vertheilt, damit sie für das Heil und Wohlergehen der Braut beten möchten.

Der Zug blieb die ganze Nacht hindurch in Bewegung, und machte erst um 8 Uhr Morgens in einer schattigen Gruppe von Mangobäumen unweit des Weges Halt. Hier traf ich zufällig mit der Karawane zusam-

men; der außerordentlich malerische Charakter der Scene zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Die zahlreiche Dienerschaft in ihren buntfarbigen Gewändern und Turbanen, die ungemeine Sanftmuth der gewaltigen Zugstiere, die Heiterkeit und das bunte Leben der ganzen Gruppe, dazu die Gegend selbst — dies alles reizte mich, näher zu treten.

Bei genauerer Erkundigung erfuhr ich, daß die Reisende Heera Lall's einzige Tochter sei und sich auf der Fahrt nach Muttra befände, um ihre Vermählung mit Narein Bysak's ältestem Sohne Naneckchund zu vollziehen. Während ich mit dem Hindu sprach, warf ich einen Blick hinter den Baldachin in den Wagen. Zwar konnte ich nur Gesicht und Oberkörper sehen, doch mußte ich gestehen, daß mir nie ein Hindu-Mädchen von so vollendeter Schönheit zu Gesicht gekommen. Sie war mit Goldgeschmeide aller Art überladen, ihr Anzug dagegen bestand aus einfachem weißen Dacca-Mousseline, den sie in der den Orientalinnen eigenen pittoresken Weise zu werfen wußte. Während ich so in Bewunderung der Hinduschönheit versunken war, begegneten sich plötzlich unsere Blicke und fast in demselben Augenblicke schon fiel der Vorhang des Wagens. Nachdem ich noch eine Weile beobachtet hatte, wie die Hindus ihre Speisen bereiten, verließ ich die Karawane und kehrte in mein Zelt zurück.

Nachmittags um 4 Uhr, als die Sonnenstrahlen ihre Kraft zu verlieren begannen, brach Luchmuneea mit ihrem Gefolge wieder auf. Ich sah den Brautzug in den Weg einbiegen und hörte die Glöcklein, mit denen das Halsgeschirr der Zugstiere reich verziert war, noch aus der Ferne herüberklingen, als ich die Reisenden längst aus den Augen verloren hatte.

Das Geläute mochte kaum eine halbe Stunde so lustig fortgeklungen haben, als der Zug auf ein altes Weib stieß, das augenscheinlich von des Weges Mühen erschöpft niedergesunken war und bitterlich um Beistand flehte. Das gelbgraue Haar, der fast zahnlose, häßliche Mund, die verschrumpfte, runzlige Haut des Gesichtes und Halses und die hageren Arme und Beine — konnte es etwas Häßlicheres geben? Sie sah aus wie nichts als Haut, Sehnen und Knochen. Aber so jämmerlich sie sonst, ihre Augen waren hell und scharf, und sie zeigte eine Ruhe und Ergebung in ihr Schicksal, die nur noch mehr geeignet waren, die durch ihre Hülflosigkeit erregte Theilnahme zu steigern. Der Klang ihrer Stimme war so sanft

und vertrauenerweckend, und ihre Worte waren so gewählt, wie man es bei solcher Erscheinung kaum erwartet hätte.

Die Dienerschaft, welche dem Brautwagen voraus schritt, ging vorüber, ohne sich um die Alte im Geringsten zu bekümmern, denn die unteren Klassen in Hindostan haben wenig Herz für die Noth ihrer Brüder. Aber die Braut, die ein fühlendes Herz für Armuth und Elend, und, wie alle gebildeteren Hindus, eine hohe Ehrfurcht vor grauem Haar hatte, erbarmte sich des Weibes und gebot dem Treiber des Wagens, zu halten. Während er die Zugstiere rasten ließ, fragte Luchmuneea die Frau, was ihr fehle.

Kind! rief die Alte, Heil dir und Segen! Ich habe in Muttra eine Enkelin wohnen, die ich vor meinem Ende gern noch einmal sehen möchte. Ich machte mich auf den Weg und kam bis hieher; nun aber ist meine Kraft versiegt, und mein Loos ist, daß ich hier liegen bleibe und in der Dürre der Wüste verdurste. Heil dir und Segen, Kind! Möge dein Fuß sicher wandeln und nie an einem Steine straucheln!

Mutter! entgegnete die Braut, klage nicht! Raffe dich auf und fasse Muth! denn deine Augen sollen deine Enkelin schauen. Ich ziehe nach Muttra, und du sollst mit mir ziehen. Komm herein in die Bylee (den Wagen)!

Die Alte strömte in Worten des Dankes und Schmeichelreden über. Möge dein Glück blühen immerdar, sprach sie; möge deine Nachkommenschaft dir nur Wonne und Seligkeit bringen; mögest du sein die Mutter von einer schönen Reihe von Kindern; möge aller Reichthum der Welt dich beglücken! — So redend, küßte sie Luchmuneea's Füße und streichelte die Knöchel, welche mit kostbaren Spangen so verschwenderisch geziert waren.

Und während sie so weiter des Weges fuhren, fing die Alte an, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, die eine ununterbrochene Kette von Leiden und Unfällen war. Die Braut lauschte gerührten Herzens der Erzählung, und als nun inzwischen der Abend zu dunkeln begann, lenkte die Alte unmerklich in zarte Liebesgeschichten von Rajahs und Ranees ein, die vor vielen Tausend Jahren gelebt und geliebt hatten.

Auch der Treiber der Zugstiere begann, um seine Angst in der Nachtstille zu schwächen, aus vollem Halse zu singen und mit eintönigen Weisen

die Klänge der Glöckchen an den Halsgeschirren des Zugviehes zu begleiten. Endlich, als Luchmuneea des Hörens müde geworden, rieth die Alte zur Ruhe und schmeichelte und streichelte sie, wie die erfahrenste Amme. Und die Braut versank in den festen Schlaf der harmlosen Jugend und eines guten Gewissens.

Der Reisezug ging rüstig voran und hielt richtig zur festgesetzten Stunde Morgens 3 Uhr vor Narein Bysak's Behausung in der alten Stadt Muttra. Die schweren, schwarzen eisenbeschlagenen Thorflügel des Vorhofes gingen auf und wurden alsdann wieder sorglich hinter dem Zuge geschlossen und verriegelt. Alle Verwandten, Freunde und Diener Narein's, mit Ausnahme des Bräutigams, dem jetzt noch nicht gestattet war, die Braut zu schauen, waren hier versammelt, um die junge Frau an der Schwelle ihres künftigen Hauses zu begrüßen.

Die Dienerschaft der Braut, die voll Muthwillen über den festen Schlaf der Gebieterin war, rief: Baba, Baba! erwache, erwache! Du bist am Orte deiner Bestimmung! — Andere riefen dazwischen: Boorheea, Boorheea! (altes Weib, altes Weib!) steh' auf, steh' auf!

Aber keine Antwort erfolgte.

Da schlug des Bräutigams Mutter die Vorhänge zurück, und als sie die Braut ausgestreckt im Wagen liegen sah, rief sie ihr zu: Mein Leben, richte dich auf, und komm' an mein Herz! Aber auch jetzt noch rührte sich Luchmuneea nicht. Da legte die Schwiegermutter ihr die Hand auf die bloße Schulter, die Schulter war kalt, und die Frau schrie auf, und als nun eine Fackel in den Wagen gehalten wurde, da zeigte sich's, daß die Braut — eine Leiche war!

Sie war in der Nacht erdrosselt worden und die seidene Schnur, die ihrem jungen Leben ein Ende gemacht, war noch fest um den Hals geschlungen. Einem Thug-Weibe war sie zum Opfer geworden*) — die Alte, deren sie sich erbarmt am Wege, hatte sie ohne Erbarmen unterwegs erwürgt und die kostbaren Geschmeide geraubt und ihr mit Gewalt die

*) Man vergleiche in dem vorjährigen „Buch der Reisen" den Aufsatz: „die Hindus", in welchem Näheres über die Thug-Sekte mitgetheilt wird.

Ringe von den Füßen und Armen gerissen. Das Scheusal hatte sich an die Straße gelegt, um auf Luchmuneea zu lauern, deren Gutherzigkeit sie kannte, und deren Brautschmuck ihr zur Beute werden sollte.

Einige Monate nach dieser Schauerscene ward eine Thug-Bande im Districte von Bolundschuhur aufgegriffen, darunter die Alte, die außer einer Reihe anderer Frevelthaten sich nun auch zu der Ermordung der reichen Schroffstochter bekannte. Um Mitternacht gestand sie, habe sie um den Hals der Schlafenden die seidene Schnur geschlungen, die sie zu dem Zwecke im Busen barg; die Kleine habe geächzt und gestöhnt, aber das Geläute der Glocken an den Zugstieren und der Gesang des Treibers habe das Röcheln übertönt, und als die Braut todt und sie, die Alte, ihr die Geschmeide entrissen, da sei sie leise hinten vom Wagen herabgestiegen, während der Zug ruhig mit der Erwürgten nach Muttra geeilt sei, um statt der glücklichen Braut die kalte Leiche zu bringen.

Die Thuggee hat in den letzten Jahren in Indien und namentlich in diesen unter britischer Herrschaft stehenden Provinzen sehr abgenommen. Die Geschichte, die wir hier wahrheitsgetreu berichtet, ereignete sich im Winter des Jahres 1847.

V.

Geistesstärke eines englischen Offiziers.

Drei Offiziere der ostindischen Armee — Hauptmann Woodhouse und die Lieutenants Delamain und Laing — ritten auf die Nachricht, daß sich zwei Löwen in der Dschungle, in der Nähe ihrer Kantonnirung gezeigt, nach der Stelle, um auf die hohen Gäste Jagd zu machen. Sie fanden bald die Löwen, und tödteten den einen auf die erste Salve; der andere zog sich querfeldein zurück. Die Offiziere verfolgten ihn, bis der Löwe plötzlich

umdrehte, und nach der Dschungle zurückkehrte. Sie bestiegen nun einen Elephanten, um den Löwen weiter zu verfolgen. Er hatte unter einem Gebüsch Halt gemacht, und erwartete seine Verfolger. Er suchte nicht den Kampf, aber als er sie herankommen sah, nahm er sogleich die Herausforderung an, und sprang am Kopf des Elephanten empor, wo er sich festkrallte. Die Offiziere feuerten, aber in der Aufregung des Augenblickes schossen sie schlecht, und verwundeten den Löwen nur. Der Elephant hatte ihn mittlerweile abgeschüttelt, wollte sich aber nicht noch einmal mit einem solchen Gegner einlassen und nicht wieder vorwärts gehen. Der Löwe griff nicht an, sondern blieb ruhig stehen. Endlich ließ sich der Elephant abermals zum Vorwärtsgehen bewegen; aber nun wurde der Löwe wüthend und stürzte ihm entgegen. Der Elephant kehrte um und der Löwe sprang von hinten auf ihn los, zerriß ihm das Fleisch mit Klauen und Zähnen, und blieb so hängen. Abermals feuerten die Offiziere und der Elephant strampelte gewaltig; aber obgleich es ihm gelang, den Löwen abzuschütteln, so hatte dieser doch noch keine tödtliche Wunde, und zog sich wieder in die Dschungle zurück. Die Offiziere waren zu aufgeregt, um von der Jagd abzustehen; und im Fieber des Jagdeifers entschloß sich Hauptmann Woodhouse, da der Elephant unter keiner Bedingung mehr vorwärts wollte, abzusteigen, und zu Fuß in die Dschungle einzudringen. Lieutenant Delamain und Lieutenant Laing stiegen mit ihm ab und folgten ihm in der Richtung, die der Löwe genommen hatte. Bald erblickten sie diesen, und der Hauptmann schoß auf ihn, wie es jedoch schien, ohne besondern Erfolg, da sich der König der Thiere langsam in das Dickicht zurückzog. Sie folgten ihm und Lieutenant Delamain feuerte nun zunächst. Das war nicht länger zu ertragen — plötzlich kam der Löwe aus dem Gebüsch hervor und stürzte auf die Jäger los. Die beiden Lieutenants hatten gerade noch Zeit, um aus der Dschungle zu flüchten, und neu zu laden; aber Hauptmann Woodhouse trat ruhig auf die Seite, in der Hoffnung, der Löwe werde an ihm vorbei springen. Das war nach dem Geschehenen etwas zu viel verlangt. Der Löwe sprang gerade auf ihn los und in einem Nu war des Jägers Büchse zerbrochen, und er selbst befand sich in den Klauen des unwiderstehlichen Feindes, den er auf Leben und Tod herausgefordert. Lieutenant Delamain feuerte auf den Löwen ohne ihn zu tödten, und zog sich dann

wieder zurück um neu zu laden. Unterdessen lagen Woodhouse und der Löwe beide verwundet auf der Erde, und der Löwe fing an Ersterem den Arm zu zerfleischen. In dieser schrecklichen Lage hatte Hauptmann Woodhouse Geistesgegenwart und Stärke genug, um trotz der schrecklichen Qualen, die er litt, vollkommen still zu liegen, denn er wußte, wenn er jetzt den geringsten Widerstand leiste, werde er in einem Augenblick zerrissen sein. Als der Löwe bemerkte, daß sich sein Opfer nicht mehr bewegte, ließ er den Arm fallen, und ließ seine Pfoten auf den Schenkeln des Hauptmanns ruhen. Unbesonnener Weise erhob derselbe, der mit dem Kopf sehr unbequem lag, die Hand, um ihn zu stützen; aber der Löwe packte sogleich wieder seinen Arm, und fing an, ihn höher oben zu zerfleischen. Noch einmal hatte trotz der schrecklichen Qual und peinlichen Lage der Hauptmann Seelenstärke genug, ganz regungslos liegen zu bleiben. So blieb er, bis ihm seine Freunde wieder zu Hülfe kamen, aber von der falschen Seite, wo die auf den Löwen abgeschossenen Kugeln durch diesen hindurch hätten gehen, und ihn selbst verletzen können. Ohne sich zu bewegen, oder eine besondere Aufregung zu zeigen, hörte man ihn ganz ruhig und leise sagen: „Auf die andere Seite! auf die andere Seite!" Sie gehorchten schnell, und in der nächsten Minute lag der Löwe todt neben einer noch stärkern Natur als er selbst gewesen.

VI.

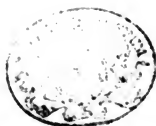
Der Alligator=See.

„Einer meiner ersten Ausflüge, erzählt ein indischer Beamter, nach meiner Ankunft zu Karatschi, war ein Besuch des Magar=Talao oder Alligator=Sees. Dieser merkwürdige Platz liegt etwa acht (engl.) Meilen von Karatschi, und ist für alle Diejenigen, welche am Grauenhaften und Grotesken Gefallen finden, eines Besuches wohl werth. Ein kurzer Ritt durch

eine sandige, unfruchtbare Strecke, in der nur hie und da einige Dschungelstriche sich zeigen, bringt den Wanderer zu einem Wäldchen von Tamarindenbäumen; in dessen Schooße die grause Brut der Ungeheuer verborgen liegt. Wer die Oertlichkeit nicht kennt, würde nicht leicht ahnen, daß unter diesem grünen Gehölz, in diesem schmalen Teich, den ein tüchtiger Springer halb überspringen könnte, so abscheuliche Bewohner verborgen seien. „Da ist der Teich," sagte ich zu meinem Führer in ziemlich verächtlichem Tone, „wo sind aber die Alligators?" Zugleich schritt ich ziemlich keck mit aufgeworfenem Kopfe vor, eher geneigt, die ganze Sache als einen Betrug zu behandeln. Ein plötzliches, heiseres Brüllen oder Bellen, gerade unter meinen Füßen, machte aber, daß ich mit außerordentlicher Gewandtheit, und vielleicht mit mehr Schnelle als Zierlichkeit, eine Pirouette in der Luft beschrieb. Ich hatte beinahe auf ein junges, etwa drei Fuß langes Krokodil getreten, dessen Biß, so klein es war, doch nichts weniger als angenehm gewesen wäre. Alsbald erschien auch der Genius dieses Orts in Gestalt eines hexenmeisterartig aussehenden alten Fakirs, der, als ich ihm ein paar Rupien geschenkt hatte, alsbald seinen Zauberstab, mit anderen Worten eine lange Stange, hervorzog und dann an's Werk schritt, „alle seine Geister zu rufen." Als er zwei- oder dreimal: Ao! Ao! (komm! komm!) geschrieen hatte, wimmelte plötzlich das Wasser von Ungeheuern. Wenigstens ein halbes Hundert mächtiger Alligators, darunter einige 15 Fuß lang, erschienen und kamen, einander drängend und stoßend, an's Ufer. Die ganze Scene mahnte mich an Feenmährchen. Das einsame Wäldchen, der Teich mit seinen seltsamen Bewohnern, des Fakirs einsame Hütte am Abhang des Berges, der Fakir selbst, hochgebaut, schwärzlich und sehr rüstig, endlich der räubermäßige Belutschi an meiner Seite bildeten ein höchst phantastisches Schauspiel. Seltsam war auch die Gewalt, welche der Fakir über seine Pfleglinge zeigte. Als er ihnen mit der Stange winkte, hielten sie an — sie waren in der That bereits bis zu einer nichts weniger als angenehmen Nähe gekommen, und auf seinen Ruf: „baitho" (sitzt nieder) legten sie sich flach auf den Bauch und grinsten abscheulich mit ihren offenen, wartenden Kinnladen. Einige große Stücke Fleisch wurden ihnen hingeworfen, um die sie sich stritten und zerrten, wobei das Fleisch in Fetzen zerrissen wurde. Die Achtung, welche die kleineren für ihre ganz



Der Alligator-See.



erwachsenen Brüder zeigten, belustigte mich nicht wenig. Einer derselben, 10' lang, schritt aus dem Wasser heraus nach dem Fütterungsplatze, als er auf einmal einen viel größern Alligator hinter sich sah. Lächerlich war der erschreckte Blick, mit dem er aus dem Weg huschte, augenscheinlich in der Furcht, ein Stück von seinem Schweif zu verlieren, noch ehe er seinen Rückzug bewerkstelligen könnte. Etwa tausend Schritte von dem ersten Teich zeigte man mir einen zweiten, in dem das Wasser so warm war, daß man kaum ein Untertauchen hätte ertragen können; doch fanden sich auch hier einige kleine Alligators. Der Fakir sagte mir, die Thiere seien in dem Strom, etwa 15 oder 20 Meilen gegen Westen ausnehmend zahlreich. Der König des Orts, ein ungeheurer Alligator, dem der Fakir einen besonderen Namen gegeben hatte, gehorchte dem Rufe, herauszukommen, niemals. Als ich um den Teich herumging, zeigte man mir die Stelle, wo er unbeweglich, wie ein Klotz dalag, mit dem Kopf über dem Wasser; man hätte ihn wirklich für einen Klotz nehmen können, wären nicht seine kleinen wilden Augen gewesen, welche glänzten, als ob sie Funken sprühten. Der Fakir sagte mir, er sei sehr wild und gefährlich, und mindestens 20 Schuh lang."

VII.

Das gesprengte Krokodil.

Im Sommer 1846 wohnte ich an den Ufern des Rohan, einem kleinen Fluß in einer der nordwestlichen Provinzen Indiens. Hier machte ich zuerst die Bekanntschaft von dem Mugger, dem indianischen Krokodil. Während meines Aufenthalts in England hatte ich im Museum ausgestopfte Exemplare gesehen und auch in vielen Reisebeschreibungen so grauenerregende und unglaubliche Geschichten über diese Thiere gelesen, daß ich fast zu glauben anfing, sie seien mit dem Vogel Rock und den wilden

Waldmenschen verwandt, die sich nur deshalb stumm stellen, weil sie fürchten zur Arbeit gezwungen zu werden.

Als ich eines Tages den Rohan hinaufruderte, und mich lebhaft mit den Eigenschaften des Krokodils beschäftigte, sah ich auf einer Sandbank etwas liegen, was mir ein halbverbrannter Baumstamm schien. Ich ruderte nah hinan und zu meinem Erstaunen erklärte sich dasselbe als ein ungeheures Reptil. Die alten Geschichten von Drachen, Greifen und Ungeheuern schienen mir nun nicht mehr Fabeln, noch die Untersuchungen der Naturforscher über Monosaurier, Hyläsaurier und Plesiosaurier nur Träume, da in seiner schuppigen Herrlichkeit ein wirklicher Saurier, beinah 18 Fuß lang, vor mir lag. Einen Augenblick betrachtete ich diesen neuen Mitbürger der Welt, denn das war er für mich. Das Ungethüm schlief anscheinend; wohl hätte ich wissen mögen, was ihn für Träume umgaukelten! vielleicht befand er sich so eben in der grauen Vorzeit, der er anzugehören schien, oder die leckeren Fische in den Gewässern beschäftigten ihn, möglicherweise aber dachte er auch noch mit Wohlbehagen an die armen Menschenkinder, die er bereits verschluckt. Mit einemmal schnarchte er laut auf, vielleicht die Folge der unverdaulichen Schmelzperlen und der schweren Messingspangen, welche einer indianischen Schönheit zum Schmuck gedient hatten, die nun leider ihr Grab in seinem Magen gefunden. Jetzt aber wieder lag das Unthier so still und gemüthlich da, daß man ihm kaum solche Grausamkeiten zutrauen konnte; auch quälten ihn ganz sicher keine Gewissensbisse oder Reue, so daß vielleicht alles nur Verläumdung war. Ich fühlte mich so zu ihm hingezogen, daß ich mir nicht vorstellen konnte, er würde, wenn er erwachte, den für mich so unangenehmen Appetit verspüren, mich zu fressen. Doch wir wollen sehen! Ich plätscherte mit dem Ruder im Wasser und die schlafende Schönheit erwachte. Er fuhr schnell auf und öffnete seinen Schlund, welcher in der That wie eine Menschenfalle aussah; eine rothschleimige Höhle, die befranzt war mit großen spitzigen Fangzähnen. Als er den Schlund zuschnappte, durchschauerte mich Entsetzen; er tauchte unter, in seinen Augen Haß und Verachtung.

Mehrere Tage, nachdem ich diese neue Bekanntschaft gemacht hatte, saß ich zu Hause mit meinem Bruder gemüthlich plaudernd, als eine indianische Frau schreiend und kreischend zur Thür des Bungalow hereinstürzte. Sie warf

sich an die Erde, zerraufte ihr Haar und schlug mit dem Kopf so heftig auf den Boden, daß es schien, als wolle sie sich das Gehirn ausstoßen. Eine Menge andrer Frauen standen in der Entfernung wehklagend und schreiend als wenn sie unsinnig wären. Wir fragten nach der Ursache eines solchen Lärms und erfuhren endlich, indem ein halbdutzend Stimmen zugleich im mißtönigen Chor sich abmühten uns Nachricht zu geben, daß, während die arme Frau am Flußufer Wäsche gespült habe, ihr Kind, ein einjähriger Knabe, von einem Mugger verschlungen worden sei.

Wenngleich wir fest überzeugt waren, daß Hülfe jetzt zu spät komme, eilten wir dennoch mit unsern Büchsen nach der Stelle, wo der Unfall sich ereignet hatte; aber dort war alles still, kein Wellchen beunruhigte die Wasserfläche. Ein kleiner scheckiger Königstaucher schwebte über uns, den Schnabel auf die Brust gesenkt und beobachtete Fische unterm Wasser. Auf einmal schoß er mit Blitzesschnelle hinein, kam aber gleich darauf mit leerem Schnabel zurück und flog mit einem schrillenden, zwitschernden Ton davon, als wollte er sich über seinen Fehlschlag trösten.

Eines Tages saß ich an dem Ufer des Flusses und schoß mit meiner Büchse auf die großen Fische, welche von Zeit zu Zeit an der Oberfläche des Wassers sichtbar wurden. Mein kleines Lieblingshündchen Juno wollte mir einen Fisch, den ich getroffen, herbeiholen, und hatte bereits die Hälfte des Stromes zurückgelegt, als plötzlich, ungefähr sechs Schritte vor ihm das Wasser unruhig wurde und zu meinem Entsetzen der Kopf und offene Rachen eines ungeheuren Krokodils auftauchte. Der Hund heulte laut auf und schnellte sich halb aus dem Wasser. Der Mugger beeilte sich und war kaum noch eine Elle von seinem geglaubten Opfer, als ich mit meiner Büchse auf des Ungeheuers Kopf zielte und dieses in die Tiefe fuhr, Blasen und einen Blutstreifen zurücklassend. Gleich darauf tauchte Juno's glatter, schwarzer Kopf aus dem Wasser und zu meinem Entzücken schwamm er schnell auf mich zu und erreichte das Ufer unverletzt. Das arme Thier schmiegte sich naß und schaudernd zu meinen Füßen, seine großen, treuen, braunen Augen mit unaussprechlicher Zufriedenheit auf mich gerichtet. Später übrigens wurde er doch das Opfer eines Muggers, als die Hülfe seines Herrn ihm fehlte. Ich gedenke dieser Vorfälle nur deshalb, um zu

zeigen, daß die teuflische Rache, mit der ich später die Ungethüme verfolgte, nicht ohne Grund war. Aber das Schlimmste bleibt noch zu erzählen übrig.

Gerade als die Regenzeit begann, benachrichtigte mich mein Nachbar, Herr Hall, daß er mich auf einige Zeit besuchen wolle, und bat mich, ihm einen Reitknecht mit einem Pferde entgegenzuschicken. Dieser Reitknecht, Sidhu, war ein kecker, breitbrüstiger, kleiner Kerl, mit sehnigen Gliedern, ein vollkommnes Muster von einem zweibeinigen Renner. Er konnte, wie dies Gewohnheit im Osten ist, neben seinem Pferde herlaufend, 7—8 (englische) Meilen in einer Stunde zurücklegen und dies so lange aushalten, daß der beste englische Schnellläufer erstaunen würde.

Gegen Abend traf Herr Hall bei mir ein, doch triefte er von Wasser und war über und über mit Schlamm bedeckt. Ich ahnte sogleich irgend einen Unfall und beeilte mich ihm zu helfen.

Als wir in die Thür des Bungalow getreten waren und ich über seinen jämmerlichen Zustand scherzte, gab er mir zur Antwort:

„Ich bin nicht zum Scherzen aufgelegt, denn Ihr Reitknecht ist verloren!"

„Ertrunken?"

„Nein, gefressen, von einem ungeheuern Krokodil."

Er erzählte weiter, wie er an einen kleinen Strom gekommen sei, ungefähr zwei Meilen von hier, und denselben durch den Regen so angeschwollen gefunden habe, daß er mit seinem Pferde habe hinüberschwimmen müssen. Der Sicherheit wegen habe er sich an dem Strick, den Sidhu, nach Gewohnheit der meisten Indianer, um den Leib gewunden trug, um gelegentlich Wasser aus tiefen Brunnen heraufzuziehen, festgehalten. Nachdem Hall glücklich an's Ufer gekommen, begann er Sidhu gleichfalls mittelst des Strickes hinüberzuziehen.

Das schwarze Gesicht mit den weißen Zähnen bewegte sich hin und her auf dem schmutzigen Wasser, als Sidhu mit einemmal die Arme in die Höhe warf, laut aufkreischte und von der Oberfläche verschwand.

Hall, welcher den Strick doppelt um seine Hand gewickelt hatte, wurde dadurch in's Wasser gezogen und sah unweit von sich den sägenförmigen Schwanz eines Muggers, der das Wasser peitschte.

Indem es ihm gelang, sich von dem Stricke zu befreien, kletterte er mit vieler Schwierigkeit das schlüpfrige Ufer des Flusses hinan. Nun war Alles still. Des armen Sidhu's Turban trieb, aufgelöst, den Strom entlang, und Hall versuchte ihn zu haschen, wie etwa Einer der im Ertrinken ist und nach einem Strohhalm greift. Vermittelst eines Stockes gelang es ihm, denselben herauszufischen, und er brachte ihn mit als einziges Ueberbleibsel von Sidhu, das er aufzuweisen hatte.

Dergleichen Nachrichten verbreiten sich schnell in einem indischen Dorfe und Sidhu's Frau erfuhr bald das Schicksal ihres Mannes. Sie stürzte schluchzend und jammernd in den Bungalow und legte ihr jüngstes Kind zu den Füßen meines Freundes nieder. Dieser versuchte sie zu beruhigen und zu trösten, indem er ihr versprach, für sie und ihre Kinder zu sorgen, konnte sich aber dabei kaum der Thränen erwehren.

Obwohl Hall sonst von Witz übersprudelte, so rauchten wir doch an diesem Abend unsre Cigarren sehr eintönig. Das Einzige, womit wir uns beschäftigten, waren Pläne zur Ausrottung der Krokodile. Viele wurden berathen, aber kein einziger bot eine Hoffnung des Gelingens. Am nächsten Tage nach dem Frühstück zeigte ich meinem Freunde einen galvanischen Sprengapparat, den ich erst kürzlich aus England bekommen hatte. Er diente dazu, die Baumwurzeln in die Luft zu sprengen, welche die Schifffahrt auf dem Fluß so gefährlich machten. Ich erklärte ihm die Anwendung desselben, und voll Freuden rief er aus:

„Das ist's ja gerade, was wir brauchen, warum können wir nicht statt Baumwurzeln Mugger sprengen?"

Ich gestand, daß ich sehr große Lust dazu habe; nur müsse man die Schwierigkeit, dem Mugger anzukommen, reiflich überlegen. Jemehr wir indessen davon sprachen, desto ausführbarer schien es uns.

Diese Thiere verlassen einen Wohnort nicht so leicht, an welchem sie reichliche Nahrung finden, und wir hatten bald entdeckt, daß Sidhu's Mörder in der Umgegend des Nulla wohlbekannt war. Er hatte zu verschiedenen Malen Ziegen, Schafe, Schweine und Kinder weggetragen und sogar einmal versucht, einen Büffel, den er beim Trinken ertappte, in's Wasser zu ziehen. Nach der Aussage eines Augenzeugen hatte er jedoch hierbei den Kürzern gezogen. Da der Fluß nicht tief genug war, um den Büffel zu ertränken,

fand der Mugger bald, daß er mit einem Stärkeren angebunden habe. Nachdem er von den Hörnern des Büffels hinlänglich zugerichtet war, machte er sich eilends davon und verbarg sich im Schlamm.

Ich hatte die Bemerkung gemacht, daß beim Sprengen der Baumwurzeln die Erschütterung des Schlages die Kraft hatte, alle Fische im Umkreise von zwanzig bis dreißig Ellen zu tödten. Nach jeder Explosion schwammen sie in bedeutender Anzahl auf der Oberfläche des Wassers, den Bauch nach oben gekehrt. Wir hofften also, wenn wir den Mugger auch nicht tödteten, ihm doch vielleicht so nahe zu kommen, daß er einen gehörigen Stoß bekäme. Im Wasser wirkt dieselbe Quantität des explodirenden Pulvers viel stärker auf die nächsten Gegenstände als in der Luft, weil jenes um ein Bedentendes dichter ist.

Nachdem wir uns hinlänglich vorbereitet hatten, stiegen wir, mein Bruder, Hall und ich, in einen kleinen Kahn und nahmen unsern Apparat mit. Wir fuhren langsam den Strom hinunter nach der Stelle, wo der Nulla sich in den Rohan ergießt. Dort stiegen wir aus und gingen in das nahegelegene Dorf, wo wir für einige Anna's den Körper einer jungen Ziege erhielten. Eine Flasche mit ungefähr sechs Pfund Pulver, an der der leitende Draht befestigt war, wurde jetzt in den Ziegenbauch hineingenäht; sodann zwei starke Stricke an den Köder gebunden und an einen derselben der leitende Draht der Länge nach mit starkem Bindfaden befestigt. Die Stricke waren ungefähr dreißig Ellen lang und am Ende eines jeden war ein aufgeblasener Schlauch von Ziegenhäuten befestigt, wie sie die Wasserträger gebrauchen.

Hall, mit seiner Ziegenhaut unterm Arm und das zusammengerollte Tau in der Hand, ging an die eine Seite des Nulla, mein Bruder, ebenso ausgerüstet, begab sich an die andre. An meines Bruders Strick war der Leitdraht befestigt, daher ging ich ihm zur Seite, während zwei Kuli's den bereits geladenen Apparat über einer Stange auf den Schultern trugen. Ein kleines Richtscheit war an der Ziege befestigt, um immer die Stelle anzuzeigen, wo sie sich befände.

Als nun alle Anordnungen wohl getroffen waren, fingen wir an, den Nulla hinaufzugehen, die todte Ziege, durch den Strom mitziehend, und

langsam von einer Seite zur andern bewegend, damit wir sicher waren, keine Stelle undurchsucht zu lassen. Da der Fluß nur zwölf Schritte breit war, so konnte es uns auf diese Weise nicht fehlen, auf den Mugger zu stoßen, falls er wirklich darin war. Kaum waren wir eine Viertelstunde den Strom entlang gegangen, als das Richtscheit plötzlich untertauchte. Mein Bruder und Hall ließen die leicht zusammengerollten Taue mit den aufgeblasenen Ziegenschläuchen in's Wasser gleiten, und die letzteren zeigten durch ihre Bewegung, daß der Mugger den Köder gepackt hatte. Er fuhr Zickzack den Strom hinunter. Ich nahm meinem Bruder das Tau ab und rannte hinterher, so rasch ich vermochte, indem ich es ablaufen ließ; merkte jedoch bald, daß ich mit dem Mugger nicht Schritt halten konnte. Als wir an eine Stelle kamen, wo die Ufer ungewöhnlich steil waren, machte er Halt. Aus Furcht ihn zu stören, wagte ich nicht den Schlauch einzuziehen, sondern wartete bis die Kulis mit dem Apparat kommen würden. Das war ein peinlicher Augenblick — denn, veränderte der Mugger die Stelle, ehe sie kamen, so ging die Jagd von Neuem los, und leicht hätte er dann die Leitdrähte mit den Zähnen durchbeißen können. Nicht lange darauf hörte ich die Kulis kommen und meinen Bruder schelten und sie zu größerer Eile treiben; doch kaum wurden ihre Köpfe über dem Uferrande sichtbar, als der Erste stolperte und niederfiel. Ich stöhnte vor Aerger, doch gleich darauf kam mein Bruder und stellte den Apparat zu meinen Füßen. Ein großer Theil der Säure war verschüttet, doch gaben wir mit Hülfe einer Reserveflasche dem Apparat bald die gehörige Kraft. Da nun alles in Ordnung war, fing ich an, den Strick mit dem Leitdraht aufzuziehen. Ich war so vorsichtig als möglich, um den Mugger nicht zu stören, aber trotz aller meiner Sorgfalt löste der Ziegenschlauch, als er emporgezogen wurde, einige Stückchen Erde vom Ufer ab, die plätschernd in's Wasser fielen. Glücklicherweise jedoch hatte der Mugger sich vorgenommen, sein Mahl da, wo er eben war, zu verdauen. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als ich endlich die Enden der leitenden Drähte bekam. Während mein Bruder einen derselben an den Apparat befestigte, hielt ich den andern in Bereitschaft, um das Ganze in Umlauf zu bringen. Der Mugger lag eine ganze Zeit still auf dem Grunde, vielleicht zwei Klafter tief unter Wasser, und ließ sich nicht träumen, daß die zweibeinigen Geschöpfe am Ufer einen Nerv in seinen

Bauch geleitet hatten, vermittelst welches sie in seinem schuppigen Rumpf einen Blitz entzünden konnten, der ihn in Stücke zerreißen mußte.

Nun war Alles in Ordnung, ich brachte die Drähte in Berührung und der Erfolg war vollkommen. Wir fühlten eine Erschütterung, als wenn etwas Schweres das Ufer hinabrollte; ein kegelförmiger Haufen kothigen Wassers erhob sich aus demselben mit dumpfem, dröhnendem Laut und dann brach eine Säule schwarzen Rauches hervor. Das Wasser schäumte und brauste und ein großer blutrother Fleck wurde auf der Oberfläche sichtbar, welcher einem bunten Teppichmuster glich. Die Eingebornen fischten am Ufer große Stücke von der schuppigen Haut und brachten sie uns unter allgemeinem Freudengeschrei. Der gesprengte Mugger schwamm jetzt stromabwärts und die Fluth brachte bald alle Ueberbleibsel aus unserm Gesicht. Wir waren gar nicht böse darüber, denn es war ein so ekelerregendes Gemisch, daß uns alle Lust zu näherer Prüfung verging.

Unsre triumphirende Befriedigung wurde jedoch in kurzer Zeit auf eine traurige Weise gedämpft, denn wir erfuhren, daß Sidhu's Mörder noch am Leben sei und zwar in seinem alten Gebiet unverletzt schalte. Es war also sicher, daß wir einen falschen Mugger gesprengt hatten. Wir trösteten uns indeß bald, daß, wenn dieser auch nicht Sidhu's Mörder gewesen, er doch gewiß schon viele Gräuelthaten in seinem Leben begangen habe.

Gleichwohl konnten wir nicht ruhen, so lange Sidhu's Mörder lebte, und wir bereiteten uns bald zu einem neuen Zuge vor. Wir gebrauchten die Vorsicht, den Apparat nicht eher zu füllen, als bis der Köder verschlungen war. Die Säure wurde bis zum gehörigen Grade verdünnt in einem irdnen Kruge mitgenommen. Wir bereiteten den Köder wie das vorigemal und begannen denselben stromaufwärts zu ziehen, doch hatten wir schon mehr als eine Meile zurückgelegt, ohne daß ein Mugger anbiß. Dies machte uns muthlos, wir setzten uns nieder um auszuruhen und rauchten unsere ostindischen Cigarren. Hall improvisirte sich einen Stuhl, indem er sein Taugewinde auf die Erde legte und die aufgeblähte Ziegenhaut darüber. Mein Bruder folgte alsbald seinem Beispiel und ich legte mich in den Schatten des Rohrs am Ufer. Die Hitze war drückend und wir bedauerten sehr, nicht einige Flaschen weißen Ale's mitgenommen zu haben, da wir

entschlossen waren, so lange zu warten, bis der Mugger angebissen habe. Auf einmal bekam ich einen starken Schlag an's Bein, während mein Bruder das Ufer hinabkollerte und Hall auf der andern Seite ihm hierin Gesellschaft leistete. Die Stricke und Schläuche stürzten mit toller Hast den Nulla hinunter. Als wir uns von dem Gelächter erholt hatten, in welches uns dieser drollige Zufall versetzte, eilten wir zur Verfolgung. Die oben schwimmenden Schläuche, welche uns leiteten, wurden wie das Erstemal von einer Seite zur andern bewegt. Als sie an die Stelle kamen, wo der Nulla eine scharfe Biegung macht', standen sie an der einbiegenden Seite, wo das Ufer steil abschießt, still. Der Uferhang war hier so schroff, daß wir die Schläuche nicht erreichen konnten, ohne den Mugger aufzuschrecken. Mit vieler Mühe lösten wir einige Erdschollen ab und schleuderten sie gerade nach der Stelle, wo wir ihn vermutheten. Dies hatte seinen gewünschten Erfolg, denn die Häute schwammen langsam stromabwärts, als wenn der Mugger gemächlich über den Boden dahinkröche.

Indem ich den Apparat unter Obhut meines Bruders und der beiden Kuli's ließ, eilte ich nach der Stelle, wo das Ufer minder abschüssig war. Zu meinem großen Glück floß der Strom an dieser Krümmung nach dem Ufer, wo ich stand. Nach einigen Minuten trieben die Schläuche um die Ecke. Ich ergriff den Strick, an welchem der Leitdraht befestigt war und bat meinen Bruder den Apparat zu füllen und ihn herunter zu bringen. Dies geschah schneller als ich dachte, denn den leeren Apparat konnte ein einziger Kuli auf dem Kopfe tragen, und mein Bruder nahm die Kruke mit der Säure. An dem andern schwimmenden Schlauch zeigte sich deutlich, daß der Mugger noch in Bewegung sei, daher war keine Zeit zu verlieren. Ich brachte den einen Drath mit dem Apparat in Berührung, stellte den Kreislauf her, und somit war des Mugger's Loos besiegelt.

Eine augenblickliche Pause entstand, wie ich glaubte in Folge der leichten Verletzung des einen Drathes. Dann aber folgte ein Stoß und Rauch, Funken, Blasen und eine gewaltige Masse von Fleisch und Blut wurden an der Oberfläche sichtbar. Hall machte uns den Vorschlag, so viel als möglich davon an's Land zu ziehen, um zu sehen, ob wir keine Ueberbleibsel von Sidhu entdecken könnten. Vermittelst eines Bambus-

stockes gelang es uns auch einige Stücke zu erhaschen, doch sahen diese so unaussprechlich ekelhaft aus, daß wir sie wieder hineinwarfen und der Fluth erlaubten, sie hinwegzutreiben.

Daß dies Sidhu's Mugger war, litt wohl keinen Zweifel, denn es wurde von diesen in der Gegend nichts mehr gesehen noch gehört.

VIII.

Indische Gaukler und Taschenspieler.

Wer hätte von Indien gehört und nicht von seinen Taschenspielern, Gauklern und Schlangenbändigern, einer Classe von Leuten, die, wenn nicht einen wesentlichen Theil der Bevölkerung ausmachend, doch aller Orten zu finden sind. Ueberall und nirgends, so lange heimisch, als ein Ort sie nährt, sind sie ein treues Bild der Zigeuner, wie diese uns noch im vorigen Jahrhundert geschildert werden. In größeren Städten ist ihr Aufenthalt meist nicht so schnell vorübergehend, sondern einige Familien dieser indischen Zigeuner sind fast immer anwesend. Sie bilden hier eigne kleine Niederlassungen, schlagen jedoch ihr Lager immer außerhalb der Stadt auf. Wenig besuchte verfallene Gebäude, alte Ruinen scheinen besonderen Reiz für sie zu haben, denn gewöhnlich trifft man ihre Wohnungen in deren Nähe an.

In ihrem Aeußern unterscheiden sie sich merklich von den Hindus und Mahomedanern. Ihre Kleidung, die der niedern Classe Indiens, läßt, namentlich bei Frauen, eine gewisse Vorliebe für Putz und bunte Farbe erkennen. Oft begegnet man auf dem Wege wandernden Leuten dieser Classe, und selten lassen sie die Gelegenheit vorübergehen, ohne sich von dem Sahabluk ein kleines Geschenk zu verdienen, indem sie sofort ohne weitere Vorbereitung ihre Künste zeigen. Jede Kleinigkeit wird mit Dank

von ihnen angenommen und zufrieden, freundlich und glückwünschend ziehen sie weiter.

Diese indischen Zigeuner sind, wie schon gesagt, durch's ganze Land zu finden, doch vorzugsweise zahlreich traf ich sie in Oberindien an. Ich hatte oft Gelegenheit ihre Künste und Kunststücke zu sehen, und jedesmal ihre ganz erstaunliche Geschicklichkeit bewundert. Ein Taschenspieler in Europa trifft alle nur möglichen Vorkehrungen, stellt in berechneter Weise die verschiedenartigsten Dinge auf, um den Zuschauer zu täuschen und abzuziehen, und bringt dann vielleicht aus einem vorher anscheinend leeren Kasten ein Paar Meerschweine zum Vorschein. Hier in Indien sehen wir dagegen einen Menschen vor uns, der fast entblößt von Bekleidung, ohne jede Vorbereitung, gleichviel wo er uns unterwegs begegne, sich sofort hinstellt, vor uns verneigt und um Erlaubniß bittet, uns durch seine Vorstellungen unterhalten zu dürfen. Er schwingt und schlägt etwa einen alten zerbrochen aussehenden Korb vor uns auf, durch den wir nach allen Seiten hindurchzusehn meinen, stürzt ihn gerade auf dem Wege vor uns um, hebt ihn im nächsten Augenblick empor und zieht, ohne sich irgend einer fremden Hülfe bedienen zu können, so und so viel Tauben daraus hervor; oft sogar hat er Noth, daß ihm die Tauben nicht davonfliegen, bevor er sie in einen Sack hineinsteckt. Unzählig sind die mannigfaltigen Künste, durch welche derartige Leute ihren Lebensunterhalt suchen. Namentlich ist das Gewerbe der Gaukler reichlich vertreten: wir sehen Feuer, Schwerter, Dolche und was noch sonst Alles, anscheinend ihr Leben bedrohen, während sie dennoch gesund und heiler Haut aus dem Vernichtungskampf hervorgehen. Ich beschränke mich darauf, von all' den verschiedenartigsten Gaukeleien nur ein mir vorgestelltes Kunststück mitzutheilen, um wenigstens an einem Beispiel die ganz außerordentliche Gewandtheit jener Leute zu zeigen.

Ich hatte schon oft von der Geschicklichkeit derselben gehört und manches Wunderbare darüber gelesen, namentlich aber hatte die Erzählung, daß sie Bäume und dergleichen in kürzester Zeit beliebig wachsen ließen, meine höchste Verwunderung erregt. Ich hatte daher meinem Hindu-Munschi den Auftrag gegeben, mir gelegentlich einen der ausgezeichnetsten jener Gaukler zuzuführen. Eines Nachmittags kam in Dehli mein Munschi von dem

Bazar zurück und theilte mir mit, daß er heute einen derartigen Künstler aufgefunden und mitgebracht habe; derselbe harre nur meines Befehls, um seine Kunst vor mir zu produziren. Nun ging der Munschi und rief den Mann, der vor dem Hofthor meiner Wohnung wartete, herein. Das Haus, welches ich in Delhi bewohnte, war groß und geräumig; durch einige Glasthüren trat man von dem Hofe zu ebener Erde in einen großen Saal ein, den ich außer meinem Reise-Meublement, was aber keineswegs die Stube füllte, ganz leer gelassen hatte. In dem vollkommen hellen Saale war kein die Blicke irgend beschränkender Gegenstand vorhanden. Hier sollte die Schaustellung vor sich gehen und von hier aus sah ich den Munschi mit dem Indier herbeikommen, welcher letztere fast ohne Kleidung war und nur ein mäßiges Packet auf dem linken Arme trug, was in seinen ziemlich alt abgenutzt aussehenden Chatter eingeschlagen war und nur ein wenig mehr als die halbe Größe eines Huts zu haben schien. In der Hand hielt er drei Bambusstäbe von Mannshöhe.

Der Inder verneigte sich mit dem Packet auf dem Arme und fragte, da ich nur Bäume verlange, welchen Baum er wachsen lassen solle. Ich nannte einen Mangobaum, worauf der Inder um Erlaubniß bat, seinen Chatter ausspannen zu dürfen, damit er seine Arbeit vollbringen könne, und zwar war dem Inder ein Platz vorn im Licht auf der schmalen Seite des Saales in einiger Entfernung von der Wand als der Ort angewiesen worden, wo der Baum stehen solle. Kaum zehn Schritte von diesem Platze war für mich ein Stuhl aufgestellt, auf dem ich sitzend dem Inder und das um ihn Vorgehende genau im Auge hatte.

Der Inder stellte die Bambusstäbe auf das harte glatte Estrich des Fußbodens, schlug seinen Chatter, aus dem jenes Packet zu bestehen schien, um die Stäbe und setzte sich, unsern Blicken verborgen darunter. Seine Arbeit begann. Es währte nicht lange, kaum acht Minuten, als der Inder sich wieder erhob und Chatter und Bambus wegnahm; vor uns stand ein junger mannshoher Mangobaum, von einem Reichthum und einer Frische der Blätter, daß ich mich nicht erinnerte, je einen schöner, kräftiger und frischer aussehenden Baum dieser Art gesehen zu haben. Der Baum stand anscheinend auf dem Fußboden des Saales, nur etwas Erde war aufgeschüttet, welche die Wurzeln bedeckte. Ich ging, den Baum in der

Nähe zu besehen und wiederhole, daß ich nicht ein einziges Blatt sah, das ein gedrücktes und verbrauchtes Aussehn hatte. Ja, als ich den Baum anfaßte, bewies sich derselbe auch dem Gefühl eben so frisch, wie nur immer ein derartiges Gewächs im Gewächshause.

Nachdem ich und meine Leute, die dem Experiment mit beigewohnt, den Baum eine Zeit lang bewundernd angestaunt hatten und ich dem Inder meine vollkommene Befriedigung mit seiner Kunst erklärt, bat derselbe, wenn ich keinen Werth auf den Baum lege, ihm zu erlauben, denselben wieder mitzunehmen. Das konnte mir nur erwünscht sein, denn so mußte ich doch wenigstens die Bestätigung erhalten, daß er den Baum mitgebracht hatte. Wenn man bedenkt, welche Geschicklichkeit dazu gehörte, denselben unbeschädigt in ein so kleines Packet zu verwandeln, so war das Einpacken gewiß nicht minder interessant als das Auspacken. Freilich hätte ich gewünscht, dies neue Kunststück vor meinen Augen ausgeführt zu sehen, indeß der Inder bat, dies nicht von ihm zu verlangen, da er von diesen Dingen lebe, und demnach sein Erwerb gefährdet sei, wenn er dergleichen vor unser Aller Augen vornehme.

Diese Gründe waren allerdings genügend; nun hing der Inder seinen Chatter wie vorher auf die Bambusstäbe um den Mangobaum, setzte sich wieder darunter und nach der nämlichen Zeit etwa, die er zur Enthüllung des Baumes gebraucht hatte, stand er auf, im Aufstehen den Chatter zugleich um sein Packet schlagend, das Packet lag wieder auf seinem Arm, wie zu der Zeit, da er eingetreten war, und der Chatter war von dem Bambus verschwunden. Sodann die Bambusstäbe wieder zusammennehmend, verneigte er sich und folgte in Hoffnung auf eine außergewöhnlich gute Einnahme, die ihm in der That auch zu Theil wurde, meinem Munschi, um sein Geschenk in Empfang zu nehmen. So war der Baum wieder verschwunden und nur der Fußboden zeigte noch den Platz, wo er gestanden, durch einige schwache Erdspuren.

IX.

Scenen aus dem Nomadenleben der Baschkiren an der östlichen asiatischen Seite des Ural-Gebirges.

Es war ein herrlicher Sommertag, ich streifte, den geologischen Hammer in der Hand, mit einem Freunde in den südlichen Vorgebirgen der östlichen Seite des Urals umher. Tief unter unseren Füßen schimmerten in weiter Ferne die Filzhütten eines Auls nomadisirender Baschkiren, umgeben von unzähligen Viehheerden, und näher zu uns, in den Bergschluchten, weidete eine Menge Kameele in dem hohen üppigen Grase. Nach Norden hin erhob sich die Linie des Ural-Gebirges, von tiefen Thälern und schroffen Schluchten durchschnitten und mit dichtem Urwalde bedeckt, aus dessen dunkler Färbung einzelne kahle Felskuppeln wie alte Festungsmauern hervorragten; auf den höchsten Bergspitzen wucherten kühn und üppig einige Gruppen der schönen pyramidenförmigen Fichte, dieser Palme des Urals. Herrlich und schön war es hier oben in der fernen wilden Gottesnatur! köstlich die Fernsicht von der asiatischen Abdachung des großen Weltgürtels, bis in die ferne Kirgisensteppe hinab. Hier in dieser wilden Gegend, wo sich die Grenzmarken von Europa und Asien berühren, wird der ewig jungfräuliche Boden noch wenig vom Pfluge berührt, nur der Bergmann treibt hier sein unterirdisches Wesen und der Nomade und der Jäger tummeln sich frei und lustig über Berg und Thal, durch Wälder und Steppen. Tief unter uns am Gebirgsrande schlängelte sich ein kleiner, kaum bemerkbarer Fahrweg mit tiefen Geleisen; hier hielt unser Tarantas. Ermüdet und ermattet vom Steigen in den Gebirgen und einer tropischen Sonnenhitze, die hier oft über 30° im Schatten erreicht, eilten wir uns in den Wagen zu setzen, und im sausenden Galopp flog nun das Dreigespann auf dem kleinen Heerwege dahin, um uns zu einem, von den Einwohnern verlassenen Baschkiren-Dorfe zu führen.

In den westlichen Kreisen des orenburgschen Gouvernements der europäischen Abdachung des Ural-Gebirges hat der Pflug bereits das wilde

Nomadenleben verdrängt; seit mehr als einem Jahrhundert haben sich eine Menge türkischer und finnischer Volksstämme, Tataren, Mordwinen, Tschuwaschen, Tscheremissen 2c. und in spätern Zeiten auch viele Russen in diesen Gegenden angesiedelt. Der Ackerbau, welcher bei dem herrlichen Boden ohne Culturmittel den 10. bis 15. Korn-Ertrag liefert, hat sich hier großartig entwickelt, und ein recht kräftiges Volksleben ist überall hervorgetreten. Durch die vielfachen Berührungen mit ihren Ackerbau treibenden Nachbarn und durch Beengung des Raums haben denn auch die Baschkiren dieser Gegenden sowohl die Möglichkeit als auch ihre ursprüngliche Neigung zum Nomadenleben verloren und sogar die ihnen sonst eigenthümliche Gesichtsbildung hat sich verändert, denn aus der Vermischung mit den Ueberresten der ehemaligen nogaer- und kasanschen Tataren, Tepteren und Mescherek en hat sich ein hübscher und kräftiger Menschenschlag gebildet. Die Baschkiren, vorzugsweise derjenigen Kreise, welche an das wjatkasche, kasansche und çimbirçkische Gouvernement grenzen, unterscheiden sich in ihrem Betriebe und den Wohnungen wenig von ihren Nachbarn, und sind in der Regel friedliebende, freundliche und gastfreie Menschen, welche nicht allein Ackerbau und Bienenzucht, sondern auch Handel treiben. Ueberhaupt ist ihnen Gewandtheit und Intelligenz nicht abzusprechen, auch befindet sich in jedem Dorfe mit einer Medsched (Moschee) zugleich auch eine Schule, in der den Knaben Lesen und Schreiben gelehrt und der Alcoran erklärt wird. Der Reisende, der in einem solchen Baschkiren-Dorfe übernachten will, findet überall eine freundliche Aufnahme, für sich eine besondere Stube und in jedem Hause eine Theemaschine.

Ganz verschieden aber von den Baschkiren, die ich europäisch nennen möchte, sind diejenigen, welche, begünstigt durch große, ihnen eigenthümlich zugehörige Ländereien mit herrlichen Weideplätzen, immer noch ihr altherkömmliches Nomadenleben führen. Vorzugsweise sind es die ehemaligen Grenznachbarn der Kirgisen, die mehr nach Süd-Ost und Osten an der asiatischen Seite des Ural-Gebirges wohnenden Baschkiren, welche im Frühjahr ihre Winterwohnungen verlassen und mit ihren zahlreichen Heerden in den Vorgebirgen des Urals und den angrenzenden Steppen von einem Weideplatz zum andern herumziehen, in Filzhütten wohnen und während dieser Zeit größtentheils von gegohrener Stutenmilch (Kmüß) leben. Diese

transuralschen Nomaden mit breiten Mongolen-Gesichtern, welche man mit Recht noch asiatische Baschkiren nennen kann, sind ungleich weniger gebildet, als ihre westlichen Stammgenossen, führen ein rauhes Hirtenleben und sind kühne und entschlossene Menschen, die weder den Wolf noch den Bär fürchten, sondern diese natürlichen Feinde ihrer Heerden mit einer Gewandtheit und Kühnheit verfolgen, welche, besonders bei ihren schlechten Waffen, oft Erstaunen erregen. Schleicht sich z. B. ein Wolf in die Nähe ihrer Viehheerden, so macht derjenige Baschkir, der den Wolf zuerst gewahr wird, einen gewaltigen Lärm und wirft sich auf das erste beste Pferd, um den Wolf zu verfolgen; auf den Lärm folgen mehrere; Jeder, der in der Eile ein Pferd bei der Hand hat, läßt jedes andere Geschäft liegen, schließt sich der Jagd an und alles verfolgt jetzt den Wolf mit großem Geschrei, ohne ihn auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren. Nähert sich die Hetze einem Baschkiren-Aul, so wird das Geschrei ärger, neue Jäger mit frischen Pferden schließen sich an, während andere, deren Pferde schon ermüdet sind, entweder zurückbleiben oder frische Pferde nehmen, die, ohne zu fragen, keiner verweigert. Wer zufälliger Weise zu Pferde oder auf einem Kameel reitend, einer Hetze begegnet, kehrt um und trabt hinterher, denn es gilt hier dem gemeinschaftlichen Feinde, und so geht denn die wilde Jagd rastlos und unermüdet über Berg und Thal, durch Schluchten und Steppen, ohne dem gejagten Thiere auch nur einen Augenblick Ruhe zu lassen. Endlich bleiben aber doch viele Jäger zurück — die ermatteten, mit Schaum bedeckten Pferde haben zwanzig bis dreißig Werst zurückgelegt und wollen nicht mehr so rasch vorwärts, und zuletzt bleibt gewöhnlich nur noch einer, der besser beritten, als die übrigen, mit heiserem Geschrei die Jagd fortsetzt. Auch der gejagte Wolf streckt ermattet die Zunge aus und sucht ängstlich eine Schlucht, um sich ein paar Minuten auszuruhen, doch der ermüdete Jäger treibt ihn immer wieder auf, bis endlich die letzten Kräfte erschöpft sind und der ermattete Wolf dem Pferde unter die Füße kommt, wo nun der Jäger, wenn er keinen Knüppel zur Hand hat, sich entschlossen vom Pferde herab auf den Wolf wirft, und diesen entweder mit einem Messer abthut, oder seinen Gürtel löst und das geängstigte Thier damit erwürgt. Mit ungleich größerer Gefahr, aber immer mit gleichem Muthe und gleicher Beharrlichkeit, wird in den Urwäldern und Schluchten des

Urals auch der Bär von ihnen verfolgt. Diese Jagden sind voll wilder Poesie, bei der es auch oft nicht an Unglücksfällen mangelt. Ein Baschkiren-Dorf, wie dieses, wohin uns der Zufall und unser flüchtiges Dreigespann führte, hat im Sommer, wo es von seinen Bewohnern verlassen ist, eine eigenthümliche Physiognomie. Die meisten Wohnungen sind nichts weiter als einzeln stehende Blockhäuser, ohne Vorhaus und Nebengebäude und gewöhnlich auch ohne Dach und nur mit Erde und Rasen bedeckt. Eine Menge solcher Häuser, umgeben mit eingezäunten Räumen für das Vieh, sind als ein Labyrinth, hier und da, wie es der Zufall wollte, einfach und kunstlos hingestellt. Ueberall liegt ellenhoher Dünger und ringsum wuchert üppiges Unkraut und fadenlanger verwilderter Hanf, den Niemand säete und Niemand ernten wird. Selten findet man hier während des Sommers eine Wache, aber halbverhungerte Hunde, welche unheimlich in dem hohen Grase umherschleichen und über jeden Fremden herfallen. Tritt man in eine solche verlassene Baschkiren-Wohnung, so findet man an der Wand und der Thür gegenüber eine Art hölzernen Divan zum Sitzen und Schlafen für die ganze Familie, ferner ein kleines Fenster, bei dem eine Blase die Stelle des Glases vertritt, und endlich einen großen, einfach aus Lehm geschlagenen Kamin (Schuwal), der als ein gerader Darm durch eine Oeffnung des Bodens führt und im Winter mit einem Bündel Stroh verstopft wird, und dies ist nun so in der Regel die häusliche Einrichtung einer Baschkiren-Wohnung in den noch wenig bewohnten Gegenden des östlichen Urals.

In dem 6 bis 8 Werst entfernten Nomaden-Aul angekommen, wurden wir von dem ältesten Befehlshaber (Jurtowoi Starschina) freundlich empfangen und in eine Filzhütte oder Jurta geführt, in der uns als Willkomm sogleich eine hölzerne Schaale mit gegohrener Stutenmilch oder Kmüß gereicht wurde, welche abzulehnen nicht möglich ist, da dies als ein Verstoß gegen die gastliche Aufnahme betrachtet wird. Ein solcher Nomaden-Aul besteht gewöhnlich aus mehreren Dörfern, die nach altherkömmlicher Sitte gemeinschaftliche Weideplätze haben. Jede Familie hat wenigstens eine Filzhütte, reichere Baschkiren aber für ihre Weiber gewöhnlich noch eine zweite Jurta. Diese Wohnungen sind rund, oben etwas spitzig und haben in der Entfernung einige Aehnlichkeit mit großen Heuschobern; auf der einen

Seite befindet sich eine Thür und oben in der Mitte eine Oeffnung als Rauchfang, welche bei regnigter Witterung zugemacht werden kann. Während der großen Hitze, die hier im Sommer stattfindet, wird der Filz ringsum am Boden etwas aufgeschlagen, so daß der Wind durchziehen kann, und dann herrscht in einer solchen Wohnung eine angenehme Kühlung. Tritt man in die Jurta, so steht neben der Thür ein großer lederner Schlauch mit Kmüß, welcher sich den ganzen Sommer hindurch in einer ununterbrochenen Gährung befindet, denn wenn man auch hier beständig schöpft, so wird doch auch immerwährend wieder von den Weibern frische Stutenmilch zugegossen und mit einem Stampfer, wie in einem Butterfasse, stark durcheinander gearbeitet. Natürlicherweise fallen nun auch oft Fliegen, Ameisen und andere Insecten in den Schlauch; doch durch das kräftige Stoßen wird alles so vortrefflich amalgamirt, daß von diesen thierischen Eindringlingen in dem köstlichen Getränk keine Spur zurückbleibt. Ueberhaupt ist Reinlichkeit in einer solchen Nomadenwirthschaft etwas ganz Unbekanntes, daher dem Reisenden, der aus Neugierde oder um Vorspann zu erhalten, einen solchen Aul besucht, nichts weiter übrig bleibt, als die ihm so freundlich angebotene Schaale Kmüß mit zugedrückten Augen auszutrinken und alle Begriffe von Ekel mit stoischer Ruhe beiseit zu schieben. Die gegohrene Stutenmilch ist bekanntermaßen ein vortreffliches Mittel gegen Auszehrung und Brustübel, und wenn sie, unter eigner Aufsicht, reinlich und ohne Wasser zubereitet wird, ein süßsäuerliches, angenehmes Getränk, welches, auf Bouteillen gezogen, stark moussirt und außerordentlich nährend ist, daher es auch von schwächlichen und magern Personen gern getrunken wird. Da, wie bekannt, Stutenmilch gar keinen Rahm, aber sehr viel Zuckertheile enthält, so entwickelt sich bei der Gährung Alkohol, und das Getränk, in großen Quantitäten getrunken, ist deshalb etwas berauschend, doch so wenig, daß sich dies nur durch eine Neigung zum Schlaf äußert. Gerade der Thür gegenüber befindet sich eine Art Divan, bei Aermern mit Filz, bei Reichern mit Teppichen bedeckt. An der Filzwand stehen einige Koffer und hängen Piken, Säbel, Gewehre und Pferdegeschirre, mitunter auch Pfeile und Bogen, doch verschwinden diese alten volksthümlichen Waffen immer mehr und mehr, und gute Bogenschützen gehören jetzt schon zu den Seltenheiten. In der Mitte der Jurta befindet sich eine Grube für das Feuer nebst Drei-

fuß und eisernem Grapen, auf dem Boden liegen mehrere hölzerne Schüsseln umher und auf dem Divan einige Kisten, und dies ist denn so die ganze innere Einrichtung einer Baschkiren-Jurta.

Die Baschkiren dieser Gegenden leben größtentheils von Viehzucht, besonders haben sie Pferde und Schafe, weniger Hornvieh. Es giebt einzelne reiche Baschkiren-Beamte, die über 500 Pferde besitzen, welche Sommer und Winter in die Steppe gehen; denn da hier die Räume außerordentlich groß sind, und wenig oder gar kein Heu gemacht wird, so liegt immer halbtrockenes Gras genug unter dem oft ellentiefen Schnee. Es ist merkwürdig zu sehen, wie sich im Winter Tausende von Pferden in der Steppe umhertreiben und mit ihren Vorderfüßen den Schnee aufscharren, der ihnen zugleich als Getränk dient. Bei starkem Schneegestöber (Buran) gruppiren sich diese klugen Thiere in große Haufen, ihre Füllen in der Mitte und stehen in solchen Massen oft Tage lang, ohne sich zu rühren, damit aber Schnee und Wind von den Haaren abgleiten, so sind die Köpfe immer gegen den Wind gekehrt. Natürlicherweise werden solche Pferde, wenn sie in andere Hände kommen und gut gepflegt werden, sehr dauerhaft, denn unsere civilisirten Reizmittel — Pflege und Wartung, Hafer und Peitsche — sind ihnen völlig fremd. Eine Menge dieser Pferde werden alljährlich nach Kasan und von dort weiter in's Reich gebracht, die Stuten aber behalten die Baschkiren gerne selbst, oder verhandeln sie der Milch wegen an die Kirgisen. Bei einer solchen Menge Vieh ist das Leben in einem Nomaden-Aul recht geräuschvoll, überall blökt, wiehert und meckert es, und wo das Auge nur hinsieht, wimmelt es von Thieren aller Art, auch ist in der Nähe einer solchen Nomaden-Wirthschaft alles Gras völlig niedergetreten. Ueberall ist hier Bewegung und Leben! — Männer jagen im Galopp hin und her, um mit ihren Arkanen — große, an Stangen befestigte Schlingen — Stuten einzufangen; die Weiber beschäftigen sich mit Melken der Stuten und andern häuslichen Arbeiten, und halbnackte Baschkirenknaben wälzen sich im Grase, oder schießen stumpfe Pfeile aus kleinen Bogen, und Hunderte von angebundenen Füllen stampfen ungeduldig und wiehern nach der Mutter, die soeben gemolken wird. Weiter hin in der Steppe weidet die große Heerde, aus welcher hier und da die unförmliche Masse eines Kameels hervorragt, und höher hinauf, in weiter Ferne, erscheint das dunkle

Ural-Gebirge mit seinen schroffen Felskuppen, wilden Schluchten und Urwäldern.

Wenn der Baschkir nicht mit der Hütung seiner Heerde beschäftigt ist, so liegt er sorglos in der Jurta, schlürft seinen Kmüß und treibt behaglich das dolce far niente, oder er wirft sich auch auf das erste beste Pferd — denn das Gehen ist nicht seine Sache — und macht eine Visite im nahen Aul; hier wird denn für den Kunack (Gast) ein Schaf geschlachtet und Kmüß in großen Schalen so lange herumgereicht, als zum Trinken noch die allerkleinste Möglichkeit vorhanden ist. Die wunderbare Ausdehnung eines Baschkirenmagens, der aber auch wieder ohne Beschwerde mehrere Tage völlig leer sein kann, ist kaum zu glauben, und noch weniger zu erklären. Ist nun endlich in der Umgegend alles abgeweidet, so werden die Filzhütten abgebrochen und auf Kameele geladen, was vorzugsweise die Sache der Weiber ist, denen überhaupt die meiste Arbeit obliegt, besonders wenn sie schon bejahrt sind, und nun bricht die ganze Horde auf, um nach einem andern Weideplatze zu ziehen. Voraus werden immer die Heerden getrieben, beschützt von einer Menge reitender Hüter, dann folgen Weiber, Kinder und das Gepäck, und zuletzt die Beamten und Aeltesten des Auls, alle zu Pferde, selbst Kinder; da ein solcher Umzug für die Baschkiren eine Art Festtag ist, so sieht man bei dieser Gelegenheit die Weiber in ihrem besten Staat, und bei den reichern auch den eigenthümlichen Kopfputz (Kaschbow), der aus einer Art glatter Mütze mit breiten Brustlappen besteht und ganz mit durchbohrten silbernen Münzen bedeckt ist. Der Numismatiker findet in diesem Kopfputz oft seltene Münzen und vorzugsweise viele alte silberne Kopekenstücke. Aeltere Weiber gehen und reiten anspruchslos ohne Schleier, jüngere aber, welche gewöhnlich unter den vier Weibern eines reichen Baschkiren die Lieblingsfrauen sind, verschleiern sich immer, sobald ein Fremder in der Nähe erscheint, oder bedecken verschämt das Gesicht bis an die Augen mit ihren breiten Rockärmeln. Ein solches Nomadenleben ist natürlicherweise voll Poesie und hat einen eigenthümlichen Lebensreiz, daher denn auch der Baschkir mit Sehnsucht den Frühling erwartet, um seine enge Winterwohnung zu verlassen, die ihm weniger heimathlich ist, als die grüne Steppe und die dunklen Gebirgsschluchten des Urals.

Da wir hier erfuhren, daß in einem 20 Werst entfernten Aul die Wahl eines Befehlshabers des Kantons erfolgen werde, und daß bei dieser Gelegenheit Pferderennen und andere Volksbelustigungen stattfinden würden, so nahmen wir Vorspann und fuhren nach diesem Aul, wo uns bei der Gastfreiheit der Baschkiren sogleich eine eigene Jurta zum Uebernachten angewiesen wurde. Der Aul war schon voller Unterbeamten, die eine militärische Rangordnung haben und als stellvertretende Offiziere, jedoch ohne Classenrang, zu betrachten sind. Unter diesen Beamten wird nun der Chef des ganzen Kantons gewählt, der sowohl die militärische als auch innere Civil-Verwaltung leitet. Gewöhnlich hat derselbe auch Classenrang und ist einigermaßen mit dem Obersten eines Regiments zu vergleichen. Nachdem alle diese Beamten knieend einen großen Kreis gebildet, in dessen Mitte der Mollah den Eidschwur in tatarischer Sprache vorgelesen hatte, so wurde schließlich noch jedem einzelnen der Alcoran auf das Haupt gelegt, womit denn die Ceremonie des Eidschwurs beendet und nun unverzüglich unter der Oberaufsicht eines Kreisbeamten zum Ballotement geschritten wurde. Der auf diese Art für sein ganzes Leben gewählte und vom General-Gouverneur bestätigte Chef des Kantons ist nach einer alten Sitte verpflichtet, für Speisen, Getränke und Volksbelustigungen zu sorgen, daher denn auch auf Kosten desjenigen, der gewählt, früher schon alles vorbereitet wird. Den Anfang machte ein Pferderennen auf einer Strecke von 15 Werst; die Reiter, kleine Knaben von 15 bis 16 Jahren, waren bereits unterwegs und man erwartete ihre Ankunft mit Ungeduld; unterdessen gruppirten sich die an der Wahl Theil genommen habenden Beamten in kleine Haufen, um das wichtige Ereigniß zu besprechen und sich gegenseitig zu gratuliren, wobei die Schaalen mit Kmüß reichlich herumgereicht wurden. Ueberall war eine Menge Volks herbeigeströmt, um der Festlichkeit beizuwohnen, Einige zu Pferde, Andere, in kleinen Kreisen gruppirt, im Grase liegend oder nach türkischer Art mit untergeschlagenen Beinen sitzend. Hier und da schimmerte unter der Menge der weiße Turban eines Mollah's. Alles war, die Augen nach der Steppe gerichtet, voller Erwartung. Da ertönte plötzlich das Geschrei: „sie kommen", und nun lief und rannte Alles um und durch einander, um besser zu sehen — Geschrei und Lärm von allen Seiten, worauf eine Todtenstille folgte. Deutlich war jetzt noch nichts zu

erkennen, nur fern in der Steppe bewegten sich einige kleine Punkte, die aber immer näher kamen, und im Verhältniß, wie Pferde und Reiter nach und nach genauer erkannt werden konnten, erneuerte sich auch wieder der Lärm. Endlich brauste die Cavalcade in starkem Galopp und mit vielem Geschrei immer näher heran bis zum Ziele. Ein kleiner Baschkiren-Knabe mit rundem Mongolen-Gesicht und rabenschwarzen Haaren auf einem mit Schaum bedeckten magern Falben war seinen Kameraden ungefähr um 30 Faden vorausgeeilt, und daher der siegreiche Sieger, dem der erste Preis, eine Stute, zu Theil wurde. Pferd und Reiter wurden mit lautem Jubel empfangen, von allen Seiten umringt, belobt und bewundert, und dem erschöpften Knaben sofort eine volle Schaale Kmüß gereicht. Den nachfolgenden Reitern wurde weniger Aufmerksamkeit gewidmet, und die letzten derselben verloren sich still und beschämt unter der Volksmenge; der Sieger aber blieb der Held des Tages, wurde überall mit Kmüß traktirt und auch uns, als Fremden, förmlich vorgestellt, um natürlicherweise auch von uns beschenkt zu werden.

Unterdessen war es Mittag geworden, man hatte eine Stute und mehrere Schafe geschlachtet, und hinter dem Aul, in einer Schlucht, rauchte die Küche, wo in großen Kesseln das Lieblingsessen des Baschkiren — Bisch-Barmack, oder wörtlich übersetzt, Fünffingerspeise — zubereitet wurde. Nachdem sich eine Menge kleiner Kreise von 8 bis 10 Personen gebildet und nach türkischer Art auf den Boden gelagert, wurde die Fünffingerspeise in großen hölzernen Schüsseln herumgetragen und in jedem Kreise auf die Erde gestellt, und da Löffel und Gabel dem Baschkiren völlig unbekannte Dinge sind, die Speise aber aus kleingehacktem Fleisch in einer Art Suppe bestand, so griff Jeder mit seinen fünf Fingern so rasch in die Schüssel, wie es nur die Hitze erlaubte, um sich eine Menge Fleischbrocken herauszuholen. Anfänglich ging das Manöver noch ziemlich schnell von statten, nachdem aber der Fleischbrocken schon weniger geworden, erfolgte eine wahre Fischerei, bei der mehrere Hände zugleich in der Suppe herumwühlten, bis das letzte Stück Fleisch glücklich herausgefischt war und nun zuletzt noch das Gefäß in der Runde herumging, um die Suppe auszutrinken, wonach sogleich wieder eine frische Schüssel mit derselben Speise aufgetragen wurde. Höchst merkwürdig war für uns dies wunderbare Treiben. Ueberall um uns herum

eine Menge kleiner Kreise an der Erde sitzender Baschkiren in rascher Beschäftigung und mit vollem Munde, wobei einige mit widriger Gier ihre weiß gewordenen Fingerspitzen beleckten, während andere mit dem Rufe „Allah“ sich behaglich den fetttriefenden Bart strichen. Da aber an dem Festessen nur die Beamten, Dorfältesten und reichen Baschkiren Theil nehmen konnten, so umschwärmte das gemeine Volk die Kreise, um mit lüsterner Begierde der Festlichkeit zuzusehen; hier und da fand sich nun oft einer oder der andere Freund oder Anverwandte und näherte sich zutraulich grüßend dem Kreise; für einen solchen, an dem Gastmahl nicht theilnehmenden Bekannten wurde denn, als ein besonderes Freundschaftszeichen, eine große Handvoll Fleischbrocken aus der Suppe herausgefischt, und dem Freunde in den weit geöffneten Mund geschoben. Der so Beschenkte hielt mitbei den Händen die vollen Backen, und entfernte sich, um — Von Vielen beneidet — in der Stille sein kostbares Geschenk zu verzehren. Nachdem der erste Hunger gestillt war, und die Hände schon nicht mehr so rasch in den Schüsseln herumgriffen, erschien plötzlich eine Procession von mehreren Baschkiren, die in ihrer Mitte das Ehrenstück, einen gekochten Pferdekopf, auf einer Stange herbeitrugen, um welchen gerungen werden sollte. Rasch traten zwei rüstige Champions hervor, die, wie wir nachher hörten, als die ersten Ringer im ganzen Kanton bekannt waren, warfen ihre Oberkleider ab, bis auf den Gürtel, an dem sich beide faßten, um sich gegenseitig niederzuwerfen. Der eine dieser Kämpfer war eine braune lange Figur und unbezweifelt der stärkere, der andere aber zwar kleiner, doch muskulöser und gewandter, mit schwarzen funkelnden Augen und voller Leben. Lange dauerte der Kampf, schien sich bald für den einen, bald für den andern zu entscheiden und wurde um so interessanter, da hier augenscheinlich die rohe Kraft mit der Gewandtheit kämpfte. Mehrmals wurde der Kleine von seinem langen Gegner hoch in die Luft gehoben und mit Gewalt fast zu Boden gedrückt; doch mit einer Gewandtheit, die uns in Erstaunen setzte, blieb er jedesmal auf seinen Füßen stehen, bis er zuletzt, wo wir es am wenigsten erwarteten, seinen Vortheil ersah und den Gegner zu Boden stürzte. Der Kampf war beendet, der Lange verlor sich unter der Menge, der Sieger aber blieb triumphirend auf dem Platze, und ihm wurde der Pferdekopf als Preis übergeben. So begierig nun auch bekanntermaßen

die Baschkiren nach Fleisch sind, da diese Lieblingsspeise besonders den Aermeren nicht oft zu Theil wird, so behielt doch der Sieger den Preis nicht für sich selbst, sondern brachte ihn nach einem der Kreise, um ihn dort dem ältesten Baschkiren-Beamten, einem Greise mit langem schneeweißen Barte, als ein Ehrengeschenk zu übergeben. Die Gabe wurde freundlich und mit gegenseitigem Händedruck in Empfang genommen, worauf der Greis mit seinem Messer — welches jeder Baschkir in einer Scheide als Dolch bei sich trägt— mehrere Stücke Fleisch von dem Pferdekopf abtrennte, und dann denselben seinen Tischgenossen überreichte, wo er von Hand zu Hand ging, bis zuletzt die leere Knochenmasse einem nahestehenden Baschkiren aus dem Volk übergeben wurde, der überglücklich den Kopf davontrug, um noch die letzten Spuren von Fleisch abzunagen. Nach dem Essen erschien ein Baschkir mit einem eigenthümlichen Blaseinstrument (Szibisgan), um uns mehrere Baschkirenlieder vorzublasen, die alle ihre eigene poetische Bedeutung haben sollten, z. B. „wie der Baschkir mit seinem zahmen Habicht oder Falken in der Steppe reitet und dieser eine wilde Ente fängt"; „das Wettrennen und die Kämpfe mit Wölfen und Bären, oder, wie der Baschkir die Braut in einem fernen Aul besucht 2c." Von allen Instrumenten, die es jemals in der Welt gegeben, selbst das kunstlose Haberrohr der Alten nicht ausgenommen, ist unbezweifelt der Szibisgan das einfachste, denn es besteht aus dem Stengel einer dicken Pflanze, die überall in der Steppe wächst, hat kunstlos ein paar Löcher als Klappen und wird wie ein Clarinett geblasen, wobei aber merkwürdigerweise der blasende Baschkir zugleich auch einen eigenthümlichen brummenden Ton durch die Nase stößt, der den Baß vertreten soll, und bei guten Bläsern, mit den vielen sanften Molltönen des Instruments, so ziemlich harmonirt. Diese Art zu blasen und zu brummen muß sehr schwer sein, da gute Szibisgan-Bläser so selten sind. Bei alledem aber hat diese einfache und wilde Musik nichts Unangenehmes und besonders in der Ferne etwas Melancholisches, wo sich die Töne klagend durcheinander mischen, wie beim Hauche der Aeolsharfe.

Die Festlichkeit war beendet, unser Dreigespann harrte bereits, und mit gegenseitigen Händedrücken, wobei der Asiate immer die dargebotene Hand in seine beiden schließt und gewöhnlich „Goschbul" sagt, — nahmen wir, voll der fremdartigen Eindrücke, Abschied von unserm freundlichen

Wirthe, und im sausenden Galopp ging's nun mit wilden Steppenpferden aufwärts zum Gebirge.

So war noch unlängst das Nomadenleben der Baschkiren an der östlichen Seite des Ural-Gebirges; doch Vieles hat sich seitdem schon geändert, und überall erscheinen die Anfangsspuren einer Uebergangs-Periode zur Civilisation. Der Ackerbau fängt an, sich mit raschen Schritten zu entwickeln, und mit ihm wird auch das rohe Nomadenleben — diese unterste Stufe im Staatsleben — nach und nach verschwinden müssen. Für bessere Pferde- und Bienenzucht ist gesorgt, und auch die Civil-Administration der Baschkiren so wie militärische ist in ein neues Stadium getreten.

X.

Eine samojedische Hochzeit.

Eines Morgens machte mir die Frau eines Priesters, bei dem ich mich gelegentlich über Sitten und Sprache der Samojeden unterrichtete, den Vorschlag in ihrer Gesellschaft auf eine samojedische Hochzeit zu fahren, welche ungefähr 30 Werst von der Kirche gefeiert wurde. Während sie sich reisefertig machte, rief ich unsere samojedischen Begleiter herein und ließ sie über den Hergang bei einer samojedischen Hochzeit Rechenschaft geben. Ihr Bericht lautet kurz zusammengefaßt etwa folgendermaßen: Wenn ein Samojede heirathen will, sieht er sich nach einem Freiwerber um und begiebt sich mit diesem zu dem Wohnsitz der Eltern des auserkornen Mädchens. Sind sie zum Zelte gekommen, so muß dem Herkommen nach der Freier draußen bei seinem Schlitten bleiben. Der Freiwerber begiebt sich hinein, wendet sich an den Vater oder Vormund des Mädchens und trägt sein Anliegen vor. Ist die Antwort eine verneinende, so kehrt man sofort nach Hause zurück. Giebt aber der Vater seine Einwilligung, so fragt der

Freiwerber wieder, wann die Hochzeit gefeiert werden soll. Noch weiß man nicht, ob es zu einer Hochzeit kommt, denn bei den Samojeden ist es der Brauch, daß der Freier etwas für das Mädchen ihrem Vater bezahlen muß. Zuvor hat man von Seiten des Freiers den Werth der Braut taxirt und der Freiwerber ist davon unterichtet. Wenn aber der Vater des Mädchens einen höhern Preis für seine Tochter verlangen sollte, so geht der Freiwerber zum Freier und berathschlagt mit ihm, ob man vielleicht ein oder zwei Rennthiere zulegen könne. So wird gehandelt, gedungen und geboten, bis die Sache auf die eine oder die andere Art abgemacht ist. Kommt man nicht über den Preis überein, so tritt der Freier nicht in's Zelt. Glückt es aber dem Freiwerber, den Handel abzuschließen, so führt er den Bräutigam hinein.

Nach der Verlobung besucht der Bräutigam die Braut nicht, sondern alle Angelegenheiten werden vermittelst des Freiwerbers abgemacht. Kurz vor der Hochzeit begeben sich die Verwandten der Braut zum Bräutigam zu Gast. Nachdem man nach Herzenslust gegessen und getrunken hat, bindet der Freiwerber vier Rennthiere, zwei Ochsen und zwei Kühe der Reihe nach hintereinander, bedeckt die beiden vordern mit einem rothen Tuche, hängt eine Glocke an den Hals des vorgespannten Rennthiers, führt die Rennthiere dreimal um das Zelt herum und spannt sie dann vor den Schlitten des Bräutigams. Nun geht es zur Braut. Der Bräutigam fährt voran und der Freiwerber lenkt seine Rennthiere. Ist man angekommen, so fährt der Freiwerber dreimal um die Hochzeitsstelle, bleibt hinter derselben stehen und läßt den Bräutigam dort in seinem Schlitten sitzen. Bei der Ankunft des Bräutigams wird ein Rennthier geschlachtet. Man leert ein Glas und beginnt die Mahlzeit; der Bräutigam darf jedoch nicht zugegen sein, sondern der Freiwerber bringt ihm Speise und Branntwein hinter das Zelt, wo er sitzt. Nachdem die Mahlzeit vorüber ist, wird der Bräutigam endlich durch den Freiwerber in's Zelt geführt. Hier sitzen auf der einen Seite des Heerds die Anverwandten des Bräutigams, auf der andern die der Braut. Der Bräutigam tritt zu den Angehörigen der Braut und setzt sich ihr zur Rechten. Der Freiwerber sitzt zu den Füßen der Braut und des Bräutigams. Nachdem jeder seinen gesetzlichen Platz eingenommen hat, fängt der Wirth an, die Gäste mit Branntwein zu

bewirthen. Das erste Glas reicht er vermittelst des Freiwerbers dem Bräutigam. Dieser trinkt es zur Hälfte aus und gibt die andere Hälfte der Braut. Wenn alle Gäste mit einem oder mehreren Gläschen bewirthet sind, fängt man an, gekochtes Fleisch zu essen; das Herz wird dem Bräutigam gegeben.

Nach der Mahlzeit hört alle Ceremonie auf; ein Jeder trinkt so viel er vermag. Die Hochzeit endet mit Branntwein. Sollte aber der Branntwein auch am ersten Hochzeitstage ein Ende nehmen, so muß der Bräutigam doch auf jeden Fall bis an den folgenden Morgen dort bleiben. Darauf begibt man sich zu seinem Zelt. Die Braut liegt bedeckt in ihrem Schlitten; ihre Rennthiere werden von der Mutter des Bräutigams gelenkt. Sobald man angekommen ist, fährt die Schwiegermutter mit der Braut dreimal um das Zelt. Darauf wird die Decke der Braut abgenommen und die Schwiegermutter führt sie in's Zelt. Hier beginnt eine neue Hochzeitsbewirthung; es werden Rennthiere geschlachtet, Branntwein wird vorgesetzt, man singt, streitet, scherzt und schlägt sich.

Es war ein Act oder vielmehr eine Scene dieses romantischen Dramas, welche ich mit der Frau des Priesters anzuschauen fuhr. Bei unserer Ankunft zur Hochzeitsstelle war die Handlung so weit vorgeschritten, daß Alle schon gut bewirthet waren. Einige lagen bereits ohnmächtig auf dem Felde. Sie lagen dort mit entblößtem Haupte; dieses war in den Schnee gesunken und der Wind beschneite das Angesicht. Aber sieh! da kommt ein Ehemann, taumelt von der einen Leiche zur andern, erkennt seine Gattin, faßt sie beim Kopf, wendet sie mit dem Rücken gegen den Wind und legt sich darauf an ihre Seite, Nase gegen Nase. Dort geht ein Anderer mit einer Kaffekanne in der Hand, sucht seine Theuerste, findet sie und fängt an, ihr Branntwein in den Hals zu gießen. Dort stößt Einer auf seinen Feind, gibt ihm einige hinterlistige Schläge und entfernt sich. Hier wird wieder ein armer Schlucker auf den Schlitten gehoben, man bindet ihn auf demselben fest, nimmt seine Rennthiere in's Schlepptau und fährt seiner Wege.

Während ich dastand und diese bacchantischen Auftritte betrachtete, umschwärmte mich eine Menge halbberauschter Hochzeitsgäste. Jeder hatte etwas zu sagen oder zu fragen und alle machten Anspruch darauf, gehört

zu werden. Außer Stand, auf einmal mit der ganzen Gesellschaft zu sprechen, wandte ich mich zu dem Nüchternsten. Da faßten mich die Uebrigen am Pelz, und fingen an, ein jeder mich zu ziehen und an sich zu reißen. Ich that einen verzweifelten Ausfall und schlug mich glücklich durch den Kreis, eilte darauf meinen Verfolgern zu entgehen, sah in einiger Entfernung eine Menge Mädchen und eilte auf sie zu. Die Mädchen waren mit einem Spiel eigner Art beschäftigt. Sie hatten sich in zwei Gruppen vertheilt, sieben in jeder Gruppe und standen einander gegenüber. Man spielte Ball mit einer Mütze. Die Gruppe, welcher die Mütze zugeworfen wurde, wandte sich um und suchte dieselbe bestmöglichst zu verstecken. Darauf warfen sich diese sieben auf eine Höhe auf dem Schnee. Sodann kamen die sieben andern, fielen über die Gegenpartei her und begannen einen Streit um die Mütze. Zuerst balgte man sich auf dem Schnee, dann stand man auf und setzte den Streit fort, bis die Mütze gefunden war. Das Spiel ward mit einem solchen Eifer ausgeführt, daß man mich anfangs nicht bemerkte. Als aber meine Anwesenheit entdeckt war, ging es mit aller Eile weit hinaus auf die Tundra. Nun kehrte ich zum Zelt zurück; der Wirth kam mir auf dem Wege entgegen und lud mich auf eine Tasse Thee ein. Wir traten in's Zelt; es war groß, jedoch nicht rund oder pyramidenförmig, wie die Zelte der Samojeden gewöhnlich construirt sind, sondern länglich und aus zwei gewöhnlichen Zelten zusammengefügt. Hier lagen und saßen neben einander Männer, Weiber, Greise, junge Mädchen. Unter der Zahl der zu Boden Gestreckten befand sich auch der Bräutigam. Ich setzte mich, um Thee zu trinken, zugleich mit dem Wirth und dem Freiwerber.

Nachdem der Thee getrunken war, befahl der Wirth, ein vorzügliches Rennthier zu schlachten. Ein gelinder Schlag mit dem Axtrücken gegen die Stirn, streckte das Rennthier zu Boden. Darauf stach man ein Messer in's Herz und zog die Luftröhre heraus. Hierüber entstand unter der Menge ein heftiger Streit, der so endete, daß die nächsten Verwandten des Bräutigams sich in die Kehle theilten und ein Jeder auf der Stelle seinen Antheil verzehrte. Dem Rennthiere wurde die Haut abgezogen, der Bauch aufgeschnitten, das Ungenießbare fortgeworfen und das Thier auf den Rücken gelegt. Es bot den Anblick einer großen länglichen Schüssel dar, wo

in einer ansehnlichen Blutmasse die Lunge, Leber und andere Leckerbissen schwammen. Der Wirth nahm mich bei der Hand, führte mich an die Seite des Rennthiers und bat mich, die Mahlzeit zu beginnen. So deutlich auch seine Meinung ausgesprochen wurde, war ich doch einfältig genug, dieselbe nicht zu verstehen. Ich blieb deshalb ganz unthätig bei dem Schlachtopfer stehen. Unterdessen versammelten sich die Hochzeitsgäste um dasselbe, holten ihre langen Messer, schnitten sich Stücke von dem warmen, rauchenden Fleisch ab, tauchten das Fleischstück in das Blut, führten es mit der einen Hand zum Munde, kauten dann mit aufwärts gewandtem Gesicht und schnitten während des Kauens einen Theil des Stücks ab. Wiederum wurde das Stück in's Blut getaucht und so zum Munde geführt. Das Blut rann an den Mundwinkeln und an dem ausgestreckten Halse herab! Die Lunge und Leber wurden als Dessert verzehrt.

Nachdem die widerliche Mahlzeit zu Ende war, bat ich, daß ein Stück Fleisch für mich und die Frau des Priesters gekocht werden möchte. Diese Bitte war jedoch überflüssig, denn im Zelte kochte bereits ein großer Kessel. Halb roh wurde das Fleisch aus dem Kessel genommen und auf einer großen Schüssel unter die vornehmsten Hochzeitsgäste vertheilt. Ich sollte mit dem Wirth und dem Freiwerber aus derselben Schüssel essen. Während der Mahlzeit sangen die Mädchen samojedische Lieder, die ihrem Inhalt nach schön waren, nach einer Melodie, welche der Froschmusik ähnlich genug war. Der Gesang und die Mahlzeit wurden durch einen tragischen Auftritt unterbrochen. Durch die Thür guckte ein Samojede mit spitzigem Gesicht herein und bat mit einer kreischenden Stimme, an der Hochzeitsfreude Theil nehmen zu dürfen. Einige unter den Gästen baten den Mann näher zu treten, und dieser gehorchte der Einladung. Dies geschah ohne Wissen des Wirths. Als dieser den ungebetenen Gast gewahr ward, befahl er, ihn hinaus zu werfen. Viele bereitwillige Hände beeilten sich, den Befehl zu vollziehen; andere dagegen rüsteten sich zur Gegenwehr. Der Wirth und der Freiwerber geriethen einander in die Haare; ich ward auf's Jämmerlichste zwischen ihnen eingezwängt. Im Zelt war ein großer Tumult, man schrie, fluchte und prügelte sich. Grapen, Kaffeekannen, Fleischschüsseln, Bütten, alles ward umgestürzt. Das Spiel endigte endlich so, daß der Samojede hinausgetrieben wurde. Nachdem die Leute wieder zur Ruhe gekommen

waren, erzählte mein Wirth, daß ein Schmarotzer ihm neulich ein Schreiben gezeigt hätte, das von mir verfaßt und des Inhalts gewesen sein sollte, daß der Samojede in jedem Zelt für mich 20 Rubel Banko-Ass. erheben sollte. Die Widerspenstigen sollten gefangen nach Archangel geschickt werden. Für diese niedrige Betrügerei wollte mein Wirth seinen arglistigen Bruder bestrafen und betheuerte nun vor dem Heiligenbilde, daß der Betrüger nie mehr ungestraft in sein Zelt treten dürfte.

Nun wär' es wohl Zeit einige Worte von dem Bräutigam zu sprechen; doch ist freilich von demselben wenig zu erzählen, da er während der ganzen Zeit, die ich der Hochzeit beiwohnte, betrunken bei der Zeltthür lag. Außer einem blutigen Gesicht bemerkte ich an ihm nichts Besonderes. Er hatte eine gewaltige Maliza, d. h. einen mit der Haarseite dem Körper zugewandten Rennthierpelz, der seiner Form nach einem Hemde ähnlich war. Die Maliza war weder mit einem glänzenden Ueberzug, noch mit irgend einer zierlichen Hundsfellverbrämung versehen. Dem Aussehen nach war der Bräutigam andern Samojeden ähnlich; er hatte breite Backenknochen, dicke Lippen, kleine Augen, eine niedrige Stirn und eine platte Nase, welche fast eine gerade Linie mit der Stirn bildete, große Nasenlöcher, pechschwarzes, borstenähnliches Haar, einen spärlichen Bartwuchs, eine dunkle Haut mit mehreren Malen, die auch bei dem mongolischen Volke angetroffen werden. Die Braut war sehr jung, bei den Samojeden galt sie für eine wirkliche Schönheit. Ein kleines rundes Gesicht, volle, rosenrothe Wangen und Lippen, eine weiße Stirn, schwarze Locken, kleine dunkle Augen sind Kennzeichen einer Schönheit von dem samojedischen Stamm. So wird in einem samojedischen Liede eine Jungfrau wegen ihrer kleinen Augen, ihres breiten Gesichts und dessen Röthe, welche der Morgenröthe vor einem einbrechenden Unwetter gleicht, wegen ihrer geraden Nase und ihres auswärts gekehrten Ganges gepriesen. Etwas, was in hohem Grade zu der Anmuth einer jungen Samojedin beiträgt, ist ihre geschmackvolle Tracht: eine kurze Rennthierfelljacke, welche dicht anschließt, sich aber unten erweitert und an den Knieen mit einer reichlichen Verbrämung von Hundefell endet. Der zurückgeschlagene Kragen derselben, welcher auf der Brust zugeknöpft wird, sieht leicht und anmuthig aus. Die Waden werden von bunt zusammengeflickten Rennthierfellstückchen bedeckt. Diese Tracht an

eine Wand zu hängen und mit anatomischer Genauigkeit ihre Tausende und aber Tausende von bunten Stückchen zu untersuchen, hieße seine Lachmuskeln allzusehr anreizen; für eine lebensfrische Samojedin ist sie aber eine sehr natürliche Zierde. Oder liegt vielleicht keine Natur darin, daß eine Jungfrau sich scheut, ihre geschmeidige Gestalt in das zottige Fell eines wilden Thieres zu kleiden? Dieses Fell kann sie zwar nicht vollkommen entbehren, aber sie formt es mindestens nach ihren geschmeidigen Gliedern und benäht es mit Roth und Gelb und Blau, damit man sie nicht für einen Hund, ein Rennthier, einen Wolf oder etwas dergleichen halten möge.

Das wirklich Komische in dem Schmuck einer Samojedin sind ihre doppelten, mit Band zusammengeflickten und mit Knöpfen oder andern Zierrathen überdeckten Haarflechten, welche bisweilen auf die Fersen herabhängen. In dieser Nationaltracht zeigte sich auch die Braut an ihrem Hochzeitsfeste. Nur zwei Reihen kleiner Glasperlen über der Stirn machten sie unter den andern kenntlich. Uebrigens war sie nicht so betrunken wie ihre Spielgefährtinnen; an ihren amazonischen Spielen sah ich sie nie Theil nehmen. Unter den übrigen Mädchen und unter den Hochzeitsgästen überhaupt war es schwer einen Einzigen zu entdecken, der auf seinem Gesicht nicht blutige Spuren von einem ausgefochtenen Streit trug. Besonders nahm die Kampflust gegen Abend zu. Wohin man seinen Blick nur richtete, sah man die Leute mit einander in den Haaren. Zuerst ward die buschige, schwarze Perrücke angegriffen, darauf schlug man sich gegenseitig mit den Fäusten und nicht selten griff man nach Schlagwerkzeugen. Der Streit fing ohne alle Veranlassung an. Wenn zwei Personen auf einander stießen, flogen sie einander unwillkürlich in die Haare, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Hier gab und verlangte man keinen Pardon, ein Jeder schlug um sich, so gut er es vermochte. Der Besiegte blieb gewöhnlich auf dem Schnee liegen um sich zu erholen und der Sieger ging, um neue Heldenthaten zu vollführen.

Von diesem Schauspiel gesättigt, begaben wir uns nach dem Einbruch der Finsterniß auf die Heimfahrt.

XI.

Die Holländer in Japan.

Der Aufenthalt in Japan ist den Holländern seit der Ausrottung des Christenthums nur unter den drückendsten Bedingungen erlaubt. Schon ehe sie landen, werden sie von einer Wache in Empfang genommen und nach Desima gebracht, eine in der Bucht von Nangasaki von japanesischer Wasserbaukunst eigens für sie vom Meeresgrund aus aufgethürmte kleine Insel. Mit der Stadt Nangasaki verbindet dieselbe eine steinerne Brücke, aber ein hoher Wall verwehrt den Holländern den Einblick in die jenseitige Stadt, und den Japanesen nach Desima. Die Aussicht auf die sehr belebte Bucht ist allerdings frei, aber auch nur aus der Ferne, da kein japanesisches Boot eine ziemlich weit von der Insel durch eingeschlagene Pfähle bezeichnete Grenze überschreiten darf. Von den zwei Thoren auf der Insel wird das auf der Seeseite befindliche nur geöffnet, wenn holländische Schiffe im Hafen liegen, und das auf der Brücke befindliche ist mit einer starken Wache besetzt, welche ohne vorherige Erlaubniß und strenge Untersuchung weder Holländer noch Japanesen durchläßt.

Europäische Dienerschaft ist ihnen nicht gestattet, und selbst die japanesischen Bedienten müssen mit Sonnenuntergang die Insel verlassen. Die wenigen Japanesen, die mit den Holländern verkehren dürfen, müssen einen, mit ihrem Blute unterschriebenen Eid leisten, daß sie keine Freundschaft mit einem der Fremden schließen und ihnen keine Auskunft über die Sprache, die Gesetze, die Sitten, die Religion und die Geschichte Japans geben wollen — ein Eid, der trotz seiner feierlichen Form nicht sehr ängstlich gehalten wird.

Die Einförmigkeit dieses Gefangenlebens wird fast nur unterbrochen durch gelegentliche Besuche in Nangasaki und der Umgegend, zu denen die erforderliche Erlaubniß auf schriftliches Ansuchen zwar ertheilt wird, aber unter so

vielen Förmlichkeiten, daß man nur selten darum nachsucht. Die Begleitung einer gewissen Anzahl Dolmetscher, mehrerer Polizeibeamten und des Compradors, der alle, bei Gelegenheit des Ausflugs erforderlichen Zahlungen zu leisten hat, ist geboten. Da alle diese Personen auch noch ihre Dienerschaft bei sich haben, so besteht das Gefolge gewöhnlich aus 25—30 Mann. Außerdem kann jeder amtliche Begleiter noch eben so viel von seinen Freunden zur Theilnahme einladen, und die ganze Gesellschaft muß der durch die Erlaubniß eines Ausflugs begünstigte Holländer frei halten. Die Kosten durch Zuziehung eines holländischen Theilnehmers zu vermindern, ist nicht gestattet, und wenn zwei Holländer zu gleicher Zeit Erlaubniß erhalten, die Stadt zu besuchen, so wird die Zahl der Begleiter verdoppelt.

Will der Holländer einen Japanesen besuchen, oder ist er von einem Einwohner von Nangasaki eingeladen, so bedarf es ebenfalls einer besondern Erlaubniß, denn der für einen Ausflug ertheilte Paß gestattet ihm nicht, die Schwelle eines Privathauses zu überschreiten. Eben so muß er besonders einkommen, wenn er Zeuge eines der religiösen Feste sein will, wozu die Erlaubniß jedoch selten verweigert wird.

Die Japanesen feiern viel Feste, unter andern den Neujahrstag, an dessen Vorabend alle Schulden bezahlt werden müssen; ein zweites, wo man Nachts auf dem Meere in der Bucht Laternen schwimmen läßt, und aus ihrer glücklichen oder unglücklichen Fahrt das Schicksal der Seelen von abgeschiedenen Verwandten oder Freunden zu erkennen sucht; ferner das drollige Fest, wo Beamte von hoher Stellung und würdigem Alter Drachen steigen lassen, deren Faden mit zerbrochenen Glasstückchen bedeckt sind, und wo es darauf ankommt, den Faden eines Nebenbuhlers zu zerschneiden; endlich das noch drolligere, wo an einem Tage aus jedem Hause der Teufel ausgetrieben wird, indem man ihn entweder mit gekochten Erbsen oder mit Steinen wirft.

Ueber die nächste Umgebung von Nangasaki hinauszukommen, ist den Holländern nur alle vier Jahre gestattet, wenn sie das jährlich zu gebende Ehrengeschenk dem Sjogun persönlich in Jeddo überbringen. Früher fanden diese Reisen alljährlich statt, seit 1790 sind sie auf das jetzige Maaß

beschränkt. Die Vorbereitungen dazu sind ziemlich zeitraubend und von vielen Förmlichkeiten begleitet.

Wenn die gewöhnliche Zeit der Reise naht, fragt der Vorsteher der holländischen Faktorei (Opperhoofd) auf dem gewöhnlichen Wege bei dem Statthalter von Nangasaki ehrfurchtsvoll an, ob ein Besuch von ihm in Jeddo annehmbar sein dürfte. Der Statthalter giebt zur Antwort, daß die Huldigung des Opperhoofd angenommen werden würde, und fordert ihn auf, für die Aufrechthaltung der Ordnung in der Faktorei während seiner Abwesenheit zu sorgen.

Ursprünglich begleiteten den Vorsteher der Faktorei zwanzig seiner Landsleute nach Jeddo, aber diese Zahl hat sich allmählig mit dem Personal der Faktorei vermindert, und seitdem die Reise blos alle vier Jahre stattfindet, ist die Zahl der nach der Residenz des Sjoguns reisenden Holländer auf drei beschränkt, nämlich auf den Opperhoofd, seinen Secretair und seinen Arzt. Desto zahlreicher sind die sie begleitenden Japanesen. An ihrer Spitze steht ein oberster Polizeibeamter (ein Gobanyosi), auf dem die ganze Verantwortlichkeit für die Expedition lastet; die Casse führt jedoch nicht er, sondern der Ober-Dolmetscher, der eine bestimmte Summe zur Deckung der sämmtlichen Kosten für die Expedition erhält, welche Summe bei dem nächsten Verkauf von einer eigens dazu bestimmten Partie Waaren wieder herauskommen soll. Da dieser Ertrag aber nie ausreicht, deckt die japanesische Regierung das Fehlende — was genügend die Abneigung öfterer Reisen nach Jeddo zu erlauben erklärt. Unter den Begleitern niedern Ranges befinden sich Unterpolizeibeamte, Unterdolmetscher, Schreiber, Gepäckmeister, Aufseher der Träger u. s. w., im Ganzen etwa 35 Personen, welche alle der Statthalter ernennt. Diese Alle, Holländer und Japanesen, haben wieder ihre Dienerschaft, nämlich drei Köche, darunter zwei für die Holländer, zwei Ober- und fünf Unterbediente und außerdem noch 32 Bediente, von denen sechs für die Holländer bestimmt sind. Ferner ist es jedem der drei Holländer noch gestattet, auf eigene Kosten einen japanesischen Arzt, einen Privatdolmetsch und eine Anzahl Diener mitzunehmen.

Die Beschaffenheit der Straßen in Japan erfordert zum Weiterschaffen des Gepäcks Lastthiere oder Menschenkräfte, daher man auf einer

solchen Reise gewöhnlich einen Theil des Gepäcks zur See nach einem Hafen der Insel Nippon befördert; von da an aber wird es mit dem Zuge weiter geschafft, der auf dem Rest der Landreise durch Jeddo oft aus 200 Personen besteht. Nach japanesischen Begriffen ist dieses Gefolge jedoch sehr klein, denn wenn Reichsfürsten nach Jeddo reisen, so besteht ihr Gefolge aus 10, und selbst aus 20,000 Mann, wenn sie vom höchsten Range sind.

Auf der ganzen Reise wird der holländische Gesandte mit denselben Ehren wie ein Reichsfürst behandelt, aber nicht etwa, weil er Repräsentant des Königs von Holland ist, sondern weil er die ausgezeichnete Ehre genießen soll, das erhabene Antlitz des Sjogun zu schauen, denn in Nangasaki betrachtet ihn der sich keineswegs eines hohen Ranges erfreuende Statthalter als einen Untergeordneten, der, halb und halb zur wenig geachteten Klasse der Kaufleute gehörend, nur einen Degen tragen darf. Auf der Reise dagegen zeigt schon sein Tragsessel oder Norimoro durch die Länge der Tragstange, und die Zahl und den Schritt der Träger, und die nebenher getragene Theemaschine an, daß der darin Sitzende dieselbe Behandlung wie ein hoher Staatsbeamter beansprucht. Der Opperhoofd bleibt in seinem Norimoro, wo Alle andern, außer Reichsfürsten und kaiserlichen Statthalter, aussteigen und zu Fuß gehen müssen.

Die ganze Hin- und Herreise dauert ungefähr sieben Wochen, und geht erst zu Lande von Nangasaki bis Kokura, dann zu Wasser bis Osacca, von wo die Reise wieder zu Lande über Miaco nach Jeddo fortgesetzt wird. Der Zug geht in folgender Ordnung vor sich. Zuerst kommen die Geschenke, unter gehöriger Begleitung, und dann das Gepäck. Hierauf in gehöriger Entfernung die Reisenden selbst, voran ein Gepäckmeister und Aufseher der Führer, dann zwei Unterpolizeibeamte oder Banjos in Cajos oder Tragsesseln niederer Klasse, aber jeder begleitet von zwei Dienern, und zwei Trägern von Kleiderkisten, wie überhaupt jedem Norimoro oder Cajo die sämmtliche für die Darinsitzenden bestimmte Dienerschaft, sowie die ihrem Range angemessene Zahl von Kleiderkisten- und Regenmantelkorbträgern folgt. Nach den Banjos kommen die Schreiber der Dolmetscher, der Viceunterdolmetscher und der Unterdlometscher; der holländische Arzt, dem der Medicinkasten vorausgetragen wird; der Secretair; ein Aufseher; zwei

Aufseher der Träger; der Opperhoofd mit 8 Trägern, die sich ablösen, und auf deren Rücken die Initialien der holländisch-ostindischen Compagnie, (V. N. O. C.) gestickt sind. Bediente, Dolmetscher, Polizeibeamte ꝛc. folgen.

Die Landstraßen sind im Allgemeinen gut, doch erlauben die häufig zu übersteigenden Berge nicht die Anwendung von Wagen. Ueberall auf den Wegen sitzen eine Menge Verkäufer von Strohschuhen für Pferde und Ochsen; denn dies ist der einzige Schutz den die Hufe dieser Thiere in Japan bekommen und die schnelle Abnutzung derselben beschäftigt daher eine Anzahl von Menschen.

Die erste Stadt, welche die Reisenden auf der Hauptinsel Nippon betreten, ist Osacca, eine der fünf großen Städte des Reiches und die bedeutendste Handelsstadt Japans. Auf der Hinreise rasten die Holländer hier einige Tage, dürfen sich aber die Stadt nicht besehen, empfangen dagegen heimlich zahlreiche Besuche von Aerzten und Kranken. Selbst die für den Statthalter bestimmten Geschenke dürfen sie erst auf der Rückreise übergeben, wo sie alsdann ungehindert in der Stadt herumgehen dürfen.

Osacca erfreut sich eines Theaters, des einzigen, von dem die Holländer erzählen. Es ist ziemlich groß und hat außer dem Parterre drei Sitzreihen, die, wie die Logen in europäischen Theatern, schön verziert sind. Costüm und Dekorationen werden als geschmackvoll gerühmt, doch läßt sich das letzteren gespendete Lob schwer mit der anderwärts verlautenden Klage zusammenreimen, daß die Japanesen keinen Begriff von Perspective haben. Ihre Stücke behandeln meistens Stoffe aus der Geschichte und den Helden- und Göttersagen Japans; einige wenige stellen auch erdichtete Liebesabenteuer vor, und andere sind didaktisch. Charakteristisch für die Japanesen ist, daß Rachsucht und heroischer Muth stets als die Haupttugenden gefeiert werden, und daß die qualvollsten Martern auf der Bühne dargestellt werden. Einheit der Zeit und des Ortes ist ganz unbekannt. Ein Stück umfaßt oft die Geburt, das Leben und den Tod des Helden, und der Schauplatz wechselt von Insel zu Insel, und versteigt sich sogar in den Himmel, wenn die Abenteuer einer Gottheit den Stoff hergeben. Mehr als zwei Personen erscheinen nie, oder fast nie, zugleich auf der Bühne. Schauspielerinnen giebt es nicht, und ihre Rollen übernehmen Knaben.

Die größte Eigenthümlichkeit der japanesischen Bühne ist die Aufeinanderfolge der Darstellung. Oft werden drei Stücke an einem Tage gegeben, aber nicht wie bei uns, ungetheilt, sondern stückweise hintereinander, so daß die ersten Acte der drei Stücke hintereinander, dann die zweiten, und sofort, bis alle Stücke zu Ende sind, gegeben werden. Wer daher nur eins der Stücke sehen, oder nicht so lange hintereinander sitzen will, kann sich entfernen, um zu rauchen, Saki zu trinken, oder seinen Geschäften obzuliegen, und dann neugestärkt dem nächsten Acte seines Lieblingsstückes beiwohnen. Die japanesischen Damen scheinen jedoch keine Einwendungen gegen diese lange Theaterzeit zu machen, sondern sie im Gegentheil als eine willkommene Gelegenheit zu benutzen, den Reichthum ihrer Garderobe zu zeigen. Ihre Kammermädchen begleiten sie mit einem reichlichen Vorrathe von Kleidern in's Theater, und sie ziehen sich im Laufe des Nachmittags und Abends zu wiederholten Malen anders an.

Von Kawasaki, der letzten Station vor Jeddo, macht sich die Nähe einer großen Stadt durch die größere Lebendigkeit der Landstraßen, die zahlreichen Gefolge, die Größe der Wirthshäuser, und selbst durch einen Unterschied in der Tracht und dem Benehmen der Einwohner bemerklich. Jeddo hat breite Straßen, auf beiden Seiten mit Steinen gepflastert, und wie in anderen Städten, mit regelmäßig gebauten Häusern eingefaßt. Man sieht sehr große Gebäude und Läden, letztere mit Zeltdächern geschützt, vor denen zahlreiche junge Burschen mit lauter Stimme ihre Waaren anpreisen, und obgleich keine Wagen den Tumult vermehren, kann man doch das Gewühl und den Lärm in den Straßen Jeddos nur mit London vergleichen. Die Einwohnerzahl von Jeddo giebt man sehr verschieden von 500,000 bis 2 Millionen an.

In dieser ungeheuren Stadt leben die Holländer in noch strengerer Abgeschlossenheit, als in Desima, in vier Hinterstuben, während die Gemächer mit freierer Aussicht den japanesischen Begleitern vorbehalten sind. Letztere müssen, bis zum niedrigsten Träger herab, sich ebenso streng abgesperrt halten wie die Holländer, aber das Verbot besteht nur der Form nach, und wird von Beiden thatsächlich bei Seite gesetzt, wie das mit den meisten der strengen japanesischen Gesetze der Fall ist. Heimlich besucht

der Gobanyosi, so gut wie seine Begleiter, seine Familie und seine Bekannten, und er kann kaum anders, als den Holländern dieselbe Nachsicht angedeihen zu lassen. Letztere empfangen daher zahlreiche Besuche, sowohl von den Gelehrten des Jeddocollegiums, die sich mit Wißbegier nach den Fortschritten der Europäer in Mathematik, Mechanik, Astronomie u. s. w. erkundigen, wie von Vornehmen bis zu den Fürsten des Reichs, die stets verkleidet kommen. Auch das schöne Geschlecht pflegt sich mit charakteristischer Neugier einzustellen, wobei es dann stark über die Liqueure und Zuckerbäckereien, welche die Holländer mitbringen, hergeht. Vornehmere kündigen ihren Besuch meistens durch Geschenke an, die aus gewebten oder lackirten Waaren, Fächern, Tabackskasten, Pfeifen oder Curiositäten bestehen, und für die man durch ein Gegengeschenk danken muß. Die Fürsten sind stets sehr freundlich, gesprächig und unermüdlich in Fragen über europäische Künste, Wissenschaften, Sitten und Gebräuche, über die Lage und die Regierung Hollands und seiner ostindischen Besitzungen; von den politischen Verhältnissen Japans sprechen sie aber nie.

Auch Kaufleute, wie der Reisebericht eines Holländers erzählt, kamen und verschafften gern alle gewünschten Waaren, wenn auch ihr Verkauf verboten war. Unter der letztern Klasse von Besuchern befand sich auch ein Handelsherr von einem wahrhaft fabelhaften Reichthum. Er hieß Itsigoya, war Seidenhändler, und hatte in jeder großen Stadt des Reichs offne Läden. Wenn man an einem Ort ein Stück Waare von ihm kaufte, konnte man es, wenn es sonst unbeschädigt war, an jedem andern Ort, wo er einen Laden hatte, wieder umtauschen, wenn es einem nicht gefiel, ja, sich sogar das Geld zurückgeben lassen. Während des Aufenthalts jenes Holländers in Jeddo entstand eine große Feuersbrunst, die einen großen Theil der Stadt zerstörte, und bei der Itsigoya seine ganzen Laden mit einem Vorrath von 100,000 Pfd. gesponnener Seide verlor. Trotz des großen Verlustes, denn die Japanesen kennen keine Versicherungsanstalten, schickte er der holländischen Gesandschaft, deren Wohnung ebenfalls vom Feuer ergriffen wurde, 40 seiner Diener zum Beistand. Am zweiten Tage nach der Feuersbrunst baute er schon sein Haus wieder auf und zahlte jedem Zimmermann täglich drei Thaler.

Diese Feuersbrunst gab den Holländern Gelegenheit, ein klein wenig

mehr von Jeddo zu sehen, als gewöhnlich. Der obenerwähnte Reisebericht schildert sie in folgender Weise:

Um zehn Uhr früh am 22. April 1806 hörten wir, es sei Feuer in der Stadt, etwa 2 Meilen von unserer Wohnung. Da wegen der leichten Bauart der Häuser Feuer in Jeddo sehr häufig sind, achteten wir nicht weiter auf die Nachricht, aber die Flammen kamen näher und näher, und gegen drei Uhr Nachmittags geriethen durch die von einem starken Wind von dannen getragenen Funken vier Häuser um uns in Brand. Da wir schon zwei Stunden vorher zu packen angefangen hatten, so konnten wir uns nun ohne Verzug auf die Flucht begeben. Als wir auf die Straße kamen, stand Alles um uns in Flammen. Vor dem Feuer mit dem Winde zu fliehen, war gefährlich; wir liefen daher in schiefer Richtung durch eine Straße, die bereits brannte, und erreichten so das freie Feld hinter dem Feuer. Hier sah man überall die Fahnen der Fürsten, deren Paläste das Feuer bereits verzehrt hatte, und die mit ihren Familien und ihren Kindern hierher geflüchtet waren. Wir folgten ihrem Beispiel, und suchten uns einen Platz aus, wo wir eine kleine holländische Flagge aufpflanzten. Wir konnten jetzt die Feuerstätte übersehen, und ich habe nie so etwas Grauenhaftes gesehen. Die Schrecken des Flammenmeeres wurden noch erhöht durch das herzzerreißende Geschrei der fliehenden Weiber und Kinder.

Gegen Mittag löschte ein Platzregen das Feuer. Von unserm Wirth hörten wir, daß 37 fürstliche Paläste abgebrannt und 1200 Personen (darunter das Töchterchen des Fürsten von Awa) in den Flammen umgekommen oder ertrunken waren. Letzteres Unglück entstand dadurch, daß die berühmte Brücke Nippon Bas, die über den durch Jeddo strömenden Fluß führt, unter der Last der fliehenden Volksmenge brach, und die Hintennachfolgenden, welche die reißende Fortschritte machende Flamme zur Verzweiflung brachte und die nichts von dem Einsturz wußten, die Vordersten in das Wasser drängten. —

Der Aufenthalt der Holländer in Jeddo wurde mit der Audienz beim Sjogun beschlossen. Diese kann nur am 28. Tage jedes Monats stattfinden, und muß, wenn dieser Tag versäumt ist, auf vier Wochen verschoben werden, indem der 28. jedes japanischen Monats der zum Besuche Machen

und Empfangen bestimmte Tag ist. Die Deputation besteht nur aus dem Opperhoofd, dem Arzt und dem Secretair, die einen besondern mit Gold und Silber besetzten Staatsanzug tragen, und dem japanischen Ehrenkleid entsprechend, darüber einen Mantel von Sammt oder Atlas, den sie aber erst anlegen, wenn sie das Innere des Palastes betreten. Dem Opperhoofd wird sein Degen in einem schwarzen Sammtbeutel nachgetragen, denn kein Fremder darf bei dieser Gelegenheit bewaffnet sein. Vor dem Palastthore steigt die Deputation aus ihren Norimoros aus und geht zu Fuße weiter. Nur die drei Prinzen von Geblüt dürfen sich noch etwas weiter, bis vor „die Wache der hundert Mann“ tragen lassen. In dieser Wache erwarten die Deputation die Staatsräthe. Sie nimmt einstweilen auf rothbehangenen Bänken Platz, und wird mit Thee und Pfeifen bewirthet. Nachdem sich sämmtliche Staatsräthe versammelt haben, wird die Deputation eingeladen, durch noch mehrere Höfe hindurch in den eigentlichen Palast zu kommen, wo sie von Personen empfangen wird, die man, von ihren glattgeschorenen Köpfen abgesehen, für Hofpagen halten könnte. Sie bringen die Deputation in ein Wartezimmer, wo sie auf dem nach vorn schief abfallenden Fußboden Platz nimmt, aber die Füße mit dem Mantel bedeckt, denn es gilt für großen Mangel an Erziehung, die Füße zu zeigen. Nach einigem Warten erscheint der Statthalter von Nangasaki mit dem Commissar der Fremden, welche den Opperhoofd in die Audienzhalle führen, wo er eine Probe des für den Tag nothwendigen Ceremoniells ablegen muß, denn für jeden Verstoß gegen dasselbe ist der Statthalter verantwortlich. Nachdem der Opperhoofd dann wieder eine Zeitlang im Wartezimmer verweilt hat, begleitet er den Statthalter in die wirkliche Audienz. Zuerst gelangt er in die Halle der hundert Matten, welche diesen Namen führt, weil sie in der That mit hundert Matten von sechs Fuß Länge und drei Fuß Breite belegt ist. Hier bleibt der Oberdolmetsch zurück, und der Opperhoofd betritt mit dem Gouverneur von Nangasaki die Audienzhalle, wo die Geschenke der holländischen Regierung links aufgestellt sind. Auf der andern Seite sitzt der Sjogun, doch hat der Opperhoofd keine Gelegenheit, von ihm oder der Umgebung viel zu sehen; denn die ganze Ceremonie dauert kaum eine Minute und besteht darin, daß der Vorgestellte das japanesische Compliment auf der bezeichneten Stelle macht und einige Sekunden lang

stehen bleibt, den Fußboden mit der Stirn berührend, während ein Hofbedienter laut ruft: Capitan Holanda! Eine Todtenstille herrscht ringsum, und wird nur von dem Summen unterbrochen, mit welchem die Japanesen ihre tiefste Verehrung auszudrücken pflegen. Darauf giebt der ein paar Schritt weiter zurückstehende Statthalter von Nangasaki dem Opperhoofd ein Zeichen, daß die Audienz vorüber ist, und der Holländer verläßt dies Zimmer rückwärts und in tiefgebückter Stellung, rückwärts kriechend wie ein Krebs! Es ist natürlich bei diesem Ceremoniell unmöglich, ohne die Gesetze japanischer Höflichkeit zu verletzen, der merkwürdigen Umgebung die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken. Nur so viel bemerkt man, daß eine sehr große Anzahl Menschen anwesend ist.

An die Audienz bei dem Sjogun schließt sich ein Besuch bei seinem designirten Nachfolger, und ceremonielle Besuche bei verschiedenen Staatsbeamten, die drei Tage in Anspruch nehmen. Dann folgt noch eine Abschiedsaudienz bei dem Sjogun, in der sich derselbe aber durch den Staatsrath vertreten läßt, und nach welcher der Gesandte das Gegengeschenk des Kaisers, in dreißig Staatskleidern bestehend, empfängt. Abschiedsvisiten und Geschenkübersendungen der früher besuchten und beschenkten Großen schließen den letzten Tag des Aufenthalts in Jeddo und die Rückreise nach Nangasaki wird nun angetreten, die sich von der Herreise nur dadurch unterscheidet, daß die Gesandten auch in Miako dem Großrichter Geschenke überreichen und Gegengeschenke erhalten. Die Rückreise hat noch den besondern Reiz, daß sich die Holländer ungehindert die einzelnen Stationen, auf denen sie rasten, betrachten können, aber mit der Ankunft in Desima fängt die alte Einförmigkeit wieder von vorn an.

Australien.

I.

Eine Wasserhose in der Südsee.

Die Passatwinde hatten uns glücklich über die Linie bis zum achten Grad nördlicher Breite gebracht, als sie uns wieder verließen. Jetzt trat gänzliche Windstille ein, welcher am zweiten Tag ein heftiger Nordsturm folgte. Dieser, welcher einige Tage anhielt, schlug uns gänzlich aus unserm Curs, so daß wir vier Tage später uns im Angesicht von Mittel-Amerika oder vielmehr von Panama, zehn Meilen vom Lande ab, befanden. Hierauf wieder vollkommene Windstille, bei der wir uns nicht von der Stelle bewegen konnten.

Das Abenteuer, das wir während dieser Windstille erlebten, ist allzu merkwürdig, um es nicht weitläufiger zu beschreiben. — Unser Schiff hatte die ganze Nacht hindurch ruhig auf derselben Stelle gelegen, und am folgenden Morgen waren die Aussichten nicht besser. Der Tag schlich langsam hin, die Hitze war zum Ersticken. Auch der zweite Morgen brach ohne ein Lüftchen an. Gegen Mittag ward es unerträglich schwül. Da überzog sich der Himmel schwarz und dick. Schwere Gewitterwolken thürmten sich von allen Seiten empor und verfinsterten nicht nur die Luft, sondern entzogen auch das Land unseren Blicken, indem sie es wie mit Nacht bedeckten.

Es war drei Uhr Nachmittags. Noch immer rührte sich kein Lüftchen. Da wir mit jedem Augenblick das Losbrechen des Sturmes fürchteten,

hatten wir sämmtliche Segel gerefft und nur die nöthigen Sturmsegel gesetzt. Aller Augen beobachteten den Horizont unter banger Erwartung. Die Frage war, ob der Sturm von der See her losbrechen und uns an die Küste, also in das Verderben, schleudern oder ob er vom Lande herkommen und uns auf die offne See hinaustreiben würde; in letzterem Falle waren wir gerettet.

Ich stand gerade neben dem Capitain an der Leeseite und schaute mit ihm nach dem Lande zu, das wir freilich außer Sicht verloren hatten. Da bemerke ich, wie sich funfzig Schritte vom Schiffe ab leewärts die eben noch so glatte Oberfläche der See aufwellt und aufkräuselt. „Capitain", sag' ich, „Glück zu! da springt eine Landbrise auf." „Goddam!" gab der Capitain zur Antwort, nach der bezeichneten Stelle hinschauend, „das ist eine schlechte Brise; das ist eine Wasserhose!" Wie ein Lauffeuer ging dies Wort von einem Mund zum andern, und Alles, was Augen hatte, harrte jetzt mit ängstlicher Sorge der Dinge, die da kommen sollten.

Das Wasser, bis dahin nur gekräuselt, war nach wenigen Augenblicken schon in starker Arbeit; es gischte und sprudelte hoch auf, wie von unterirdischem Feuer gekocht. Dann bildete sich in schräger Richtung über der Stelle am Himmel eine weißgraue, bleifarbene, große Wolke, welche sich mit ihrem Mittelpunkte dem Meeresspiegel zu nahen schien. Das Wasser unten kochte und sprudelte stärker, und zwar in einem Umkreise von etwa dreißig Schritt. Außerhalb dieses Kreises war die See todt und spiegelglatt. — Das Getöse in dem Wasserkessel nahm von Augenblick zu Augenblick zu und glich dem Brausen eines großen Wasserfalls. Plötzlich erhob sich aus der Mitte des Kreises, von Nebelwellen hoch umspült, die Wassersäule und eilte mit Windesschnelle der über ihr stehenden Wolke zu; sie reckte sich aus dem Wasser wie der Leib einer riesigen Schlange. Ihr Durchmesser betrug etwa sieben Fuß, ihre Höhe aber schien zwischen vier- bis fünftausend Fuß zu sein. — In diesem gigantischen, gewundenen Cylinder nun wirbelten mit schallendem Getöse die Wasser des Oceans bis zu den Wolken hinauf, Alles, was sich in dem genannten Umkreise an Fischen, Seegras und dergleichen fand, mit sich hoch ziehend. Die übrige Atmosphäre war dabei ohne den mindesten Windhauch und drückend schwül. — Langsam schritt das Ungethüm vorwärts und näherte sich unserm

Schiffe; vergebens suchten wir es dadurch zu zerstören, daß wir mit unseren Gewehren und Kanonen hinfeuerten. Es war jetzt bis auf funfzehn Schritt nahe gekommen; wie konnten wir ihm ohne Wind in den Segeln entgehen? Augenscheinlich schritt es gerade auf unser Schiff zu. Auf diesem begann sich die Verzweiflung einzustellen. Die Matrosen, ihrer Religion nach Muhamedaner, zitterten am ganzen Leibe und beschworen alle von ihnen verehrten heiligen Wesen, selbst den Teufel, den sie Budu nannten, um Hülfe. Am possirlichsten aber betrug sich der Koch. Derselbe war zweimal nach Mekka gewallfahrtet, trug deshalb den grünen Turban und vertrat bei seinen Glaubensgenossen gewöhnlich die Stelle eines Geistlichen. Er hatte sofort seine Derwisch-Kleidung angelegt, und fing nun an, das Ungeheuer unter vielen Gebehrden zu beschwören; doch war er wahrlich nicht der Mann, dem Wind und Wellen gehorchten.

Als die Säule sich bis auf zehn Schritte genähert hatte, ließen wir das Schiff mittels des Steuers herumgehen. Ganz aus ihrem Bereiche brachten wir es freilich nicht. Mit Donnergepolter suchte sie unseres Fahrzeuges Hintertheil heim, und über das Quarterdeck weggehend, wirbelte sie die Bollwerke, das Compaßhäuschen und Alles, was dort lag, mit sich empor; des Capitains Boot aber, welches an der Außenseite des Quarterdecks seine Stelle hat, brach sie in zwei Stücke, von denen sie das eine uns ließ, während sie das andere verschlang. Den unglücklichen Hintermast drehte sie am ersten Topp rund ab, als wäre es eine Rübe, und führte ihn mit seinen Tauen und Raaen den Wolken zu. Wir konnten ihm lange mit den Augen folgen; dann verschlang ihn die unersättliche, bleifarbene Wolke. — Nachdem wir so die Bekanntschaft mit der Wasserhose unter Herzbeklemmung aus einer Nähe gemacht, aus welcher eine solche sicherlich selten beobachtet worden sein dürfte, hatten wir nach einigen Augenblicken die Herzerleichterung, das Ungeheuer auf der andern Seite des Schiffes wieder in See zu sehen. Es wandelte vielleicht noch vierzig Schritte fort; dann löste es sich plötzlich mit donnerähnlichem Getöse auf.

Noch immer hielt die Windstille an. Um sieben Uhr Abends entlud sich dann das aufgezogene Salzwasser über unserm Schiffe in der Gestalt eines Wolkenbruchs, der eine Viertelstunde anhielt. Die Luken gewährten nicht genug Abfluß, und wir mußten deshalb drei Fuß tief auf dem Deck im

Wasser waten. — Noch immer war Windstille; aber es begann jetzt von allen Seiten ein starkes Blitzen und Donnern. Gegen zehn Uhr hörte das Gewitter auf. Jetzt endlich empfingen wir einige wenige, aber sehr kräftige Windstöße, welche um elf Uhr einer kräftigen Landbrise Platz machten, mit deren Hülfe wir vom Lande ab und nordwestlichen Cours steuerten.

O, wie wohl war uns nun! Wie in jeder Beziehung reich an Hochgefühl und Seligkeit waren die jetzigen Augenblicke! Hatten wir nicht in der allereigenthümlichsten Gefahr geschwebt, und waren wir jetzt nicht gerettet? Wenn Luther irgendwo sagt: „Ich wollte nicht tausend Gulden nehmen, daß ich Rom nicht sollte gesehen haben," so kann ich mit Wahrheit sagen, daß auch ich nicht tausend Gulden nehmen würde, wenn ich dafür die eben vergangenen Stunden aus meinem Leben verkaufen sollte.

Endlich verwandelte sich auf dem Schiffe die bis dahin ernste Stimmung erst in Heiterkeit, dann in laute Fröhlichkeit. Ein Glas Grog wurde nach dem andern getrunken, und es regnete eine Menge der witzigsten Anspielungen auf die Wasserhose, die uns doch eben erst so großen Schrecken eingejagt und unsere Gesichter bleich gemacht hatte. — So ist der Mensch! —

II.

Sitten der Fidschi-Insulaner.

Die Fidschi-Gruppe besteht aus sieben Districten und steht unter vielen Häuptlingen, nämlich: 1) Ambau, 2) Rewa, 3) Verata, 4) Muthuata, 5) Somu-somu, 6) Naitasiri, 7) Mbua. Alle die kleinern Häuptlinge auf den verschiedenen Eilanden sind diesen mehr oder weniger unterworfen, und je nachdem die eine oder andere Partei im Krieg die Oberhand gewinnt, wechseln sie ihre Herren. Krieg ist die beständige Beschäftigung der Eingebornen, und nimmt ihre ganze Zeit und alle ihre Gedanken in Anspruch.

Obgleich die Fidschi-Bewohner, wie wir sehen werden, in verschiedenen nützlichen Künsten beträchtliche Fortschritte gemacht haben, so sind sie doch in mancher Beziehung die roheste und wildeste Rasse, welche es gegenwärtig auf dem Erdball geben mag. Der Verkehr, welchen sie mit Weißen gepflogen, hat wohl einigen Einfluß auf ihre politische Lage ausgeübt, scheint aber die barbarische Wildheit ihres Charakters nicht im geringsten gemildert zu haben. Auf dieser Gruppe kann man den Wilden in seinem Naturzustande sehen, und eine Vergleichung seines Charakters mit dem der Eingebornen derjenigen Gruppen, auf welchen das Evangelium mit Nutzen gepredigt worden ist, wird den Werth der Missionäre recht erkennen lassen.

Die Fidschi-Insulaner sind gewöhnlich über Mittelgröße und zeigen eine große Gesichtsverschiedenheit. Unter ihnen sind die Häuptlinge besonders groß, wohlgebaut und muskulös, während die niedrigeren Classen die von schwerer Arbeit und kärglicher Nahrung herrührende Magerkeit an den Tag legen. Ihre Farbe liegt gewöhnlich mitten inne zwischen der der schwarzen und kupferfarbigen Rasse, obgleich man Beispiele von beiden Extremen findet, ein Beweis, daß sie von zwei verschiedenen Rassen abstammen.

Die Gesichter der Mehrzahl sind lang, mit einem großen Mund, guten und schönen Zähnen, so wie einer wohlgeformten Nase. Doch sind Beispiele von schmalen und hohen Stirnen, platten Nasen, dicken Lippen, mit einem breiten und kurzen Kinn durchaus nicht selten; indeß haben sie nichts von dem Neger-Typus an sich. Die Augen der Fidschi-Insulaner sind gewöhnlich schön, nämlich schwarz und durchdringend. Einige haben übrigens auch rothe und blutunterlaufene, was wohl von dem häufigen Genusse der Ava herrührt. Der Ausdruck ihrer Gesichter ist meist unruhig und argwöhnisch; sie sind scharf beobachtend und schnell in ihren Bewegungen.

Die Häuptlinge schenken ihrem Kopfputz ganz besondere Achtsamkeit, zu welchem Zwecke sie alle Barbiere haben, deren einziges Geschäft die Sorge für die Häupter ihrer Gebieter ist. Man hält das Amt dieser Diener für so heilig, daß ihre Hände für jede andere Beschäftigung „tabu" sind, und sie nicht einmal ihre Nahrung selbst zu sich nehmen dürfen. Diese Barbiere werden A-vu-ni-ulu genannt, und es giebt deren bei jedem

Haushalt eines Häuptlings zwei bis zwölf. Um den Kopf ihres Gebieters in Ordnung zu bringen, bedarf es mehrerer Stunden, und dabei wird das Haar so eingetheilt und zubereitet, daß es von allen Seiten des Kopfes in Büscheln herabfällt, die oft acht Zoll von einander entfernt sind. Der Bart, welcher gleich sorgsam gepflegt wird, reicht oft bis zur Brust herab, und wenn ein Fidschi-Insulaner diese wichtigen Bestandtheile seiner Person wohl geordnet hat, so gebahrt er sich mit einem Bewußtsein, das ungemein lustig anzuschauen ist.

Das Haar wird beim Zurichten gehörig mit Oel eingeschmiert, das mit einer kohlenfarbigen Schwärze vermischt ist, bis es vollkommen damit gesättigt ist. Sodann nimmt der Barbier die aus einem langen und schmalen Schildkrot- oder Beinstäbchen bestehende Haarnadel, und zupft damit fast jedes einzelne Haar. Dadurch wird es kraus und aufrecht stehend. Der Haarbüschel wird dann platt gedrückt, bis er das Aussehen einer ungeheuren Perrücke hat. Ist dies zu Ende, so wird ein Stück „Tapa", so fein wie Fließpapier, in leichten Falten darum gewunden, um das Haar gegen Staub und Nebel zu schützen. Diese Bedeckung, welche einem Turban gleicht, heißt Sala, und darf von niemand anders als von Häuptlingen getragen werden. Jeder Versuch eines Kai-si oder einer gewöhnlichen Person, diesen Kopfputz anzunehmen, würde augenblicklich mit dem Tode gestraft werden. Wenn man die Sala in Acht nimmt, so kann man sie drei bis vier Wochen tragen, und das Haar wird nicht eher wieder frisch hergerichtet, als bis man sie wegnimmt; allein die vornehmen Häuptlinge und Dandies lassen selten einen Tag hingehen, ohne die Sala zu wechseln und ihr Haar frisch in Ordnung bringen zu lassen.

Die Sorge für ihren Kopfputz zieht noch eine ganz besonders eigenthümliche Gewohnheit nach sich und zwar, daß sie sich statt eines Kopfkissens beim Schlafen eines vierbeinigen Schemels bedienen, der aus Bambus oder anderm Holz gemacht ist, zwei Zoll im Durchmesser hat und zuweilen ausgehöhlt und verziert wird. Durch das fortwährende Liegen auf diesem Schemel bildet sich im Nacken ein harter Fleischklumpen, so groß wie ein Gänseei. Sie bedienen sich dieses Kopfkissens schon seit undenklichen Zeiten. Die Häuptlinge führen auf Reisen immer ihre eignen mit

sich. Die Kai-si oder das gemeine Volk macht sich dieselben an Ort und Stelle.

Die Fidschi-Insulaner sind ungemein veränderlich in ihrer Gesinnung. Sie lieben den Scherz, lachen sehr gerne, und können sich in einem Augenblick einer ausgelassenen Lustigkeit hingeben, von der sie in derselben Minute zu wahrhaft dämonischem Zorn übergehen, den sie durch Blicke an den Tag legen, die von denen, welche sie gelten, namentlich wenn sie sich in der Gewalt der wüthenden Eingebornen befinden, durchaus nicht mißverstanden werden können. Ihre Wuth macht sich selten in Worten Luft, sondern hat den Charakter der Bosheit. Ist ein Häuptling beleidigt, so spricht er selten ein Wort, sondern steckt Stäbe in die Erde, um die Ursache seines Zornes stets in der Erinnerung zu behalten. Die, welche diesen Zorn veranlaßt haben, wissen nun, daß es Zeit ist, ihn durch Sühngeschenke zu besänftigen, wenn sie die bösen Folgen vermeiden wollen. Sind dieselben zur Zufriedenheit des beleidigten Großen ausgefallen, so nimmt er die Stäbe weg, zum Zeichen, daß er versöhnt ist.

Habsucht ist ohne Zweifel einer der hervorragendsten Züge des Fidschi-Charakters und die Ursache vieler Verbrechen. Den Diebstahl treiben sie mit außerordentlicher Gewandtheit, auch sind sie äußerst heimtückisch und bei all ihrer Wildheit feig. Ein sehr ausgebildeter Charakterzug ist ihre Neigung zum Lügen. Sie sagen selbst dann lieber eine Unwahrheit, wenn die Wahrheit besser für ihre Zwecke passen würde, und im Gespräch mit ihnen kann man nur dadurch die Wahrheit erfahren, daß man sie warnt nicht gleich einem Fidschi-Manne zu reden, oder, mit andern Worten, keine Lügen zu sagen. Geschicktes Lügen wird als eine Vollkommenheit betrachtet, und wer darin Gewandtheit besitzt, ist sicher, überall, wo er hinkommt, ein bequemes Unterkommen und einen freundlichen Empfang zu finden. Ihre eigene Schwäche in dieser Beziehung macht sie nicht argwöhnisch, und sie glauben nicht leicht etwas, wenn es nicht sehr übertrieben ist.

Das Gastrecht verletzen sie niemals und man kann mit Bestimmtheit auf eine freundliche Aufnahme und Bewirthung in ihren Häusern rechnen, und sich auch, so lange man darin ist, für vollkommen sicher halten. Derselbe Eingeborne, welcher einige Yards von seinem Hause entfernt einen kommenden oder gehenden Gast um eines Messers oder einer Axt willen

ermorden würde, wird denselben mit Gefahr seines eigenen Lebens vertheidigen, sobald er die Schwelle seines Hauses überschritten hat.

Die feindseligen Gesinnungen der verschiedenen Stämme gegen einander machen den Krieg zur Hauptbeschäftigung aller Männer auf der ganzen Gruppe, und wo man so geneigt zu einem Angriff auf seine Nachbarn ist, da hält es nicht schwer plausible Gründe zum Beginnen von Feindseligkeiten zu finden. Die Kriege der Fidschi-Insulaner entstehen gewöhnlich aus einer zufälligen Beleidigung oder einem Mißverständniß, welche Gelegenheit die mächtigere Partei zur Ausbreitung ihrer Herrschaft oder Vermehrung ihres Besitzthums benutzt. Oft wird dies schon durch bloße Drohungen erreicht, indem man die schwächere Partei so lange schreckt, bis sie die Forderung an Gebiet oder anderm Besitzthum bewilligt. Verfehlen diese Drohungen jedoch ihren Zweck, so wird eine förmliche Kriegserklärung durch einen Beamten gemacht, der in seinen Verrichtungen den Herolden der Römer gleicht. Jede Stadt hat einen solchen, der in großer Achtung steht und dessen Worte stets für wahr gelten. Erscheint er in der Stadt der Gegenpartei, wo er stets mit der größten Aufmerksamkeit empfangen wird, so führt er eine Ava-Wurzel mit sich, welche er den Häuptlingen überreicht, indem er sagt: „Korai sa tatau, sa kalu" (ich wünsche euch guten Tag; es ist Krieg). Die übliche Antwort darauf lautet: „Sa vi naka, sa lako talo ki" (es ist gut, kehre nach Haus zurück). Nun werden auf beiden Seiten Vorbereitungen getroffen, und wenn sie einen redlichen offenen Kampf führen wollen, so schickt die eine Partei der andern einen Boten und läßt fragen, welche Stadt sie zuerst anzugreifen gedenken. Die Antwort ist manchmal wahr, dient aber in vielen Fällen nur dazu, ihre wahren Absichten zu verbergen, im letztern Falle jedoch selten mit Erfolg; im erstern erscheinen beide Parteien auf dem bestimmten Platze.

Die Städte sind gewöhnlich mit einer starken, aus Brodfrucht- oder Cocosnußbäumen gefertigten Verpallisadirung befestigt, und von einem zum Theil mit Wasser gefüllten Graben umgeben. Meistens haben sie zwei Eingänge mit so schmalen Thüren, daß nur eine Person passiren kann. Das Dorf Waitora, etwa zwei Meilen nördlich von Levuka gelegen, wird von den Eingebornen für einen sehr starken Platz gehalten. Dasselbe wurde

von den H.H. Hale und Sandford besucht, welche folgende Beschreibung davon gaben: Es liegt auf einem Hügel, und man kann sich ihm nur auf einem schmalen Pfad längs der schlüpfrigen Kante eines felsigen Berggrats nähern. Am Ende dieses Pfades befindet sich ein freier Platz, der mit einer steinernen Mauer umgeben und innen mit Häusern ausgefüllt ist. In der Mitte erhebt sich ein etwa 20 Fuß hoher und 100 im Gevierte haltender Felsen, auf dessen Spitze man durch eine natürliche Treppe gelangt, die von den in den Felsenspalten festsitzenden Wurzeln eines Bananenbaums gebildet wird. Der Baum selbst mit seinen zahlreichen Stämmen überragt und überschattet den ganzen Felsen, in dessen Mitte ein Haus steht, das zwei Fidschi-Trommeln enthält, auf deren Schall hin die Eingebornen sich zu Hauf versammeln.

Belagerungen solcher befestigten Ortschaften währen selten lange, denn wenn der angreifende Theil nicht sogleich erfolgreich ist, so wird er durch den Mangel an Lebensmitteln, an welchen sie selten für mehr als zwei bis drei Tage Vorrath haben, zum Rückzuge genöthigt. Obgleich solche Berennungen von kurzer Dauer sind, so währt der Krieg doch oft sehr lange fort ohne ein entscheidendes Resultat. Wenn eine der beiden Parteien Frieden wünscht, so schickt sie einen Gesandten, der einen Wallfischzahn als ein Zeichen der Unterwerfung mit sich führt. Die siegreiche Partei verlangt von der besiegten häufig, ihr das Recht auf den Boden abzutreten, in welchem Falle die letztere einen Korb voll mit Erde aus ihrem Districte sendet; die Annahme desselben ist das Zeichen des Friedens, aber von der Zeit an verpflichten sich die Besiegten zur Bezahlung eines jährlichen Tributes. Neben dieser Last lassen ihnen die mächtigeren Stämme oftmals sagen, daß sie schon seit geraumer Zeit her kein Geschenk mehr erhalten hätten, und wenn diese Mahnung keinen Erfolg hat, so folgt der Botschaft auf dem Fuße eine bewaffnete Streitmacht, von welcher der widerspenstige Stamm oder Ort manchmal völlig vernichtet wird. Ein solcher Bote führt ein Stück Ava mit sich, welches er dem Häuptling der Stadt in der Rathsversammlung überreicht, der es brauen läßt, worauf die Botschaft ausgerichtet wird. Wenn aber eine Botschaft nach Ambau oder an einen höheren Häuptling gesendet wird, so hat der Bote stets ein Geschenk von Lebensmitteln oder andern werthvollen Gegenständen bei sich.



Sitten der Fidschi-Jnsulaner.

Ist eine Stadt genöthigt um eine Capitulation zu bitten, um das Leben der Bewohner zu schonen, so müssen die Häuptlinge und vornehmsten Einwohner auf Händen und Füßen zu ihren Siegern hinrutschen, um Verzeihung bitten und um Gnade flehen. Ferner werden die Töchter der Häuptlinge herbeigebracht und den Siegern angeboten, von den niederen Classen dagegen Einzelne zum Opfer für die Götter ausgesucht. Allein selbst solche harte Bedingungen genügen nicht immer, sondern es werden oft sämmtliche Einwohner kaltblütig hingeschlachtet oder zu Sklaven gemacht. Um ein so fürchterliches Schicksal von sich abzuhalten, suchen die meisten schwachen Stämme sich dadurch Sicherheit zu verschaffen, daß sie sich auf hohen und fast unzugänglichen Felsen ansiedeln. Einige derselben sind so steil, daß es außer den Eingebornen wohl Niemandem gelingen würde sie zu ersteigen; allein von ihnen sieht man selbst Weiber an den fast senkrechten, oft 50 bis 60 Fuß hohen Felswänden mit Wasser-, Yams- und andern Lasten hinaufklettern.

Stämme, welche keinen solchen Zufluchtsort haben, müssen unter dem Schutze eines mächtigen Häuptlings Zuflucht suchen, wofür sie ihren Beschützern im Kriege Beistand leisten müssen.

Die Fidschi-Insulaner verehren verschiedene Gottheiten: die erste derselben ist Ndengei, der in Form einer großen Schlange angebetet wird, und in dem an der Westgrenze von Vitilevu gelegenen District Nakauvaudra wohnen soll. Zu dieser Gottheit begiebt sich, ihrem Glauben zufolge, der Geist unmittelbar nach dem Tode, entweder zur Reinigung oder Bestrafung. Es dürfen jedoch nicht alle Geister nach dem Richterort des Ndengei kommen, denn auf dem Weg dahin soll ein ungeheurer, mit einer großen Axt bewaffneter Riese fortwährend auf der Wacht stehen, und mit seiner Waffe alle, die sich ihm nahen, zu verwunden suchen. Die auf solche Weise Verwundeten dürfen sich dem Ndengei nicht zeigen, sondern müssen in den Bergen herumwandern. Ob der Geist verwundet werde oder nicht, hängt nicht von seinem Verhalten im Leben ab, sondern dem Streich zu entgehen wird einzig und allein für eine Sache des guten Glücks angesehen.

Dem Ndengei zunächst im Range stehen seine beiden Söhne,

Tokairambe und Tui Lakemba*). Diese machen die Vermittler zwischen ihrem Vater und den niedrigeren Geistern. Sie sollen unter der Gestalt von Menschen an der Thüre von ihres Vaters Hütte stehen, wo sie die Gebete und Bitten der hingeschiedenen Seelen empfangen und ihrem Vater überbringen. Die Enkel des Ndengei stehen in der dritten Rangstufe. Deren giebt es unzählige, und jeder hat eine besondere Pflicht zu erfüllen, von welchen die gewöhnlichste darin besteht, über Eilande und Inseln zu wachen.

Neben diesen wohlwollenden Wesen glauben sie noch an bösartige und feindliche Götter. Diese wohnen in ihrem Hades, welchen sie Mbulu (unter der Erde) nennen. Hier herrscht ein grausamer Tyrann mit grimmigem Aussehen, welchen sie Lothia heißen. Samuialo (Seelenzerstörer) ist sein College, und sitzt auf dem Rand einer ungeheuren heißen Höhle, in welche er die abgeschiedenen Seelen hineinwirft. Ferner verehren sie noch Rokora, den Gott der Zimmerleute, und Rokavona, den Gott der Fischer.

Einige wenige Eingeborne verehren einen bösen Geist, welchen sie Ruku batin dua (den einzahnigen Herrn) nennen. Er wird in Gestalt eines Mannes dargestellt, der statt der Arme Flügel hat und mit Klauen versehen ist, um seine Opfer zu fassen. Sein Zahn wird als so groß dargestellt, daß er bis an die Spitze seines Kopfes geht, und man sagt von ihm, daß er durch die Luft fliege und dabei Feuerfunken sprühe. Die Gottlosen, welche ihm gehören, soll er im Feuer rösten.

Diese Gottheiten, welche so eben angeführt worden sind, werden von Priestern bedient, Ambati genannt, und in Gebäuden verehrt, welche den Namen Mbure oder Geisthäuser tragen. Jede Stadt hat wenigstens ein solches Gebäude, oft aber mehrere, welche auch zur Bewirthung der Fremden, so wie zum Abhalten von Berathungen und anderen öffentlichen Versammlungen dienen.

Das Amt eines Ambati ist gewöhnlich erblich, doch muß derselbe sich einer Prüfung unterwerfen, ehe er als ein solcher anerkannt wird, und öffentlich beweisen, daß der Kalou mit ihm im Verkehr steht. Zu diesem

*) Einige sagen, er habe nur einen Sohn, Mautu (die Brodfrucht) genannt.

Zwecke bringt man Opfer dar, welche ganz in dem Belieben desjenigen stehen, der sie giebt. Alsdann verfügen sich die Häuptlinge mit großem Gepränge nach dem Mbure, wo sich der Priester befindet. Die Häuptlinge und das Volk setzen sich in buntem Gemisch in einen Halbkreis, welche Art des Sitzens als eine Handlung der Demuth seitens der Häuptlinge als den Göttern wohlgefällig betrachtet wird. Wenn alles in Bereitschaft ist, so übergiebt der vornehmste Häuptling einen Wallfischzahn. Der Priester nimmt ihn in seine Hände, betrachtet ihn mit niedergeschlagenen Augen fest und bleibt eine Zeitlang ganz ruhig. In wenigen Minuten sieht man sein Gesicht sich verzerren, was nach ihrem Glauben ein Zeichen ist, daß der Gott in seinen Körper einzieht. Seine Glieder zeigen dann zunächst eine heftige Muskelbewegung, welche zunimmt, bis sein ganzer Körper verrenkt ist und zittert, wie von einem heftigen Fieber geschüttelt; die Augenballen rollen und treten hervor; das Blut scheint mit Gewalt gegen den Kopf hin- und zurück zu wogen; Thränen entströmen seinen Augen; seine Brust hebt sich schwer; seine Lippen werden schwarzgelb und seine Reden verwirrt. In Kurzem gleicht sein Körper ganz dem eines Rasenden. Endlich strömt starker Schweiß aus allen seinen Poren, wodurch er erleichtert und der Paroxysmus allmälig vermindert wird. Darauf versinkt er wieder in einen Zustand der Ruhe, wobei er nach allen Seiten um sich blickt, bis er plötzlich den Boden mit einer Keule schlägt, zum Zeichen, daß der Gott wieder von ihm fort ist. Alles, was der Priester in diesem Zustande der Aufregung sagt, wird als eine directe Antwort der Götter auf die Gebete derjenigen betrachtet, welche das Opfer dargebracht haben. Die Lebensmittel, aus welchen das Opfer besteht, werden nun ausgetheilt und Ava bereitet, aber im größten Stillschweigen gegessen und getrunken. Der Priester nimmt am Mahle Theil und ißt immer mit großer Gier, um sich von seiner Erschöpfung zu erholen und zu stärken.

Hat ein Ambati eine solche Ceremonie mit Erfolg überstanden, so wird er zu diesem Amte für tauglich betrachtet und kann Besitz von dem Mbure nehmen. Die Häuptlinge haben indeß wenig Achtung vor der Macht der Priester, und benutzen dieselben nur dazu, um das Volk leichter regieren zu können.

Die Veranlassungen, bei welchen die Priester in Schauer verfallen

müssen, sind meist folgende: eine gute Yams- und Taro-Ernte zu erflehen; beim Ausziehen zum Kampf; für glückliche Reisen; für Regen; für Stürme, damit Boote und Schiffe an's Ufer getrieben werden und die Eingebornen sich ihrer Ladung bemächtigen können; für die Vernichtung ihrer Feinde und dergleichen mehr.

Die Ehen der Fidschi-Insulaner werden durch religiöse Ceremonien eingesegnet und bei hohen Häuptlingen mit großer Förmlichkeit und Pracht beschlossen. Der Ambati oder Priester nimmt seinen Sitz dem Bräutigam zu seiner Rechten und der Braut zu seiner Linken. Dann fleht er den Schutz des Gottes oder Geistes für die Braut an, worauf er sie zu dem Bräutigam führt, ihre Hände zusammenlegt, und sie zugleich zur Liebe, Ehre, zum Gehorsam und zur Treue bis in den Tod ermahnt. Dann ruft er alle Götter der Stadt oder Insel auf, wobei er sich sehr in Acht nimmt keinen zu vergessen, damit nicht die solchergestalt vernachlässigte Gottheit dem durch ihn vereinigten Paare Unheil zufüge. Er endigt die Ceremonie mit dem Rufe: „Mana" (es ist zu Ende), auf welchen das Volk antwortet: „Ndina" (es ist wahr).

Zur Verheirathung des Mädchens bedarf es der Einwilligung ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Bruders, welche von dem Bräutigam eingeholt werden muß. Selbst wenn Vater und Mutter einwilligen, verhindert die Weigerung des Bruders die Heirath; allein mit seiner Zustimmung kann dieselbe stattfinden, selbst wenn Vater und Mutter sich ihr widersetzen.

Jeder Mann kann so viel Frauen nehmen als er zu ernähren vermag, und die Häuptlinge sind schon in der Jugend mit vielen verlobt, um ihre politischen Verbindungen durch Bande auszubreiten, welche, ihren Sitten gemäß, nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Stirbt der verlobte Mann, ehe das Mädchen erwachsen ist, so folgt ihm sein nächst ältester Bruder in den betreffenden Rechten nach. Auch gezwungene Heirathen kommen zuweilen vor, obgleich sie in dieser Classe nur selten sind und gewöhnlich den Selbstmord zur Folge haben. Ein Fall dieser Art war erst kürzlich vorgekommen, wo die Tochter des Häuptlings von Ovolau sich selbst tödtete, indem sie sich in einen Abgrund hinter der Stadt stürzte, weil man sie zu einer Heirath gezwungen hatte. Die Weiber aus den niedern Classen haben keine solche zarte Bedenken. Bei ihnen sind die Heirathen mehr Sache

des Handels, und auf dem größten Theil der Gruppe werden dieselben wie eine Waare gekauft und angesehen. Der gewöhnliche Kaufpreis ist ein Wallfischzahn oder eine Flinte, und ist dies erst bezahlt, so hat der Mann ein vollständiges Recht auf die Person des Weibes, das er selbst abschlachten und aufessen kann, wenn er Lust dazu hat.

Der Glaube an ein künftiges Leben ohne irgend eine religiöse oder sittliche Verpflichtung ist die Quelle vieler fürchterlichen Gebräuche. Darunter gehört, daß sie ihre Eltern umbringen, wenn sie in ein vorgerücktes Alter treten, der Selbstmord, die Ermordung der Weiber bei dem Leichenbegängniß ihrer Männer, Menschenopfer. Es ist ein ganz gewöhnliches Ereigniß, daß ein Vater oder eine Mutter ihren Kindern anzeigen, es sei Zeit für sie zu sterben, oder daß ein Sohn seinen Eltern erklärt, sie fallen ihm zur Last. In beiden Fällen werden die Freunde zusammengerufen und von dem Falle unterrichtet. Alsdann findet eine Berathung statt, die gewöhnlich damit endet, daß dem Verlangen nachgegeben wird, worauf ein Tag festgesetzt wird, gewöhnlich auf eine Zeit, wo Taro und Yams reif sind, damit man gleich das Nöthige zu einem großen Feste hat, das Mburua heißt. Die betagte Person wird gefragt, ob sie vor dem Begräbniß erdrosselt oder lebendig begraben sein wolle. Wenn der festgesetzte Tag heranrückt, so bringen die Verwandten und Freunde Tapas, Matten und Oel als Geschenke. Sie werden wie bei andern Begräbnißfesten empfangen, und alle trauern zusammen, bis der für die Ceremonie bestimmte Tag herankommt. Die betagte Person bezeichnet sodann den Platz, wo das Grab gegraben werden soll, und während die einen es machen, legen die andern ein neues Maro und Turbane an. Ist das Grab, welches eine Tiefe von ungefähr vier Fuß hat, fertig, so wird das Opfer hineingehoben, während die Verwandten und Freunde ihre Klagen beginnen, weinen und sich schneiden, wie sie es bei andern Leichenbegängnissen thun. Dann geben ihm alle einen Scheidekuß, worauf der lebende Körper zugedeckt wird, zuerst mit Matten und Tapa, welche um den Kopf gewickelt werden, und dann mit Holz und Erde, welche man zusammenstampft. Wenn dies geschehen, so entfernen sich alle und werden „tabu“. In der nächstfolgenden Nacht begiebt sich der Sohn allein zum Grab, und legt ein Stück Ava-Wurzel darauf, was das vei-tala oder Lebewohl heißt.

Hr. Hunt, einer der Missionäre, war Zeuge mehrerer solcher Handlungen gewesen. Bei einer Gelegenheit wurde er von einem jungen Mann aufgefordert, für den Geist seiner Mutter zu beten, welche todt sei. Hr. Hunt lebte zuerst der Hoffnung, daß dies ihm eine Veranlassung bieten werde, seine große Sache zu fördern. Auf Befragen erzählte ihm der junge Mann, daß er und seine Brüder grade im Begriff seien sie zu begraben. Hr. Hunt begleitete den jungen Mann, indem er sagte, daß er der Procession folgen und seinen Wunsch erfüllen wolle; wie sie aber die Procession erreichten, zeigte der junge Mann auf seine Mutter, welche so heiter und munter als irgend jemand im Zug mitging und augenscheinlich sehr vergnügt war. Hr. Hunt drückte dem jungen Manne sein Erstaunen aus und fragte, wie er ihn so sehr täuschen könne, daß er seine Mutter für todt ausgebe, während sie doch am Leben und vollkommen wohl sei. Darauf wurde ihm die Erwiderung, daß sie ihr Todtenfest bereitet hätten und jetzt im Begriff seien, sie zu begraben, sie sei alt; er und seine Brüder hätten gedacht, sie habe lange genug gelebt, es sei jetzt Zeit sie zu begraben, worein sie auch gerne gewilligt, und sie wollten es jetzt thun. Er sei zu Herrn Hunt gekommen, um ihn um sein Gebet zu ersuchen, wie sie dies auch bei ihrem Priester gethan hätten. Er fügte bei, sie hätten aus Liebe zu ihrer Mutter so gehandelt; aus derselben Liebe wollten sie sie jetzt begraben, und Niemand sonst als sie könne oder dürfe ein so heiliges Geschäft verrichten. Herr Hunt that Alles, was in seiner Macht stand, um eine so teuflische Handlung zu verhindern; allein man gab ihm sonst keine Antwort als: sie sei ihre Mutter, sie seien ihre Kinder, und sie müßten deshalb sie tödten. Als man bei dem Grabe ankam, setzte sich die Mutter nieder, worauf das ganze Gefolge, Kinder, Enkel, Verwandte und Freunde, herzlichen und zärtlichen Abschied von ihr nahmen. Dann legten ihr ihre Söhne einen aus gedrehter Tapa verfertigten Strick zweimal um den Hals und erdrosselten sie damit, worauf sie mit den üblichen Ceremonien in das Grab gelegt wurde. Dann kehrten sie zum Trauerfest zurück, und nun war das Weib so ganz vergessen, als ob sie gar nie gelebt hätte.

Herr Hunt überraschte mich, nachdem er diese Erzählung beendigt hatte, nicht wenig durch die Aeußerung, daß er die Fidschi-Insulaner für ein Volk halte, das seine Eltern zärtlich liebe, indem er beifügte, es hätten ihn viele

derselben versichert, daß sie die Sitte, wonach Niemand sonst als die Kinder diese Pflicht üben könne, für einen großen Beweis von Liebe halten. Dieselbe Ansicht sprachen auch alle übrigen weißen Ansiedler aus.

Kurze Zeit vor unserer Ankunft that ein alter Mann von Levuka etwas, das einen seiner Enkel ärgerte, worauf dieser Steine nach ihm warf. Der alte Mann that gar nichts, aber entfernte sich und sagte, er habe nun lange genug gelebt, da seine Enkel ihn ungestraft mit Steinen werfen könnten. Dann bat er seine Kinder und Freunde ihn zu begraben, worein diese auch willigten. Es wurde ein Fest bereitet, er in seine beste Tapa gekleidet und sein Gesicht geschwärzt. Darauf setzte man ihn in sein Grab, so daß sein Kopf zwei Fuß niedriger war als der Rand, umwickelte ihn mit Tapa und Matten und stampfte die Erde fest. Während dies geschah, hörte man ihn sich darüber beklagen, daß sie ihm wehe thäten und so hart drückten.

Selbstmord ist durchaus nicht selten, und sie glauben, daß sie so, wie sie das Leben verlassen, immer nachher bleiben werden. Dies ist ein mächtiger Beweggrund, daß sie eher freiwillig sterben, als daß sie Krüppel oder schwach werden.

Weiber werden bei dem Begräbniß ihrer Männer häufig erdrosselt oder lebendig begraben, und gemeiniglich auf ihre eigene Bitte. Von Fällen dieser Art waren die weißen Ansiedler häufig Zeugen. Bei einer solchen Veranlassung vertrieb Whippy*) die Mörder, befreite das Weib und schaffte sie in sein eignes Haus, wo sie wieder in's Leben gebracht wurde. Allein weit entfernt, ihm für ihre Rettung dankbar zu sein, überhäufte sie ihn mit Schimpf und bezeugte ihm stets nachher den tödtlichsten Haß. Daß Weiber mit ihren Männern zu sterben wünschen, ist keineswegs auffallend, wenn man bedenkt, daß es einen Artikel ihres Glaubens ausmacht, daß sie nur auf diese Weise in das Reich der Seligen kommen können, und daß diejenige, welche ihren Tod mit der größten Ergebung erträgt, in dem Lande der Geister das Lieblingsweib werden wird.

Das Opfer ist indeß nicht immer freiwillig, und wenn ein Weib sich weigert, sich erdrosseln zu lassen, so wird sie von ihren Verwandten oft dazu gezwungen. Dies geschieht aus eigennützigen Beweggründen, denn durch

*) Ein auf den Fidschi-Inseln sich aufhaltender Engländer.

ihren Tod bekommen sie ein Recht auf die Verlassenschaft ihres Mannes. Selbst eine Zögerung wird zum Gegenstand des Vorwurfs gemacht. So wurden bei dem Leichenbegängniß des letzten Königs Ulivou, welchem der Missionär Cargill anwohnte, seine fünf Weiber und eine Tochter erdrosselt. Die erste Gemahlin verzögerte die Ceremonie, indem sie von ihrer Umgebung Abschied nahm, worauf Tanoa, der gegenwärtige König, sie schmählte. Das Opfer war seine eigne Muhme, und er half ihr den Strick um den Nacken legen und sie erdrosseln, ein Dienst, den er, wie er sagte, seiner eignen Mutter geleistet habe.

Indeß bitten nicht bloß viele Eingeborne ihre Freunde sie zu ermorden, um der Altersschwäche zu entgehen, oder bringen sich aus diesem Grunde selbst um's Leben, sondern auch die Familien haben einen solchen Widerwillen davor, ungestaltete oder verstümmelte Personen unter sich zu haben, daß diejenigen, denen ein solches Mißgeschick begegnet ist, fast immer getödtet werden. Man erzählte mir ein Beispiel der Art, wo ein Knabe, dem ein Haifisch das Bein weggebissen hatte, erdrosselt wurde, obgleich einer der weißen Ansiedler sich seiner angenommen hatte und jede Aussicht auf seine Rettung vorhanden war. Als Grund für seine Ermordung gab man sonst weiter nichts an, als daß er, wenn er am Leben geblieben wäre, für seine Familie eine Schande gewesen sein würde, da er nur ein Bein gehabt habe.

Wenn ein Eingeborner, sei es Mann, Weib oder Kind, an einer langwierigen Krankheit darniederliegt, so wird ihm entweder der Kopf umgedreht, oder er wird erdrosselt. Herr Hunt behauptete, daß dies häufig vorkomme und daß er nur mit Mühe einen seiner eignen Dienstboten, der nachher wieder ganz gesund geworden sei, vor diesem Schicksal habe bewahren können.

Fast ist es unmöglich, sich einen Begriff von den schrecklichen Gebräuchen dieser Wilden zu machen, welche von den Missionären persönlich beobachtet wurden und auf eine so glaubwürdige Quelle hin keinen Augenblick bezweifelt werden können. Sie sagen aus, daß sie während der ganzen Dauer ihres Aufenthalts nur ein einziges Beispiel eines natürlichen Todes kennen; die übrigen seien alle entweder lebendig begraben oder erdrosselt worden. Dahin gehört nun auch das Essen von Menschenfleisch, und dieses beschränkt

sich nicht nur auf Opfer oder andere religiöse Feste, sondern wird aus Gewohnheit und Neigung getrieben. Das Bestehen dieses Cannibalismus, unabhängig von abergläubischen Meinungen, ist von Vielen bezweifelt worden. Es ist jedoch keine Frage, daß derselbe, obgleich er in einem Religionsgebrauch seinen Ursprung haben mag, sich auf der Fidschi-Gruppe doch mehr aus dem Geschmack an Menschenfleisch als Nahrung fort erhält. Ihre Liebe dazu mag man daraus entnehmen, daß sie die Gewohnheit haben, ihren entfernt wohnenden Freunden Stücke solchen Fleisches als angenehmes Geschenk zu überschicken, und daß die Gabe verzehrt wird, selbst wenn sie schon theilweise in Verwesung übergegangen. Sie schätzen diese Speise so hoch, daß das größte Lob, welches sie einer Delicatesse geben, darin besteht, zu sagen, sie sei so zart wie ein todter Mensch. Ja sie stellen auch solche Opfer häufiger deswegen an, um ihre Neigung für diese schauderhafte Speise zu befriedigen, als aus Rache.

Gewöhnlich sind die Opfer von einem entfernten Stamme und werden auf dem Wege der Unterhandlung gewonnen. Hat man sie zu diesem Zweck ausgelesen, so werden sie häufig noch eine Zeitlang gemästet. Will man sie opfern, so läßt man sie auf dem Boden sitzen, wobei sie die Beine unterschlagen und ihre Arme dicht vor sich hinhalten müssen. In dieser Stellung werden sie alsdann so fest gebunden, daß sie sich weder rühren, noch ein Glied bewegen können. Dann setzt man sie auf den gewöhnlichen Ofen, auf heiße Steine, bedeckt sie mit Blättern und Erde und röstet sie so bei lebendigem Leibe. Wenn der Körper vollkommen gebraten ist, wird er vom Ofen abgenommen und ihm das Gesicht geschwärzt, wie dies die Eingebornen bei festlichen Veranlassungen thun. Dann wird er nach dem Mbure gebracht, den Göttern geopfert, zerschnitten und unter das Volk vertheilt, welches ihn mit Lust verzehrt.

Die Leiber der im Kampfe gefallenen Feinde werden ebenfalls stets gegessen. Whippy erzählt, daß er bei einer Veranlassung einmal zehn Männer habe braten sehen, und mehrere der weißen Ansiedler sagten aus, daß sie Leichname gesehen hätten, die man mit großer Gier und augenscheinlicher Lust verzehrt habe, obgleich sie schon so alt gewesen seien, daß sie vor Fäule ganz grün ausgesehen hätten und das Fleisch von den Beinen sich losgeschält habe. Der Krieg kann jedoch ihrem Appetit nach dierse

Speise nicht Genüge thun, und man versucht sich dieselbe deshalb mit List und Gewalt zu verschaffen. Während unsres Aufenthalts in Levuka wurden von einer Anzahl mit Muschelnsammeln und Fischen beschäftigter Weiber durch ein den Lasikaus oder Fischerleuten gehöriges Canoe, welches an dem Riff vorüberfuhr, zwei ergriffen und davon geführt, wahrscheinlich in cannibalischer Absicht. Als ich die Geschichte hörte, wollte ich sie anfangs nicht glauben; sie wurde mir jedoch von Tui Levuka bestätigt, der mir sagte, daß die Lasikaus häufig Weiber von den Riffen wegstehlen, um sie zu verzehren.

Aller Zweifel schwand übrigens, als Herr Eld während eines Aufenthalts im Observatorium Augenzeuge eines Vorfalls dieser Art war. Die Tochter des Vi Tonga-Häuptlings war mit einigen ihrer Gefährtinnen in einem kleinen Canoe am Riff mit Fischen beschäftigt. Durch einen Zufall wurde das Canoe vom Wasser fortgeführt, wodurch sie für Jeden, der sie ergreifen wollte, zur Beute wurden. Ein Canoe von Ambau hatte die armen Wesen gleich einem Hay bewacht und fuhr, als es den Unfall bemerkt, auf sie los. Es gelang auch den im Canoe befindlichen Männern wirklich, sich der Tochter des Häuptlings zu bemächtigen und sie mit Gewalt in ihr Schiff zu bringen. Als sie jedoch dem Ufer nahe kamen, versuchte sie zu fliehen, indem sie über Bord sprang, und sie erreichte auch wirklich das Land, ehe man sie einholen konnte. Keule und Speere wurden nach ihr geworfen, jedoch ohne daß ihr weitere Beschädigung zugefügt worden wäre, als ein leichter Ritz unter dem Arm und eine Quetschung an ihrer Schulter. Am Strand wurde sie von ihren Freunden empfangen, welche zu ihrem Schutz bereit standen, worauf die Ambau-Männer von der Verfolgung abließen.

Die cannibalische Neigung beschränkt sich indeß nicht auf Feinde oder Personen von einem andern Stamme, sondern sie verspeisen das Fleisch ihrer theuersten Freunde, und man sagt sogar, daß bei theuren Zeiten die Familien ihre Kinder zu diesem fürchterlichen Zwecke austauschen. Das Fleisch von Weibern wird dem der Männer vorgezogen, und die Stücke des Armes vom Ellenbogen aufwärts, so wie das Dickbein, gelten als die leckersten Bissen. Die Weiber dürfen es nicht öffentlich essen, doch sollen die Weiber von Häuptlingen heimlich gleichfalls daran Theil nehmen. Auch

den Kai-si oder dem gemeinen Volke ist es verboten, so lange nicht ein großer Vorrath davon vorhanden; doch darf es die Knochen abnagen.

Als weiteres Beispiel dieser cannibalischen Neigung, und daß das Hinschlachten eines Menschen, um ihren Leidenschaften und ihrem Gaumen zu fröhnen, fast täglich vorkommt, führen wir an, daß bei einem Festmahle, das unter den Häuptlingen häufig stattfindet, und wozu jeder ein Schwein liefern muß, Tanoa aus Hochmuth und Prahlerei stets einen menschlichen Körper giebt.

Ein Wallfischzahn ist so ungefähr der Preis für ein Menschenleben, selbst wenn der Erschlagene von Rang ist, wie aus der nachfolgenden Anekdote erhellt. Rivaletta, der jüngste Sohn Tanoa's, spähte eines Tages, während er in seinem Canoe an der nördlichen Spitze von Ovolau hinfuhr, eine mit dem Fischfang beschäftigte Schaar aus. Er beschloß schnell sich ihrer Beute zu bemächtigen, fuhr zu diesem Zweck rasch mitten unter sie hinein, und feuerte seine Muskete ab. Der Schuß tödtete einen jungen Mann, den Neffen des Tui Levuka, Häuptlings von Ovolau, als welcher er von dem Gefolge Rivaletta's erkannt wurde. Allein diese Entdeckung hielt sie nicht im mindesten ab, den Leichnam nach Ambau zu führen, um ihn dort zu verspeisen. Damit man ihn dort nicht erkenne, wurde sein Gesicht entstellt, indem man es an dem im Canoe aufgemachten Feuer verbrannte. Tanoa hatte die Sache aber bald erfahren und sandte dem Tui Levuka alsbald einen Wallfischzahn als Ersatz für den Verlust, so wie eine Anzahl dem Ambau-Volk abgeschnittener kleiner Finger als Sühnopfer. Der Ersatz wurde von Tui Levuka als genügend anerkannt und von der Sache weiter keine Notiz genommen.

Die Art, wie das Volk der Fidschi-Gruppe seine Zeiteintheilung macht, steht mit der Natur ihres Klimas im Einklang. Sie stehen gewöhnlich sehr früh auf, und ehe sie an die Arbeit gehen, waschen sie sich und trinken Ava.

Die Ceremonie, unter welcher der König Ava trinkt, ist in Somu-somu ganz eigenthümlich. Am frühen Morgen ist das erste, was man hört, des Königs Herold oder Sprecher, der vor dessen Hause ruft: „Yango-na ei ava“, etwa wie ein Muezzin in der Türkei, nur nicht von einem Thurm herab. Darauf antwortet das Volk aus allen Theilen des Kora „Mama“

(bereite Ava). Die bedeutendsten Männer und Häuptlinge versammeln sich nun alsbald von allen Seiten her und bringen ihr Avagefäß und eine Avawurzel nach dem Mbure, wo sie sich zu „talanoa," d. h. zu einem Gespräch über die Tagesangelegenheiten niedersetzen, während die jüngeren die Ava bereiten. Diejenigen, welche letzteres Geschäft verrichten, müssen reine und frische Zähne haben und dürfen bei schwerer Strafe nichts von dem Getränke kosten. Sobald die Avawurzel gekaut ist, wird sie in die Avaschale geworfen und dann unter großer Förmlichkeit mit Wasser begossen.

Des Königs Herold ruft dann mit einem eigenthümlich gedehnten weinerlichen Tone „Sevu-rui-a-na" (macht das Opfer). Darauf wird eine beträchtliche Zeit zugebracht, die Ava durch Cocosnuß-Fasern zu pressen, und wenn dies gethan ist, wiederholt der Herold mit noch größerer Feierlichkeit seinen Befehl: „Sevu-rui-a-na." Wenn er denselben mehreremale geschrieen, fallen die Häuptlinge ein und alle singen: „Mana endina sendina le." Nun wird einer Person befohlen, dem König seine Ava zu bringen, worauf der Gesang von Neuem angeht. Der Sprecher ruft dann ihren obersten Gott Tava-Sana an, und sie wiederholen die Namen ihrer verstorbenen Freunde, indem sie dieselben bitten, über sie zu wachen und ihnen gnädig zu sein. Hierauf beten sie für Regen, für das Leben des Königs, für die Ankunft von wangara Papalangi (fremden Schiffen), damit sie Reichthümer bekommen und in Freuden leben möchten. Auf dieses Gebet folgt der ungemein feierliche Gegenruf „Mana endina" (Amen, Amen). Dann wiederholen sie mehreremale „Mana endina sendina le." So oft diese Worte wiederholt werden, erheben sie ihre Stimmen zur höchsten Höhe und schließen mit „O-ya-ye," das sie in einem Tone aussprechen, der einem fürchterlichen Schrei gleicht. Dieser Ruf geht herum, indem er von allen Einwohnern des Koro wiederholt wird, bis er die äußersten Grenzen erreicht, und wenn er aufhört, trinkt der König seine Ava. Alle Häuptlinge klatschen mit großer Regelmäßigkeit in die Hände während er trinkt, und ist er fertig, so trinken auch die Häuptlinge ihre Ava ohne weitere Förmlichkeiten. Dann werden die Tagesgeschäfte begonnen. Das Volk thut nie etwas am Morgen, bis der König seine Ava getrunken hat. Selbst ein Fremder darf es nicht wagen, etwas zu thun oder einen Lärm zu machen,

bevor diese Ceremonie vorüber ist oder während sie vor sich geht, wenn anders er mit dem König und Volk auf gutem Fuß bleiben will.

Nun gehen sie an die Arbeit, welche bis zehn oder elf Uhr dauert, worauf sie nach Haus zurückkehren, sich baden und mit Kokosnußöl einreiben. Wenn dies geschehen, nehmen sie eine leichte Mahlzeit ein. Am Nachmittag schlafen oder faullenzen sie, und die höhern Classen putzen sich, was einen großen Theil ihrer Zeit in Anspruch nimmt. Wenn dies vorüber, gehen sie nach dem Mbure, machen Besuche oder lungern herum und gaffen (sara sara). Abends nehmen sie die Hauptmahlzeit ein (vakasi ya levu), auf welche sie viele Zeit verwenden. Das Gesicht wird jeden Tag bemalt. Man benutzt ein Gemisch aus dem Oel der Maiketa und dem Ruß der Laudi-Nuß, um dasselbe zu schwärzen. Und kann dies durch eine zinnoberrothe Nase, einige zerstreute Punkte von derselben Farbe im Gesicht, oder einen breiten, quer über das ganze Gesicht gehenden Streifen noch mehr heraus-gehoben werden, dann halten sie sich für unübertrefflich schön und können ganze Stunden lang unbeweglich vor einem Sechskreuzerspiegel sitzen, um sich zu bewundern. Der Turban oder Sala und der Maro sind die aus-zeichnenden Merkmale der Häuptlinge. Die erstern sind sehr groß mit weiten Falten; die Länge des letztern richtet sich nach dem Range der Person die ihn trägt. Der Sala besteht aus feiner Tapa, dem Taffet ähnlich, und ein bis zwölfmal um den Kopf gewunden. Der Maro oder Siavo, welcher zum vollständigen Anzug des Häuptlings gehört, ist manchmal funfzig Yards lang, und bei feierlichen Gelegenheiten sah ich welche, die so lang waren, daß sie von einem Schleppträger nachgetragen werden mußten.

Mächtige Häuptlinge tragen eine einzelne Muschel der cypraea aurora und ein Stück von einem großen rothen Spondylus als Verzierung um den Hals. Beide Zierden werden hochgeschätzt und erben vom Vater auf den Sohn fort. Einige tragen auch ein Halsband von Wallfischzähnen, die wie Klauen geformt sind; andere wieder Perlenschnüre, einige auch Menschenzähne, die sie den unglücklichen Opfern ihrer Cannibalen-Schmäuse abgenommen; andere endlich Schnüre von cypraea moneta und manchmal von der großen Venusmuschel. Auch Armbänder werden getragen, zu welchem Zweck man die Trochus-Muschel aushöhlt. Die Art und Weise wie der Haarpfriemen getragen wird, zeigt den Rang an. Niemand als

der König trägt ihn vorn. Die an Rang ihm zunächst Kommenden tragen ihn etwas auf der Seite, während die niederen Classen ihn, wie die Schreiber ihre Federn, hinter dem Ohr stecken haben. Sie haben eine sehr hohe Meinung von ihrem Geschmack im Anzug, und man kann sagen, daß darin hauptsächlich ihr Nationalstolz besteht.

Die Weiber dürfen keine Tapa tragen*) und ihre Kleidung ist leicht und knapp. Sie besteht blos aus dem Liku, einer Art Band, das aus der Rinde des Vau oder hibiscus gemacht wird. Auch ist das Tättowiren nur bei den Weibern üblich, und zwar glauben diese, daß dies ein Paß für die andere Welt sei, wo dasselbe bewirke, daß sie nicht von ihrem eignen Geschlecht verfolgt werden könnten, von dem ihnen eine Anzahl auf Befehl der Götter entgegenkomme, und sie, wenn sie nicht tättowirt wären, mit scharfen Muscheln bewaffnet unaufhörlich durch die untern Regionen jage. Dieser Aberglaube ist so stark, daß, wenn Mädchen sterben, bevor sie tättowirt werden, ihre Freunde sie bemalen, daß es wie eine Tättowirung aussieht, um den Priester zu täuschen und dem Zorn der Götter zu entgehen. Sie tättowiren sich auch häufig den ganzen Rand des Mundes, was angeblich geschieht, um Runzeln zu verhindern. Das Fidschi-Wort für Tättowiren ist ngia. Es geschieht nur von Weibern, welche dazu ein Werkzeug gebrauchen, das bati ni ngia genannt wird. Man taucht dasselbe in ein Gemeng von Laudinuß-Ruß und Oel, und schlägt es dann mittelst eines Zuckerrohrs in den Körper ein.

Beide Geschlechter haben die Ohrläppchen durchbohrt; die Weiber nur auf einem Ohr, die Männer auf beiden. Um die Löcher offen zu halten, werden Taparollen, Holz- oder Muschelstücke hineingeschoben, die manchmal so groß sind, daß die Ohren auseinanderreißen. Ich sah einen Eingebornen, der ein so großes Loch in den Ohren hatte, daß man die Hand durchstecken konnte.

---

*) Dieses Verbot scheint in der Eifersucht ihres eigenen Geschlechts seinen Grund zu haben, das jede hart straft, welche dasselbe übertritt. Als ein Beispiel hierfür zeigte mir Whippy ein altes Weib aus Levuka, der es einst in den Sinn kam, ein kleines Stück Tapa auf dem Kopf zu tragen, mit dem sie sich in dem Dorfe zeigte, worauf die übrigen Weiber über sie herfielen und ihr, nachdem sie sie fast todtgeprügelt hatten, die Nase abbissen und so ein Denkmal ihrer eigenen Eitelkeit und der Wildheit des schönen Geschlechts im Fidschilande setzten.

Die Weiber machen Kränze von natürlichen und künstlichen Blumen, womit sie sich und ihre Männer schmücken. Diese Gewohnheit ist indeß hier nicht so allgemein, wie auf Taheiti. Männer und Weiber bedienen sich der rothen Schminke äußerst gern, und ein wenig rothe Farbe wird für die kostbarste Erwerbung angesehen. Sie verwenden ganze Stunden dazu, um sich aufzuputzen und zu schmücken. Zu Zeiten sieht man sie auch, wo sie die Köpfe ganz mit Leim eingeschmiert, während andere sie glatt geschoren und nur eine einzelne Locke auf einer Seite haben, was ihnen ein sehr possierliches Aussehen giebt.

Obgleich fast ganz nackt, haben diese Eingebornen doch ein großes Schamgefühl und halten es für äußerst unschicklich, den ganzen Körper zu zeigen. Wenn man je einen Mann oder ein Weib ohne den Maro oder Liku sähe, so würde die betreffende Person gewiß getödtet. Als einen Beweis dafür wollen wir einen Vorfall berichten, der sich während des Aufenthaltes der französischen Expedition auf Levuka zutrug. Eine Abtheilung französischer Matrosen war an's Land geschickt worden, um ihre Gefäße mit Wasser aus dem Bach zu füllen, der durch die Stadt fließt. Da sie bei diesem Geschäft im Wasser standen, so hatten sie alle ihre Kleider abgelegt und wurden also von den Häuptlingen und dem Volk ganz nackt gesehen, worauf sogleich eine Deputation an Capitän d'Urville geschickt wurde, um ihm diese Unschicklichkeit vorzustellen und ihn zu bitten, daß er seinen Leuten nicht mehr erlauben möge dies zu thun.

Das Volk hält seine Körper wohl eingeölt, was sie als ein Mittel gegen Erkältungen betrachten. Eine Fidschi-Mutter sucht daher auch vor allen andern Erzeugnissen der civilisirten Welt eine Glasflasche zu erhalten, um ihr wohlriechendes Oel darin aufzubewahren, und schon am frühen Morgen kann man die Schaar ihrer Kinder um sie herum sehen, die sie zuerst wäscht und dann so lange mit Oel einreibt, bis sie hübsch glänzen.

Die Sprache der Fidschi-Insulaner ist äußerst wortreich, denn es besteht bereits eine Sammlung von fünftausend sechshundert Wörtern, und noch ist dieselbe lange nicht vollständig. Sie hat besondere Namen für jede Staude und für jede Grasart, welche auf den Inseln wachsen; die Namen der verschiedenen Yamsarten steigen zu mehr denn funfzig an; es giebt Wörter für jede Art von Kokosnüssen sowohl, als für jedes Stadium der

Reife, von der Knospe bis zur zeitigen Frucht. Man kann die leisesten Meinungsschattirungen wiedergeben; so z. B. giebt es nicht weniger als fünf Wörter für unser „Thorheit“, von denen jedes seine besondere Nebenbedeutung hat. Eine Eigenthümlichkeit der Sprache besteht in der Zusammensetzung von Mitlautern ohne Hülfe der gewöhnlichen Anzahl Vocale; z. B. „ndrondrolagi“, ein Regenbogen; und dies bewirkt eine solche Schwierigkeit der Aussprache, daß die Eingebornen keiner andern Gruppe diese Töne aussprechen können, wenn sie nicht von Jugend auf in der Fidschi-Gruppe gelebt haben.

Ackerbau ist nächst dem Kriege ihre Hauptbeschäftigung. Diesem widmen sie große Sorgfalt, und die Fruchtbarkeit des Bodens sowohl wie das Klima der Inseln kommen ihnen dabei sehr zu Hülfe. Sie haben eine große Menge eßbarer Früchte und Wurzeln, welche sie pflanzen, nebst vielen andern Bodenprodukten, die ihnen hinlänglich Nahrung geben.

Die Feldarbeiten und die Erscheinungen der Vegetation dienen ihrem Kalender zur Grundlage und geben einigen ihrer Monate oder Jahresabtheilungen die Namen.

Es kann Niemand diese Inseln besuchen, ohne ein tiefes Bedauern darüber zu fühlen, daß ein so schöner Theil von Gottes Schöpfung täglich und stündlich durch Handlungen von solch' gräßlicher Entartung entweiht wird, wie sie da vorkommen. Die Zeit wird indeß auch früher oder später kommen, wo es den Missionären durch ihre Ausdauer, ihren Muth und ihre Hingebung gelingen wird, diese Insulaner von ihren sinnlichen und wilden Gewohnheiten abzubringen und für edlere Regungen empfänglich zu machen.

III.

Die Schlangen in Australien.

In Australien gibt es keine Klapperschlangen; die gewöhnlichsten Schlangenarten daselbst sind schwarz, braun oder grau; ihr Umfang beträgt zwölf bis fünfzehn Zoll und ihre Länge zwölf bis vierzehn Fuß. Die kleinsten gelten für

gefährlicher als die großen, deren Biß dennoch manchmal tödtlich wird. Von denen anderer Länder sind die australischen Schlangen auffallend verschieden; diese Reptilien halten sich gewöhnlich vorzugsweise an gewissen Orten auf und man darf sich deshalb nicht ohne die größte Vorsicht Gesträuchen nähern, oder sich auf einen Baumstamm setzen. Man erzählt von einem Jäger, welcher, obgleich aufmerksam weiterschreitend, zweimal an demselben Tage in Gefahr gerieth, den Fuß auf eine große braune Schlange zu setzen, indem er über einen umgefällten Baum kletterte. An einem Tage hat man am Rande eines Sumpfes am Georgefluß deren zwölf getödtet. Die größte Art ist eine Boa, welche die Ansiedler Diamantenschlange nennen, wegen der Flecken, womit ihre Haut gesprenkelt ist; indeß wechselt dieser Name nach der Gegend und der Verschiedenheit der Abarten. Man erzählt von dieser Schlange folgende Anekdote, welche dem Muthe eines zehnjährigen Kindes Ehre macht. Es erblickte, als es an einem Teiche spielte, eine große Diamantenschlange in der tiefen Grube eines entwurzelten Baumes. Die Gelegenheit schien ihm günstig, um seinem Bruder, einem Studenten der Arzneikunde zu Edinburgh, einen interessanten Gegenstand aus der Naturgeschichte verschaffen zu können. Da der Kopf des Reptils glatt auf der Erde lag, schnitt der Knabe rasch einen Baumast ab, den er an einem Ende zuspitzte. Sein Zweck war, der Schlange den Hals zu durchstechen, sie an den Boden zu heften und so umzubringen, ohne die Haut allzusehr zu beschädigen. Er schritt vorsichtig näher und es gelang ihm anfänglich ganz wohl; der Pfahl war lang und spitz und konnte den Kopf der Schlange wohl festhalten, aber das Schwierigste kam nach. Ungeachtet seiner Anstrengungen gelang es dem Reptil, eines seiner Beine zu fassen, und die Kraft seines Feindes ermessend, sah er ein, daß ihm nichts anderes übrig bleibe, als es mit seinem Messer zu durchbohren, wo er es erreichen könne, ohne sich weiter um die Haut zu bekümmern. Nach einigen Minuten eines hartnäckigen Kampfes gelang es ihm, den Theil zu durchschneiden, der sich um sein Bein rollte, und er zog den Pfahl zurück, worauf die Schlange zu entfliehen suchte. Allein der Knabe hatte keine Lust, die Frucht seines Sieges zu verlieren, und schlug so lange auf sie los, bis sie todt war; dieses Reptil war mehr als zehn Schuh lang.

Der Gefahr vor den Schlangen bleibt man sogar in den größern

Städten ausgesetzt, weil die Thiere oft mit dem Brennholz hereingebracht werden. Ein reicher Einwohner von Sydney verlor auf diese Weise einen sehr schönen Hund in dem Hofe seines eignen Hauses, und ein Mann, welcher das Holz sammelte, hatte seine ganze Geistesgegenwart von nöthen, um bei dieser Gelegenheit einer dringenden Gefahr zu entgehen. Er trug ein großes Stück von einem Baumstamm auf der Schulter, als plötzlich an seinem Gesicht anstreifend eine Schlange daraus hervorschoß Der arme Teufel warf schnell seine Last ab und suchte nach der Schlange, von der er keine Spur finden konnte, als er sich plötzlich besann, daß sie in die sehr weite Tasche seiner Beinkleider gefallen sein könnte. Er zitterte davor, sie hervorkommen zu sehen; aber bald faßte er wieder Muth, löste seinen Gürtel auf, ließ seine Beinkleider langsam niedergleiten, zog die Füße heraus, schlug die Beinkleider heftig auf die Erde, und so gelang es ihm, das Gewürm zu zerschmettern.

Eine Art Schlange, welche sehr giftig ist, verdankt ihren Namen „Teppichschlange" den vielfarbigen Zeichnungen ihrer Haut. Ein Gutsbesitzer, der in seinem Baumgarten Obst pflückte, fiel vor Schrecken vom Baume herab, als er plötzlich eine dieser Schlangen unter den Blättern verborgen sah, die sogleich todtgeschlagen wurde. Eine andere derselben Art wurde getödtet, als sie durch die Nepéanbucht schwamm.

Obgleich es in Australien wenige unschädliche Schlangen giebt, wie die, welche in Westindien in die Wohnungen dringen, so sind doch die schädlichen nicht alle gleich gefährlich. Einige Personen jagten einst in einem Gehölze; eine davon wurde von einer Schlange gebissen, die ein schwarzer Eingeborener noch erblickte, bevor sie entfliehen konnte. Der Verwundete, welcher seine letzte Stunde nahe glaubte, fing an in Eile sein Testament niederzuschreiben; aber der Schwarze versicherte in seiner Creolensprache, daß er nicht sterben, wohl aber sogleich ganz gelb werden würde. Das geschah auch: sei es durch die Wirkung der Angst auf Leber und Galle, oder die des Bisses, er ward gelb und starb nicht. Zu Windsor (Stadt in Cumberland), wurde ein Neger, der allein auf dem Felde arbeitete, von einer Schlange gebissen. Er wollte augenblicklich in die Stadt zurückkehren, in deren Nähe er sich befand, allein die Kräfte fehlten ihm; er fiel nieder und wurde auf der Straße gefunden, wo er vergeblich sich nach einer Pfütze zu schleppen

versuchte, um an ihr seinen Durst zu löschen. Man trug ihn in die Stadt und unser Neger wurde gerufen. Zuerst warf er sich in die Brust, nahm eine wichtige Miene an, um seine Kunst hervorzuheben, und verlangte Salz; mit diesem füllte er sich den Mund und saugte so lange an der Wunde, bis der Kranke heftige Schmerzen empfand; dann verlangte er allein gelassen u werden und eilte nach der Hecke, wo der Mann gebissen worden war. Man folgte ihm ungeachtet seines Verbotes und sah ihn heftig ausspucken und sich wie ein Wüthender gebehrden. Nach einer Viertelstunde kehrte er eilig zurück und sagte, er sei noch nicht zu Ende; nun fing er von neuem zu saugen an und entwich abermals; endlich eine halbe Stunde später kam er gemächlich herbei und sagte für das Leben des Kranken gut, der auch wirklich seine Gesundheit wieder erlangte.

Einige der kleinen Schlangenarten sind sehr niedlich. Eines Tages glaubte Miß B., welche eine Villa in der Nähe von Sydney bewohnte, in einer der Alleen ihres Gartens einen gewundenen Baumzweig zu sehen, der mit farbigem Moos bewachsen sei; sie hob ihn auf, um ihn näher zu betrachten; es war eine der giftigsten kleinen Schlangen; sie hatte dieselbe zum Glück so leicht angefaßt, daß sie ihr aus den Fingern gleiten konnte; sie wollte sie aufbewahren, aber ihr Gärtner schlug sie unbarmherzig mit der Hacke todt.

Dieselbe Miß B. war ein andermal Zeuge einer schrecklichen Wirkung der Fascination; sie ging mit Miß A. durch niedriges Gebüsch, was sie öfter nöthigte hinter einander zu bleiben. Plötzlich sah sich Miß B. allein; sie wendet sich nach ihrer Begleiterin um, welche sie starr am Boden gewurzelt erblickt; sie ruft ihr zu, keine Antwort — sie nähert sich und beunruhigt sich ernstlich über den Zustand der Miß A., welche eine Hand auf einen Strauch gestützt, mit der andern etwas von sich abzuwehren sucht; ihr steifer und unbeweglicher Körper war leicht rückwärts gebogen, während der Kopf sich vorneigte; ihre Augen waren starr, weit offen, die Lippen verzerrt; sie schien nicht mehr zu athmen. Miß B. ruft ihr abermals vergeblich zu; sie blickt in der Richtung ihrer Augen hin und wird in dem dichten Gebüsch nichts gewahr; sie nähert sich und nun wird auch sie von Schreck ergriffen. Auf dem Boden, 6—8 Fuß entfernt, sieht sie eine große Schlange um sich selber gerollt, welche ihren scheußlichen Kopf hebt und

zum Sprunge bereit ist; ihre Augen funkelten, wie in höllischer Freude; zwischen ihren bloßen Zähnen hervor streckt sie die gespaltene Zunge, die in der Abendsonne glänzt. Miß A., wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, macht einen Schritt gegen sie; diese unwillkürliche Bewegung rettet sie; Miß B., aus ihrer vorübergehenden Betäubung gerissen, faßt ihren Arm und stößt einen durchdringenden Schrei aus, welcher das Reptil in die Flucht jagt; Miß A. sinkt erschöpft nieder und kehrt zum Bewußtsein zurück, während aus der nahen Wohnung schleunige Hülfe gebracht wird. Miß B. sagte oft, daß diese Dame in ihrer auffallenden Schönheit in jenem unheilvollen Moment ein prächtiges Vorbild für einen genialen Künstler gewesen wäre.

IV.

Abenteuer im Busch in Australien.

Ich war im Begriff, nach zweijährigem Aufenthalt im Busch, nur von einer Ueberlandreise nach Südaustralien unterbrochen, nach Sydney zu gehen. Ich machte mich auf den Weg; eine Büchse auf der Schulter, zwei der besten Känguruhunde als Geleite, und auf einem Pferde, wie es ein Sterblicher nur einmal in seinem Leben besitzen kann. Ich kaufte es, zwei Jahre alt, von dem Züchter selbst zu einem hohen Preis, und hatte auf seine Dressur mehr Zeit verwendet, als wir eigentlich im Busch zu solchen Sachen haben. Wie gewöhnlich, fingen wir im Schritt an, um eine Station von dreißig (engl.) Meilen zurückzulegen, so daß wir in fünf bis sechs Tagen nach Maitland kommen mußten. Schon am ersten Tage ließ ich mich verleiten, auf einen Emu Jagd zu machen, weil ich ein paar Bekannten in Sydney einige Federn mitzubringen versprochen hatte. Ich fing den Emu; aber Mondstrahl, mein Pferd, trat mit dem Huf in ein Wombatloch, so daß ich über den Kopf stürzte und bei dieser Gelegenheit den Kolben meiner Büchse abbrach. So sollte ich den Rest meiner Reise waffenlos machen.

Ehe ich Liverpoolplains erreichte, war in einer Buschschenke, wo ich die Nacht zubrachte, sehr viel von einem gewissen einäugigen Dick die Rede, einem Buschklepper, den die berittene Polizei schon seit drei Wochen suchte. Ein paar Tage vor meiner Ankunft war sie ihm hart auf dem Nacken gewesen und hatte ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen; aber dennoch war es ihm gelungen, in den Busch zu entfliehen und sich in den Felsen zu verstecken. Er mußte jetzt auf's Aeußerste gebracht sein, denn Niemand wagte ihm zu helfen, selbst wenn Jemand dazu geneigt gewesen wäre; und er durfte sich nicht einmal getrauen, ein Feuer anzubrennen, um sich Essen zu kochen, damit der Rauch ihn nicht verrathe. Der einäugige Dick war ein gefährlicher Kerl, und Niemand wußte ein Wort für ihn einzulegen; Alle waren darüber einig, wenn er sich nicht ein Pferd verschaffe, um in einen anderen District zu flüchten, werde er es nicht viele Wochen mehr treiben. Ich war müde, und da ich wußte, daß bei Erzählungen der Buschreisenden die Phantasie eine große Rolle spielt, so achtete ich nicht sehr auf sie und ging bald zu Bette. Am nächsten Tage ritt ich einen schmalen Pfad an dem steilen Abhange eines Hügels entlang, der sich stufenweise in das Thal hinabsenkte. Ehe ich in den offenen Wald hinauskam, gerade als ich um einen großen Felsvorsprung herumritt, jagten meine Hunde ein Känguru auf und setzten ihm nach. Eine Minute später rief eine Stimme unmittelbar über mir mit wilden Flüchen: „Halt, oder ich schieße Euch eine Kugel durch den Kopf!" Zugleich sah ich durch den Busch ein verwünscht confiscirtes Gesicht und einen rostigen Flintenlauf auf mich gerichtet. Es war keine Zeit zum Besinnen. Der Bursche da oben wollte mein Pferd; ich betrachtete mein Pferd als meinen größten Schatz; deshalb setzte ich ihm die Sporen in die Seiten, warf mich flach auf seinen Rücken, und mehr purzelnd als galoppirend ging es den eng mit Steingerüll bestreuten Pfad hinab. Der Buschklepper schoß natürlich, ich hörte das gehackte Blei um mich herumpfeifen, und ein paar Stückchen streiften mich sogar an Kopf und Schulter; aber ich war bald um die Ecke des Vorsprungs herum, von dem der Buschklepper gefeuert hatte. Er lief jetzt querfeld ein, um mir an der Stelle zuvorzukommen, wo der schmale Paß von einem umgefallenen Baume fast versperrt war. Dort konnte er mir mit dem Flintenkolben eins über den Kopf geben, denn offenbar hatte er sich fest vorgenommen, in

Mondstrahls Sattel zu sitzen. Fast zu gleicher Zeit erreichten wir den Baum. Mondstrahl setzte darüber wie ein Känguru; wie er aber wieder zum Stehen kam, strauchelte er, und fiel auf den Kopf unter die Dornen. Ich kollerte über ihn weg, hielt aber immer noch die Zügel fest. Es war gut für mich, daß der Buschklepper vom raschen Laufen außer Athem war und in seiner Hast mich nicht traf. Den Schlag seines Kolbens parirte für mich ein gewaltiger querüber ragender Baumast, so daß von dem unerwarteten Zurückprallen dem Räuber die Flinte ans der Hand flog, und den Abhang des Felsens hinunterkollerte. Mein Pferd kam wieder auf die Beine und der Kerl wollte den Zügel fassen, wobei er fürchterlich fluchte und mir alle möglichen Todesarten androhte. Ich hatte indessen noch Zügel und Steigbügel; mein Blut kochte, und ich hieb den Kerl mit aller Kraft mit meiner Peitsche quer über das Gesicht. Nun rang er mit mir, und wir fielen zu Boden. Er war größer und breitschultriger, als ich, aber der Hunger hatte ihn geschwächt. Wir wälzten uns eine lange Zeit auf dem Boden; und anfangs versuchte Jeder den Andern zu unterst zu bringen. Ich hatte seine linke Faust mit meiner rechten gepackt, meine linke Hand hatte die Kehle verfehlt und zog ihn an Kinn und Bart. Er packte mein Halstuch mit der Faust und drückte mir die Knöchel in die Kehle, und hätte mich gewiß erwürgt, wenn nicht zum Glück die lose Schleife meines Halstuchs nachgegeben hätte. Dann versuchte er sein Messer zu ziehen; aber wie er mit seiner rechten Hand hinunterfuhr — er lag grade unten — holte ich mit meiner Hand aus, und gab ihm einen derben Schlag auf sein einziges Auge. Ich weiß nicht, wie lange wir uns balgten; aber mir fing die Kraft an auszugehen. Ein oder zwei Mal hatte er schon die Knie auf meiner Brust, und obgleich ich ihn immer wieder herunter warf, fühlte ich doch, daß meine Hände schwach wurden. Bis ich fühlte, daß seine Ausdauer meine überstieg — bis ich verzweifelte — war ich stumm gewesen, während der Räuber auf das Fürchterlichste fluchte. Jetzt aber sammelte ich meine letzte Kraft zu einem lauten Rufe. In einer sehr kleinen Weile verwandelte sich sein Fluchen in lautes Schmerz- und Wuthgeheul, und ich sah, wie er sich gegen die Schnauzen meiner beiden wilden getreuen Hunde wehrte. Auf Hände und Knie gestützt, hetzte ich sie mit heiserm Flüstern auf ihn — sie waren meine letzte Hoffnung und meine starke Hoffnung. Ein Hund

hatte den Räuber bei der Kehle, der andere packte ihn in den Weichen. Er brüllte fürchterlich, wand sich krampfhaft auf dem Boden und suchte sich ihrer zu erwehren. Sobald ich Kraft genug gesammelt hatte, stand ich auf und ging mit wankenden Schritten zu meinem Pferde, das zitternd auf seinen Herrn wartete. Ich setzte mich in den Sattel und ritt, ohne mich umzusehen, in einem Zuge funfzehn Meilen, bis wir bei einer Viehstation Halt machten. Meine Hunde folgten mir nicht. Ich mußte eine Stunde warten, ehe sie kamen. Sie fraßen die Eingeweide von einem geschlachteten Schafe nicht, die man ihnen vorwarf, und legten sich an's Feuer schlafen. So lange ich in der Colonie war, erzählte ich mein Abenteuer keinem Menschen außer dem Polizeidirektor. Von dem einäugigen Dick sah und hörte man nichts mehr. Die Dingoes und die Adlerhabichte sorgen im Busch sehr bald für ein anständiges Begräbniß. Mondstrahl verkaufte ich nach Ostindien — er war zu gut für anstrengende Arbeit. Jetzt reitet ihn der Generalgouverneur.

V.

Eine Außenstation.

Die Wohnung eines Heerdenbesitzers außerhalb der Gränzen der Kolonie liegt gewöhnlich im Mittelpunkte einer „Station", wie der Theil des Gebietes genannt wird, den er zeitweilig im Besitz hat, denn das Gebiet selber gehört der Krone, und der Ansiedler muß für die Erlaubniß, sein Vieh darauf zu weiden, jährlich einen gewissen Zins zahlen. Unter Heerden versteht man in Australien Schafe, Hornvieh und Pferde; einige Züchter wenden ihre ganze Aufmerksamkeit auf die ersteren, während sich andere nur mit den beiden letzteren befassen; doch ist es das Gewöhnlichste und jedenfalls auch das Einträglichste, alle drei Gattungen zu vereinigen. Im letzteren Falle werden die verschiedenen Heerden so viel als möglich abge-

sondert, indem man für jede einen besonderen Theil der Station bestimmt. Man will dadurch gegenseitig nachtheilige Berührungen der Thiere verhüten, denn obgleich Pferde und Rinder verträglich auf eine und dieselbe Weide gehen, so haben doch beide einen sehr starken Widerwillen gegen die Nähe von Schafen, und es giebt kein wirksameres Mittel, sie wegzuscheuchen, als wenn man eine Schafheerde auf ihre Weide treibt.

Die Schafe werden daher auf kleinere Stationen verlegt, auf welchen man zwei bis drei Heerden weidet. Diese Stationen liegen gewöhnlich zwei bis fünf Meilen von der Wohnung des Eigenthümers oder Aufsehers entfernt und bestehen meist nur aus einer einzelnen Hütte für zwei bis drei Menschen. Man wählt dazu diejenigen Theile der Hauptstation, welche für Schafe besonders günstig sind; denn da die Schafheerden am meisten Gewinn bringen, so widmet man ihnen auch die meiste Sorgfalt. Ein guter Wirth bemüht sich, aus Land und Heerden den höchst möglichen Gewinn zu ziehen, indem er jeder Thiergattung diejenigen Theile seines Gebietes anweiset, die hinsichtlich ihrer Lage und der Beschaffenheit ihrer Weide am besten für sie geeignet sind: er besetzt die trockenen Berge und gesunden Ebenen mit seinen Schafen und überläßt seinen Rindern die Strecken, die ihnen am meisten zusagen, als Flußufer, sumpfige „Kreeks“ oder Buchten und die feuchten Niederungen, während seine Pferde, die trotz ihrer Neigung zum Herumschweifen keine so beständige Beaufsichtigung erfordern wie die anderen Thiere, auf der ganzen Station weit und breit umherstreichen und so lange sie nicht deren äußerste Gränzen überschreiten, nur wenig Beschränkung erfahren.

Die Hauptstation, wo der Eigenthümer oder Aufseher wohnt, ist gewöhnlich so gelegen, daß sie von den verschiedenen Schafstationen, die häufig besucht werden müssen, möglichst gleich weit entfernt ist. Die Hütten, Gehege und verschiedenen anderen „Verbesserungen“, wie man sich auszudrücken pflegt, sind häufig vereinzelt auf einem weiten Raume ausgebreitet, da das Land nur wenig Werth hat.

Die Hauptgebäude liegen gewöhnlich, von den übrigen etwas abgesondert, auf einer kleinen Erhöhung, und bestehen aus der Wohnung des Besitzers, der Küche und dem Vorrathshause, wovon die beiden letzteren, die hinter dem ersteren stehen, meist nur nach dem im Busche herrschenden

Brauche, aus Schwartenbrettern erbaute, weiß getünchte und mit Baumrinden überdeckte Hütten sind. Das Herrenhaus hat jedoch einen etwas höheren Anspruch auf Wohnlichkeit und äußere Eleganz; die rohen Schwartenbretter, aus welchen es wie die andern Hütten erbaut ist, sind mit Lattenwerk und Mörtel überdeckt, den man weiß übertüncht und gekerbt hat, so daß man ein steinernes Gebäude zu sehen glaubt. Hier und da findet man auch mit Wetterbrettern beschlagene Hütten, die zweckmäßiger und kostspieliger sind; aber obgleich sie in der Nähe der Hauptstadt und in den bewohnteren Theilen der Kolonie zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören, so betrachtet man sie doch außerhalb der Grenzen der Kolonie als unnöthigen Luxus. Das Dach wird, statt der unscheinbareren Baumrinde, mit Schindeln bedeckt, und die Veranda, die man auf der Vorderseite anbringt, ist für den Fremdling, in Ermangelung anderer Unterscheidungszeichen, häufig das einzige Merkmal, woran er die Wohnung des Eigenthümers erkennt.

Das größte Gebäude der ganzen Ansiedelung ist der Wollschuppen, wo die Schafe geschoren und die Wollvorräthe so lange aufbewahrt werden, bis man sie nach Sydney bringt. Er steht gewöhnlich in einiger Entfernung vom Herrenhause, ist ebenfalls aus Schwartenbrettern gezimmert und mit Baumrinden bedeckt, zeichnet sich aber von allen übrigen Gebäuden durch seine Höhe und Länge aus und gleicht einigermaßen einer Scheune. Der Boden ist mit schmalen Schwartenbretern bedeckt, um die Fließe vor Schmutz zu bewahren, indem man die Schafe bei der Schur stets auf den Boden legt. Die Thüre des Wollschuppens führt in verschiedene niedrige Hürden, in welchen man die Schafe in der Schurzeit von einander absondert, während ein höherer Zaun einen jenseit liegenden größeren Raum umschließt, welcher als Hof für Heu und Getreideschober dient. Eine Wollpresse und ein Tisch, auf welchem man die Fließe zusammenlegt, bilden das ganze Geräth des Innern.

Weiter entfernt liegt der Viehhof für Rinder und Pferde, und etwas näher am Hause ein anderer von ähnlicher Beschaffenheit, aber weit geringerem Umfange, in welchem man die Kühe melkt, die Zugochsen in's Joch spannt, die Reitpferde gefangen hält, wenn man sie braucht, und das für den Haushalt nöthige Rindvieh schlachtet. Zu letzterem Zwecke dient

ein sogenannter Galgen, der ganz einfach aus zwei jungen, ungefähr zwanzig Fuß hohen und oben mit einer Gabel versehenen Bäumen besteht; in diese Gabel legt man ein starkes Querholz, an welchem man das geschlachtete Thier mittels einer außerhalb des Viehhofs angebrachten Winde emporzieht, um es hier während der Nacht hängen und auskühlen zu lassen. Die Wohnungen der Arbeiter, schlichte Schwartenhütten und nur aus zwei Gemächern oder Abtheilungen bestehend, bilden gewöhnlich den Hintergrund in dem Bilde der Hauptstation.

Die Busch- oder Schwartenhütte wird nur aus Holz und zwar auf folgende Weise erbaut. Man schlägt vier Pfähle in den Boden, bis zu einer Tiefe, die sich nach der Höhe und Größe des Gebäudes richtet, und bildet damit die vier Ecken. Auf diesen ruhen lange Balken oder Mauerlatten, die unterhalb gefugt sind, und unter ihnen am Boden, zum Theil in die Erde vergraben, liegen wieder andere ebenfalls gefugte Querbalken, welche den eigentlichen Grund des Hauses bilden. Die Wände werden aus Schwartenbrettern zusammengesetzt, deren Enden in die Fugen der Balken passen und deren Seiten mit der Deissel beschnitten werden, damit sie fest an einander schließen. Auf die Mauerlatten wird ein einfaches Dach von der gewöhnlichen Art gesetzt, dessen Bedeckung entweder aus Schindeln, oder aus dem langen, drahtähnlichen Grase dieses Landes, oder aus Baumrinden, gewöhnlich aus der sogenannten „zähen Rinde" oder aus der Rinde des Buchsbaumes besteht. Die Rinde wird in Stücken von sechs Fuß Länge und drei Fuß Breite von den Stämmen geschält, und nachdem man das Dach damit bedeckt hat, legt man einen hölzernen Rahmen darüber, welcher so eingerichtet ist, daß er irgend einen Theil jeder einzelnen Rinde berührt und auf diese Weise das Ganze festhält. Die Schornsteine sind ebenfalls von Holz, aber innerhalb mit Steinen ausgesetzt, welche man hoch genug hinaus baut, um die äußeren Schwarten vor Feuersgefahr zu sichern.

Wenn der Heerdenbesitzer nach einigen Jahren sich überzeugt, daß seine Station für seine zunehmenden Heerden zu klein wird, sieht er sich, um eine Ueberfüllung des Gebietes zu verhüten, genöthigt, entweder den Ueberfluß zu verkaufen, oder sich anderwärts neues Weideland zu suchen. Er thut in solchen Fällen, was er für das Beste hält; da es aber häufig vorkommt,

daß der Markt einem Verkaufe nicht günstig ist, und daß man für den Augenblick selbst für Geld kein freies Weideland in der Nachbarschaft bekommen kann, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als mit der Ueberzahl seiner Heerden auszuziehen und irgendwo eine Zweig- oder Außenstation anzulegen. Hier baut er Hütten für die Leute, welchen er die Beaufsichtigung seiner Heerden überlassen will, legt Gehäge und die nöthigen anderen „Verbesserungen" an und macht dann von Zeit zu Zeit, und so oft es die Umstände erfordern, eine Reise dahin. Die nöthigen Vorräthe werden einer solchen Zweigstation mit Ochsengespannen zugeführt und im Fall sie sehr weit entfernt liegt, jedesmal für sechs bis zwölf Monate; sind aber die Wege so schlecht, daß man mit Karren nicht fortkommen kann, so müssen Lastochsen aushelfen, deren jeder eine Bürde von ungefähr zweihundert Pfund trägt.

Es kann kaum einsamere Stätten geben als die meisten dieser Außenstationen; sie sind selten von mehr als zwei bis drei Menschen bewohnt — dem eigentlichen Hirten oder Aufseher der Heerde und noch einem anderen Manne, der kochen, Wasser holen, mahlen und backen, kurz alle häuslichen Geschäfte verrichten muß. Die Hauptstation liegt vielleicht hundert Meilen entfernt, und die nächste menschliche Wohnung ist wahrscheinlich ebenfalls nur eine einsame Buschhütte, von einem Hirten und seinem Gehilfen bewohnt. Der Ansiedler hat sich zwar an die Entbehrung des geselligen Umgängs gewöhnt, besucht aber diese entlegenen Punkte selten häufiger, als es zur Erhaltung seines Eigenthums unumgänglich nöthig ist, und findet dann bei der Rückkehr auf seine Hauptstation den Contrast so auffällig, daß es ihm vorkommt, als befände er sich wieder im Mittelpunkte der Civilisation.

Sobald der Ansiedler im Begriff ist, eine solche Außenstation anzulegen, sucht er über das Land, das er in Beschlag nehmen will, so genaue Kundschaft als möglich einzuziehen, aber er muß sich dabei wohl in Acht nehmen, seine Absicht zu verrathen, was in vielen Fällen wahrscheinlich dasselbe sein würde wie ihre gänzliche Vereitelung, denn einige seiner Nachbarn forschen vielleicht ebenfalls nach neuem Lande, und da das Besitzrecht einer Station in einem neuen Theile des Gebietes außerhalb der Grenzen der Kolonie

nicht demjenigen gehört, der sie zuerst entdeckt hat, sondern jenem, der sie zuerst mit einer Heerde in Besitz nimmt, so hat man guten Grund, die Lage des neuen Weidelandes, das man aufzusuchen gedenkt, als Geheimniß zu verwahren. Es ist jedoch für den Heerdenbesitzer von Wichtigkeit, ein solches Weideland zuvor persönlich in Augenschein zu nehmen, vorausgesetzt, daß dies unbemerkt geschehen könne. Wenn aber bei einer solchen Gelegenheit zwei Parteien, welche dieselbe Absicht haben, zufällig auf dem Wege zusammentreffen, so hat es mit aller Verstellung ein Ende; jeder durchschaut schnell das Vorhaben des anderen, und es beginnt der Kampf mit all seinen Manövern — denn wer zuerst Besitz ergreift, hat in diesem Falle das Recht auf seiner Seite. Unter solchen Umständen bietet man gegenseitig alle Thätigkeit und allen Scharfsinn auf, und obgleich die stärkste Heerde und die am besten berittenen Leute bedeutend im Vortheil sind, so ist trotzdem der Sieg nicht immer auf der Seite der überlegenen Stärke und Geschwindigkeit, sondern wird durch List und Kunstgriffe und die Zufälligkeiten des Weges oft auch von der schwächeren Partei gewonnen.

Einst hatte sich ein Heerdenbesitzer mit zwei bis drei Nachbarn vereinigt, um auf Entdeckung neuen Weidelandes auszuziehen, und nachdem sie einige Zeit eine sehr kümmerliche Gegend durchstreift hatten, lag plötzlich, indem sie aus dem Walde hervortauchten, eine schöne, grüne und gut bewässerte Ebene vor ihnen. Er sah augenblicklich, daß sie seinem Zwecke vollkommen entsprechen würde; aber er mußte sie allein besitzen; eine Theilung würde sie mit Heerden überfüllt haben. In einem solchen Falle scheint das Gesetzbuch der Moral einer jungen Kolonie jede mögliche Hinterlist zu gestatten, und unser Ansiedler schien daher diesem Orte keine große Beachtung zu schenken, hatte vielmehr Manches daran auszusetzen und war der Meinung, daß man weiter entfernt noch viel tauglicheres Land entdecken würde. Da sein Urtheil bei den Uebrigen Gewicht hatte, so wurde die Reise fortgesetzt. Am folgenden Tage fühlte er sich plötzlich unwohl, und indem er bedauerte, wieder umkehren zu müssen, ließ er seine Reisegefährten allein von dannen ziehen. Als sie aber eine Strecke entfernt waren, wurde die Krankheit, womit er seinen Zweck erreicht hatte, wieder abgeworfen; er eilte so schnell als möglich nach seiner alten Station zurück und zog dann mit einer hinreichend großen Heerde eilig nach dem neu entdeckten Weideland,

um es allein in Besitz zu nehmen, während seine getäuschten Gefährten erst zu spät gewahr wurden, weshalb er so plötzlich erkrankt war.

Die Fortschaffung einer Heerde von einem Theile des Landes nach dem anderen ist mit nicht geringer Mühe und Arbeit verbunden. Ehe man aufbricht, müssen die Schafe von den Stationen zusammengetrieben, geordnet und gezählt werden; die Rinder, vielleicht tausend an der Zahl, werden in Hürden getrieben und gehörig geordnet, die Karren ausgebessert und mit Lebensmitteln und allen übrigen Bedürfnissen einer langen Reise beladen. Diese Vorbereitungen erfordern mehrere Tage, abgesehen von den kleinen Verzögerungen, die durch herumschweifende Sattelpferde, durch entlaufene Zugochsen (welche mit den Pferden die Eigenschaft zu theilen scheinen, daß sie nie bei der Hand sind, wenn sie am nöthigsten gebraucht werden) und durch die jederzeit unersättlichen Forderungen der Diener in Bezug auf Sattelzeug und alles mögliche Geschirr entstehen. Ein nicht minder schwieriges Geschäft ist in einem so kritischen Augenblicke die Leitung der Arbeitsleute, denn da diese recht gut wissen, daß sie bei solchen Gelegenheiten unentbehrlich sind, so unterlassen sie nicht, wenn man sie nicht mit dem größten Takt behandelt, ihrem Herrn alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, so daß dieser häufig kein anderes Mittel hat, diesen Verdrießlichkeiten ein Ende zu machen, als den Befehl zum unverzögerten Aufbruch, und dann, wie der Steuermann eines Kauffahrers, herzlich froh ist, wenn er endlich unter allen Bedingungen davonkommt.

Ist die Karawane einmal in Bewegung, so bietet sie alsbald ein sehr lebendiges und interessantes Schauspiel dar, und man kann sie ohne großen Schwung der Phantasie ganz passend mit einer Wanderung der alten Patriarchen, Abraham oder Lot, im Lande Kanaan vergleichen.

So lange die Reisenden noch darauf rechnen können, bei Anbruch der Nacht eine Station zu erreichen, werden ihre Beschwerden durch die Wohlthat eines Obdachs für sie selber und die nöthigen Gehäge für die Heerde bedeutend erleichtert; wenn aber diese Vortheile mit den menschlichen Wohnungen allmälig aufhören, so müssen die Heerden während der Nacht gehütet werden, ein Geschäft, das besonders bei Rindern mit großer Mühe verbunden ist und jeden Versuch zu einem nach den Beschwerden des Tages doppelt erwünschten Schläfchen von Grund aus unmöglich macht. Aber

eine solche Beaufsichtigung der Heerde ist nothwendig, da die Rinder, wenn man sie nicht auf irgend eine Weise einsperren wollte, bei Tagesanbruch einige Meilen zurückgelaufen sein würden, um, von einer bei ihnen sehr starken Anhänglichkeit getrieben, das alte Weideland wieder aufzusuchen.

Die Art, wie man in Ermangelung von Hürden große Rinderheerden während der Nacht zusammenhält, ist, wie ich glaube, nur in Australien gebräuchlich. Man treibt das Vieh, ehe die Nacht kommt, auf eine freie Ebene, wo eine natürliche Grenze auf der einen Seite, z. B. ein steiler Berg oder ein Flußufer, für einen großen Vortheil gilt. Hier wird die Heerde zum Stehen gebracht und so lange von Reitern umkreiset, bis andere Leute ringsherum und in Zwischenräumen von ungefähr zwölf Schritt große Feuer angezündet haben. Sobald diese hell auflodern, ziehen sich die Reiter durch die Zwischenräume zurück, und die Rinder sehen sich auf diese Weise von einem Ringe heller Feuer umgeben, vor welchen sie jederzeit, besonders aber bei Nacht, eine gewaltige Scheu haben.

Aber es ist trotz aller Vorsicht noch immer eine schwierige Aufgabe, die Thiere bis zu Tagesanbruch zusammenzuhalten; es ist auf allen Seiten eine beständige Aufsicht nöthig, damit sie nicht durch die Zwischenräume brechen, wozu manche jederzeit große Lust haben, sobald die Flammen sich verkleinern, und hat erst eins von ihnen sich frei gemacht, dann kann man die übrigen unmöglich hindern, diesem Beispiele zu folgen. Die Hirten müssen daher die ganze Nacht auf der Hut sein, um den Flammen die nöthige Nahrung zu geben und die Rinder mit so wenig Geräusch als möglich im Zaume zu halten; denn wollte man sie auf irgend eine Weise erschrecken, so würde jedenfalls die ganze Heerde durch alle Hindernisse brechen und in wilder Flucht das Weite suchen. Bei der gehörigen Vorsicht gelingt es jedoch fast immer, daß Hunderte von mächtigen Thieren, wovon ein einziges vielleicht stärker ist als alle Wächter zusammen, den menschlichen Kunstgriffen sich fügen und ruhig innerhalb des vorgeschriebenen Kreises bleiben.

Das unstäte und urthümliche Leben, womit solche Umzüge verbunden sind, hat zwar seine Beschwerden, aber auch sehr viele eigenthümliche Reize, besonders für junge und abenteuerliche Leute, von welchen Viele, die sich früher in ganz anderen Verhältnissen bewegten, es eben dieses Contrastes wegen doppelt anziehend finden. Und es liegt in der That ein eigner Reiz

in der ersten Morgenluft, in dem Picknick-Frühstück bei Sonnenaufgang, in der völlig unbeschränkten Freiheit, womit der Abenteurer durch die pfadlose Wildniß zieht, während das ganze Land offen vor ihm liegt, in dem schläfrigen Halt um Mittag und endlich in dem Nachtlager — wenn man zuvor alle Erinnerung an die Beschwerde und Hitze des Tages in einem kühlen, von dem weißen Manne noch unberührten Flüßchen abgespült hat und dann, ohne Sorge um den nächsten Tag, unter dem Zelte des Himmels sich zur Ruhe legt.

Die Vorbereitungen für die Nacht erfordern unter solchen Umständen keine große Arbeit. Jeder Reisende im Busche trägt sein Feuerzeug bei sich, und sobald der blecherne Topf (Quart-Topf), der den ganzen Tag am Sattel gehangen hat, an dem knisternden Feuer in einen Theekessel verwandelt worden ist, und die aus gesalzenem Rindfleisch und sogenanntem „Damper" bestehenden Eßwaaren auf den Rasen gesetzt sind, ist das Mahl bereitet, und man hat Nichts weiter zu thun, als mit dem Appetit eines Reisenden darüber herzufallen. Nachdem man hierauf ungefähr ein Stündchen der Verdauung gewidmet hat, wickelt man sich in eine Decke oder einen Mantel und legt den Kopf zwischen die Klappen des Sattels, der aufwärts gekehrt bei solchen Gelegenheiten das gewöhnliche Ersatzmittel eines Kopfkissens bildet.

Das Gefühl vollkommener Freiheit, der vorzüglichste und, wie Einige meinen, der einzige Reiz, dieser Lebensweise übt auf viele Gemüther eine unwiderstehliche Anziehungskraft, und es ist gewiß, daß es in einem neuen Lande, wie Australien, wenig Leute giebt, die sich, nachdem sie ein Hirtenleben geführt haben, ohne große Ueberwindung entschließen könnten, das minder anziehende und minder unabhängige Gewerbe des Ackerbaues zu ergreifen, wie er in den dichter bevölkerten Theilen der Kolonie oder in der Nähe der Hauptstadt betrieben wird.

VI.

Buchan-Charley — der Buschklepper.

Auf dem Wege nach unsrer Station wurden wir durch verschiedene Gerüchte von Buschkleppern und ihren Gewaltthätigkeiten beunruhigt. Nach unsrer Ankunft wurde jedoch fast nicht mehr davon gesprochen, bis wir eines Tages, nachdem uns mehrere Jahre der Ruhe verleitet hatten, solche Erzählungen für bloße Märchen zu halten, die sehr unwillkommene Nachricht erhielten, daß es wirklich Buschklepper in unserer Nähe gäbe. Sie hatten sich zuerst vor einigen Tagen auf einer in unserem Districte gelegenen Station gezeigt und diese geplündert, aber ohne Jemanden leiblich zu verletzen, obgleich sie, wie das Gerücht sagte, den Heerdenbesitzer zu erschießen gedroht hatten, weil er nicht ganz bereitwillig gewesen war, die Sattelpferde auszuliefern.

Es waren, wie es schien, ihrer drei gewesen, und als den Anführer bezeichnete man einen Mann, der früher auf einer unserm Districte angehörigen Station Namens „Buchan" gedient hatte. Er hatte sich damals fleißig und rechtschaffen gezeigt, war aber, nachdem er diesen Dienst verlassen, sehr bald ein anderer Mensch geworden; er war „in Verlegenheit gerathen," oder mit anderen Worten: eines Vergehens wegen in Untersuchung gekommen und zu harter Arbeit verurtheilt worden, aber mit einigen anderen Gefährten dem Eisen entronnen und hatte nun, das letzte Hilfsmittel der Verzweiflung ergreifend, die Stätte seines früheren und besseren Lebens aufgesucht, um unter dem Namen „Buchan-Charley" der Schrecken der ganzen Umgegend zu werden.

Von dieser Zeit an herrschte allgemeine Bangigkeit; wir befürchteten täglich einen unwillkommenen Besuch, und es war uns nicht vergönnt, unsere Gefahr einen Augenblick zu vergessen. Wenn auf der Station irgend etwas verkehrt ging, so wurde immer dieselbe Entschuldigung vorgebracht;

wenn eine Anzahl fremder Reiter die auf der Ebene weidenden Rinder beunruhigte, so waren es natürlich die Buschklepper; wenn die Sattelpferde des Morgens weiter als gewöhnlich sich entfernt hatten, so gab der Aufseher sehr bald seine Verfolgung auf und kehrte verzweiflungsvoll mit der Nachricht heim: „Buchan-Charley habe sie entführt“, und so viele Plünderungen er sich auch wirklich zu Schulden kommen ließ, so wurden ihm doch noch weit mehr zur Last gelegt, an welchen er vollkommen unschuldig war.

Aber als Gegenstand der Unterhaltung waren die Buschklepper für die ganze Bevölkerung des Districtes eine wahre Wohlthat. Die Wolle, die Aussichten der Kolonie und die Viehzucht mußten auf einen Augenblick in den Hintergrund treten, um dem Gespräche über die gemeinsamen Feinde Platz zu machen — wie lange sie noch „draußen“ sein würden, ob ihnen die berittene Polizei wohl schon auf den Fersen sei, welcher von den Nachbarn sich bei einem Angriff zur Wehr setzen würde; diese und viele ähnliche Erwägungen gingen von Mund zu Mund.

Die meisten Leute in der Nachbarschaft hatten jedoch nach ihrer Meinung ganz genaue Nachricht von Charley's letzten Bewegungen erhalten und einen trefflichen Plan zur Abwehr eines bei Nacht oder bei Tage unternommenen Angriffs entworfen. Auf jeder Station wurden an jedem Abende die Flinten abgeschossen und frisch geladen, und man hatte einen Vorrath von Pulver und Kugeln aufgehäuft, der für eine ziemliche ansehnliche Besatzung ausgereicht hätte. Es ist jedoch trotz dem besten Vertheidigungszustande sehr leicht möglich, daß der Ansiedler in dem Augenblicke, wo er, seiner Vorsichtsmaßregeln sich freuend, seine letzte Tasse Thee trinkt, sich plötzlich von einer durch das Fenster gehaltenen Büchse bedroht sieht. Seine Waffen stehen nahe bei ihm in dem Winkel des Gemaches, sein Schießbedarf liegt auf einem nahen Tische wohlgeordnet in Bereitschaft — aber eine Bewegung dahin wäre augenblicklicher Tod. Der geheimnißvolle Fremdling außerhalb behauptet seinen Posten, bis seine Gefährten das Opfer fest an den Stuhl gebunden haben, und vereinigt sich dann mit ihnen zu dem Werke der Plünderung, und nachdem hierauf von den Räubern Alles, was ihnen zusagt, in Beschlag genommen ist, überlassen sie es dem unglücklichen Ansiedler, die Polizei zu Hülfe zu rufen, seine Flintenläufe zu leeren, die man vorher mit Wasser gefüllt hat, damit er den Flüchtlingen

nicht nachschießen könne, sein Haus wieder in Ordnung zu bringen und, wenn es ihm nöthig erscheint, sich auf's Neue gegen einen Besuch der Buschklepper zu verwahren.

Dies ist häufig das Ergebniß großer Vorsichtsmaßregeln gewesen, und einen ähnlichen Erfolg hatten auch die unsrigen. Man hätte uns damals eher für Büchsenschmiede als für friedliche Ansiedler halten können, und ich erinnere mich einer höchst romantischen Nacht, in welcher wir Thüren und Fenster mit allem vorhandenen Hausgeräthe verschanzt hatten und, mit den Waffen auf dem Boden liegend, unsere Feinde erwarteten, die allerdings, wie wir später erfuhren, viele Meilen entfernt waren und wahrscheinlich von der bangen Besorgniß, die sie in der Ferne erzeugten, keine Ahnung hatten.

Endlich, nachdem wir der kriegerischen Gerüchte längst schon müde geworden waren und all' unsere Vertheidigungsmaßregeln eingestellt hatten, erschien eines Abends „Buchan-Charley" in Person, nur von einem einzigen Gefährten begleitet, den er draußen ließ, während er selber das Hauptgeschäft übernahm und als Wortführer auftrat. Als er sah, daß kein Widerstand geleistet wurde, denn wir waren alle, wie es seine Absicht gewesen war, überrumpelt worden, benahm er sich im Ganzen mit großer Artigkeit und Mäßigung; denn obgleich er Alles nahm, was er brauchte, selbst zwei von unsern besten Sattelpferden, wofür er uns seine eigenen abgetriebenen Kracken zurückließ, so war er doch in seiner Plünderung nicht eben ausschweifend und enthielt sich nicht nur selber jeder Gewaltthätigkeit gegen irgend Jemanden auf der Station, sondern zwang auch seinen Gefährten, einen Irländer von der verworfensten Klasse, dasselbe zu thun. Diese Enthaltsamkeit eines Verzweifelten, der bereits die schwersten Strafen des Gesetzes erduldet hatte und sich daher um fernere Folgen wenig kümmerte, war jedenfalls verdienstlich.

Er hatte kurz vorher ein Vorrathshaus geplündert und war daher sehr glänzend ausgestattet, wirklich besser als mancher von uns, die er berauben wollte. Seine Kleidung bestand aus einem neuen Jagdrock von Zeuch, einer bunten, mit vielen Uhrketten geschmückten Weste, baumwollenen Beinkleidern, Lederstiefeln und einem Kohlpalmen-Hut, dessen Bänder phantastisch über die Schultern flatterten. An seiner Seite hing ein

Pulverhorn, in seinem ungeheuern Gürtel steckten zwei Pistolen, und in der Hand trug er eine kurze, sehr schöne Doppelbüchse, wahrscheinlich das Lieblingsgewehr eines unserer Nachbarn. Er war ein großer schmächtiger Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, und seine Züge trugen den Ausdruck ruhiger Entschlossenheit, aber diese Ruhe schien mehr erkünstelt und weniger das Ergebniß einer völligen moralischen Abstumpfung zu sein.

Wohlan, sprach der Buschklepper, als er in unsere kleine Wohnung trat, ich denke, Ihr Alle wißt, wer ich bin — „Buchan-Charley," wie man mich nennt. Es ist nicht meine Absicht, Jemandem ein Leid anzuthun, wenn Ihr hübsch artig seid; aber wir brauchen Geld, Waffen und Pferde, und diese Dinge — fügte er mit Nachdruck hinzu — werden wir uns nehmen. Eine allerliebste Wohnung, hob er mit einem Blick auf unsere Bücherbretter wieder an; ich möchte hier bleiben, so lange ich noch lebe. — Dies schien ihn an die ungewisse Dauer seines Lebens zu erinnern, denn er machte eine ernste Miene und schien auf eine Weile seine trotzige Keckheit abzulegen. Aber all' diese Beweglichkeit diente nur dazu, die heftige Aufregung zu verrathen, die sie verbergen sollte oder von welcher er vielleicht unwissentlich beherrscht wurde; denn aufgeregt war er, trotz all' seiner erkünstelten Kaltblütigkeit. Sein Blick fiel auf meine lederne Hutschachtel; sie fesselte seine Aufmerksamkeit, und er zerschnitt das Band, womit der Deckel befestigt war, offenbar nicht in der Absicht unnöthigen Schaden anzurichten, sondern weil er in seiner Aufregung den im Schlosse steckenden Schlüssel nicht bemerkte. Seine ganze Rede war ein Versuch der Rechtfertigung und darauf berechnet, so viel als möglich unsre gute Meinung zu gewinnen. Er schweifte fortwährend von einem Gegenstand zum andern, und wir konnten uns aus den einzelnen Bruchstücken seines Gesprächs folgende Geschichte zusammensetzen.

Ueble Behandlung, sagte er, hätte ihn in seine gegenwärtige Lage gebracht. Nachdem er mehrere Jahre rüstig und ausdauernd gearbeitet hatte, war ihm sein Lohn in einem Wechsel ausgezahlt worden, welchen er nie zu Geld machen konnte, denn das Haus, auf welches er gezogen war, hatte seine Zahlungen eingestellt. Dieses Mißgeschick brachte ihn auf die Meinung, „daß Rechtschaffenheit eine Thorheit sei," wie Jago sagt, und er versuchte es mit dem Gegentheil. Die Strafe blieb nicht aus. Mit

Ketten beladen mußte er unter einer brennenden Sommersonne auf den sandigen Wegen arbeiten und sich mit einer schmalen Kost von gesalzenem Fleisch und „Hominy"*) begnügen. Dies war ein zu hartes Loos, und er beschloß zu entfliehen, oder sich bei dem Versuche erschießen zu lassen. Es gelang ihm, seinen Plan einem Leidensgefährten mitzutheilen, der bereit war, sich ihm anzuschließen, und sie verabredeten sich, ihr Vorhaben bei der nächsten Gelegenheit auszuführen. Sie mußten einige Zeit warten, bis eine solche Gelegenheit sich darbot, denn zwischen den Soldaten und Aufsehern war es schwierig, unbewacht einen Finger zu bewegen.

Endlich erschien der ersehnte Augenblick. Sie waren an einem etwas entlegenen Theile des Weges beschäftigt, und glücklicher Weise ließ der Aufseher die Leute an diesem Tage länger arbeiten als gewöhnlich. Es war bereits dunkel, als sie zurückgeführt werden sollten, und die beiden Verschworenen schlüpften unbemerkt in ein am Wege liegendes Dickicht. Hier lagen sie mehrere Stunden lang versteckt und hörten, wie sie von den Soldaten verfolgt wurden; aber die Nacht war so finster und das Gebüsch so dicht, daß an eine Entdeckung nicht zu denken war.

Um Mitternacht wagten sie es, ihr Versteck zu verlassen und eilten zu einem Hufschmied, den sie theils durch Drohungen, theils durch Bitten (der Mann war selber ein Sträfling gewesen) dazu bewogen, ihnen die Eisen abzunehmen. So befanden sie sich endlich wieder in Freiheit; aber sie brauchten zu ihrem neuen Geschäfte vor Allem Waffen und Pferde. Letztere jagten sie sehr bald einigen Heerdenaufsehern ab, worauf sie nach deren Station galoppirten und sich durch Wegnahme der vorhandenen Vogelflinten vollends ausrüsteten.

Und welches Leben begannen sie nun? War es eine Verbesserung selbst nach den Schrecken der Kettenarbeit? Nein; Charley gestand freiwillig, daß es über alle Begriffe elend sei und daß er bei der geringsten Ahnung von dem, was ihm bevorgestanden, lieber in der Gefangenschaft geblieben wäre. In Höhlen und anderen Schlupfwinkeln des Busches lauernd, dessen einsame Ruhe ihn zu seiner größten Pein zum Denken verleitete, Tag und Nacht von der berittenen Polizei gehetzt, des Schlafes

*) Eine Art Maisbrei.

beraubt und selten im Stande, in Ruhe sein Mahl zu verzehren, weil man ihn stets verfolgte, gegen Jedermann Feind und von Jedem als Feind behandelt, war er jetzt mehr ein wildes Thier als ein menschliches Wesen. Die nie verstummende Mahnung in seinem Innern war, wie er sagte, ihm fast unerträglich; aber er konnte jetzt nicht mehr umkehren.

Es wurde jedoch selbst unter Buschkleppern ein Gesetz der Höflichkeit beobachtet. Ich hatte Charley zwei Jahre zuvor, ehe er wurde, was er war, auf seiner Wanderung nach einer Station getroffen, wo er in Dienst treten wollte, und ihn auf den rechten Weg gebracht. Er erinnerte sich dessen, und obgleich er sich jetzt, wie es unter civilisirten Leuten heißen würde, in die „unangenehme Nothwendigkeit" versetzt sah, sich mein bestes Sattelpferd anzueignen, so versprach er mir doch, es nicht zu verderben, sondern es an einem Orte zu lassen, wo man es später wieder auffinden könnte; ein Versprechen, das er treulich gehalten hat. Wäre ich bei der oben erwähnten Gelegenheit vorübergeritten, ohne ihn zu beachten, so würde er sehr wahrscheinlich auch dessen sich erinnert und mein Pferd, statt es an einem sicheren Orte zu lassen, jedenfalls wie viele andere erschossen oder in eine unzugängliche Gegend getrieben haben, wo es Niemand hätte auffinden können. Wir können auf diesem schwankenden Meere des Lebens nie wissen, wann oder auf welche Weise eine Höflichkeit vergolten wird.

Die berittene Polizei, die bei einer sichern Nachricht, daß Buschklepper „draußen" seien, sofort ausgesendet wird, sie einzufangen oder, wo es möglich ist, auf der Stelle niederzuschießen, hat eine sehr beschwerliche Aufgabe, welche durch die Schwierigkeit, über die Bewegungen der Verfolgten genaue Auskunft zu erlangen, noch mühsamer wird. Die Hirten und Heerdenaufseher auf den einsamen Außenstationen sind bei solchen Gelegenheiten die zuverlässigsten Quellen, wenn sie es sein wollen; aber es ist unglücklicherweise häufig der Fall, daß diese Leute, die manchmal selber „in Verlegenheit" gewesen sind, eine geheime Sympathie für solche Flüchtlinge hegen, oder sich wenigstens neutral halten und nur sehen, was sie eben sehen wollen, so daß es der Polizei sehr schwer fällt, von ihnen irgend eine zuverlässige Nachricht herauszubringen. Dagegen haben die Buschklepper, ehe sie lange „draußen" gewesen sind, in vielen Bezirken ihre Kundschafter, und so trifft es sich zuweilen, daß die Polizei, indem sie von einem nahen Verstecke aus

eine verdächtige Hütte bewacht, um hervorzuspringen und sie zu umgeben, sobald die Buschklepper anlangen, von einem Bewohner ausgespürt und an den Feind verrathen wird. Auf die Nachricht, „daß nicht Alles richtig sei,“ halten sich die Buschklepper in sicherer Entfernung, bis sie bessere Botschaft empfangen, und lachen sich über ihre geprellten Verfolger in’s Fäustchen. Die Buschklepper sind überdieß gut beritten, denn sie können auf jeder Station frische Pferde nehmen, während die Polizeisoldaten nur selten neue Thiere erhalten, und hierzu kommt noch das ungeheuere Uebergewicht an Energie, womit Leute, bei deren Flucht das Leben auf dem Spiele steht, jedenfalls diejenigen überflügeln, von welchen sie bloß um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden.

„Buchan-Charley“ sprach von den Ortsbehörden mit großer Verachtung. Der Commissar des Districtes war „ein altes Weib“ und die berittene Polizei nichts als eine Anzahl unschädlicher Leute, die seine Bande nie zu sehen bekämen oder, wenn dies der Fall wäre, ihr nicht folgen könnten.

Im Allgemeinen fiel jedoch der unwillkommene Besuch ganz anders aus, als wir erwartet hatten, und wir litten dadurch keinen allzugroßen Schaden; Geld hatten wir nicht zu verlieren, denn es ist ein seltener Fall, daß man dergleichen auf einer etwas tiefer im Inneren liegenden Station in Verwahrung hält, da alle Geschäfte durch Wechsel und Anweisungen auf Sydney abgeschlossen werden. Die Buschklepper raubten einige Kleider, unter anderen Dingen einen mir gehörenden neuen weißen Hut aus der erwähnten Hutschachtel, den Charley mit großer Befriedigung für sich in Beschlag nahm und der lange Zeit als sein Erkennungszeichen diente. Der ärgerlichste Theil des ganzen Vorfalls war das Ende, als unsere unwillkommenen Gäste auf unseren zwei besten Pferden, die wir zu einem ganz anderen Zwecke in gutem Stande erhalten hatten, in eine Staubwolke gehüllt, nach der nächsten Station jagten und uns nichts weiter übrig blieb, als das Nachsehen.

Sie hatten während ihres Aufenthaltes in unserer Nähe nur ein einziges Mal mit ernstlicher Gewaltthätigkeit gedroht. Der Sohn eines in der ganzen Umgegend sehr geachteten Ansiedlers war von ihnen angehalten und aus dem Sattel gehoben worden, hatte aber sein Pferd, sobald

sie den Namen seines Vaters erfahren hatten, wieder zurückerhalten. Als sich jedoch hierauf dieser junge Mann, mehr aus Verlangen nach Abenteuern als aus irgend einem anderen Grunde, zu der berittenen Polizei gesellte, wurde ihm von den Buschkleppern, die über dieses nach ihrer Ansicht sehr undankbare Benehmen nicht wenig erzürnt waren, die lakonische Weisung überbracht, „daß er des Todes sei, sobald man seiner habhaft würde."

Die weitere Geschichte dieser Buschklepper läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Nachdem sie zehn Monate ihr Wesen getrieben, wurden sie endlich in einem unbewachten Augenblicke, als sie, um ihre Pferde aufzusuchen, unbewaffnet ihren Schlupfwinkel verlassen hatten, von der Polizei gefangen genommen. Aber sie wußten sich, während sie auf dem Wege nach ihrem Gefängniß auf einer Station übernachteten, einen Schlüssel zu ihren Handschellen zu verschaffen, fielen, nachdem sie ihre Fäuste befreit hatten, plötzlich über ihre Wächter her und bemächtigten sich zugleich der polizeilichen Gewehre, die in einem Winkel des Gemaches standen. Die Polizeisoldaten wurden zu Boden geworfen, und es begann ein heftiger Kampf, in welchem die Buschklepper, die zwar einen Mann weniger zählten als ihre Gegner, aber ihnen an Körperkraft weit überlegen waren, allmälig die Oberhand gewannen, als der Sergeant der ersteren durch eine geschickte Bewegung wieder in Besitz seines Karabiners kam und ihn seinem Gegner, dem unglücklichen „Buchan-Charley," vor den Kopf setzte. Dies entschied den Kampf; zwei von den Buschkleppern ergaben sich, der dritte aber, unser irländischer Gast, kam glücklich davon und wurde erst einige Zeit nachher wieder eingefangen.

Die Räuber wurden vor die nächsten Assisen in Berrima gebracht; es erschienen hinreichende Ankläger und Zeugen, so daß uns die Mühe der Reise und die Kosten des Prozesses — keine Kleinigkeiten in Australien — erspart wurden, obgleich es vielleicht ein Ersatz gewesen wäre, wenn wir das furchtbare Urtheil gehört hätten, das über unsere alten, des „nächtlichen Einbruchs" überführten Feinde ausgesprochen wurde — lebenslängliche Transportation nach Van Diemen's Land.

Es war noch lange Zeit nach ihrer Verhaftung, so oft wir des Morgens erwachten, ein sehr behaglicher und angenehmer Gedanke für uns, daß man

die Buschklepper endlich eingefangen hatte und daß unsere Vorräthe und Sattelpferde wieder uns selbst gehörten.

Unglücklicher Charley! — Sein kecker Besuch ist uns lange im Gedächtniß geblieben, und wir fühlten für diesen Mann, obgleich er der allgemeine Schrecken gewesen war, eine Art Mitleid, eine gewisse Dankbarkeit für die Mäßigung, die er bei seinem Besuche in unserer Hütte seinem ruchlosen Begleiter auferlegt hatte. Der Letztere hatte seine Strafe vollkommen verdient, aber Charley schien noch für etwas Besseres zu taugen. Selbst dem Verbrechen verfallen, das auf das Erbarmen des Menschen keinen Anspruch mehr hat, war er dennoch kein verhärteter Bösewicht. Um so bitterer muß jetzt seine Reue sein, wo er die langwierige Strafe seines letzten unbesonnenen Schrittes büßt, verführt durch des Buschkleppers Wahlspruch: „Ein kurzes, aber fröhliches Leben.“

VII.

Ein Kampf mit den Schwarzen.

Vor mehreren Jahren, erzählt ein Ansiedler, war die Station, die ich mit einem Freunde inne hatte, für unsre beiderseitige Heerde viel zu klein geworden, und da zu jener Zeit gerade ein schöner Landstrich am Edward entdeckt worden war, so beschloß ich dort hin zu gehen, während mein Freund auf einer näheren Station am Murray blieb. Ich beeilte mich, die Heerde vor dem Eintritt der Winterregen fortzuschaffen, weil die Gewässer dann eine ganz ungewöhnliche Höhe erreichen und das Uferland an manchen Stellen meilenweit überschwemmen. Allein schon war es leider zu spät und der Regen, welcher gerade bei unserm Aufbruch begann, hielt ohne Unterlaß einen vollen Monat an. Man kann sich denken, welcher Anstrengung es bedurfte, um das Ziel unsrer mühseligen Reise zu erreichen, Tag und Nacht mit dem Treiben und Hüten des Viehes beschäftigt, und

unaufhörlich dem Einfluß der Nässe ausgesetzt! Als wir ankamen, befanden wir uns in einem Zustande der vollkommensten Erschöpfung. Die große Einsamkeit und Stille unsers neuen Wohnplatzes erfüllte mich mit einem unbeschreiblichen Gefühl. Ich vernahm keinen Ton, als etwa den vereinzelten rauhen Schrei eines Vogels oder das Heulen des wilden Hundes oder den gellenden durchdringenden Laut der Schwarzen, womit sie ihren Genossen die Ankunft der Weißen verkündigen.

So waren wir also gegen 50 (englische) Meilen von jeder Wohnung der Weißen, 600 von Sydney und 200 von Melbourne entfernt. Das Land hier bildet eine fast horizontale Ebene, auf welcher weit und breit kein Hügel zu sehen ist, es sei denn, daß man einige elende Sandhaufen in der Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß so nennen wollte. Von den Flächen welche sich sehr weit ausdehnen, reicht die von unserer Thür nach Murrumbidgee fünfundsechszig Meilen weit, und dennoch ist beinah kein einziger Baum darauf zu finden. Der Edward ist ein Arm des Murray, der aus den Schneelagern und Quellen der australischen Alpen, aus welchen er entspringt, genährt wird. Von den höchsten Gipfeln jener Bergkette sind einige mit beständigem Schnee bedeckt. Dagegen schmilzt er auf den minder hohen und läßt den Murray und den Edward dermaßen anwachsen, daß unsre Triften, die besonders niedrig liegen, auf beiden Flußseiten ein bis drei Meilen weit überströmt werden. Nachdem wir eine Hütte an der Nordseite, Baratta genannt, aufgerichtet hatten, und eben mit der andern auf der Südseite, Wirrai, beschäftigt waren, überfiel uns die Fluth, so daß wir uns eilig einen Nachen herstellen mußten. Ich theilte nun das Vieh in zwei Heerden, wovon ich eine auf der Station Wirrai unter die Aufsicht eines tüchtigen Hirten stellte, dem ich einen Hüttenwärter beigab, während ich selbst mit einem zweiten Hüttenwärter und noch einem Mann, denn wir waren im Ganzen nur unsrer fünf, die Station Barratta übernahm.

Was wir an Waffen und Munition bei uns hatten, war viel zu wenig, um etwa ein hitziges Gefecht mit den Schwarzen bestehen zu können, wenn diese Lust bekämen uns anzugreifen. Zwei bis drei Wochen hindurch kamen sie gar nicht an unsre Hütten heran, sondern hielten sich kundschaftend in der Entfernung; nur dann und wann konnten wir sie ganz verstohlen in unserer Nähe unter den Bäumen dahinschlüpfen sehen.

Nach einiger Zeit näherten sich welche und schlossen Freundschaft; ihnen folgten noch mehrere, bis sich die Zahl derselben auf vierzig oder funfzig belief. Auffällig war es jedoch, daß kein Krieger sich zeigte, sondern nur alte Männer, Weiber und Knaben. Ich hatte zwar oft gehört, daß Güte bei ihnen wenig fruchte, beschloß aber dennoch sie sowohl durch kleine Geschenke, wie durch freundliches Entgegenkommen zu gewinnen. Vergebens, diesen Schwarzen kann man den Begriff zwischen mein und dein nur mit der Büchse und der Ueberlegenheit beibringen, die der Weiße allezeit voraus hat. Nachdem wir drei Monate dort gewesen waren, hatte das Wasser den höchsten Stand erreicht; es umgab unsre Hütten zu beiden Seiten des Flusses und wir mußten, um nach unserem Vieh zu sehen, jeden Morgen hindurchwaten. Ich ließ zu gegenseitigem Schutze die Hütten einander so nahe rücken, daß ein Büchsenschuß von einer zur andern gehört werden konnte — denn was vermochten zwei, drei einzelne Männer ohne Beistand gegen eine Schaar von zwei- bis dreihundert bewaffneter und kriegerischer Schwarzen!

Sechs Wochen waren fast vergangen, in welchen wir nicht einen einzigen Schwarzen zu Gesicht bekommen hatten, denn diese waren, wie wir nachher erfuhren, sämmtlich nach einer beinahe funfzig Meilen entfernten Station am Murray gegangen, und hatten dort ohne Widerstand die Weißen vertrieben, nachdem sie einen derselben getödtet. Hiedurch ermuthigt, näherten sie sich uns, die wir ganz unvorbereitet waren, in vermehrter Anzahl. Eines Tages kamen zwanzig Schwarze zu unsern Hütten, ohne Zweifel auf Kundschaft. Ich ließ einen Stier für sie schlachten, weil ich hoffte, sie dadurch günstig zu stimmen; doch bittre Täuschung! Noch ehe sie denselben ganz verzehrt hatten, machten sie sich über das Vieh zu beiden Seiten des Flusses her, und am nächsten Morgen war im Umkreis von einigen vierzig Meilen auch nicht ein Stück mehr zu sehen, außer denen, die sie auf jeder Station getödtet hatten. Der Hirte von Wirrai so wie ich folgten jeder der Spur seiner Heerde und nach Verlauf von acht Tagen bekamen wir den größten Theil des geraubten Viehs wieder, aber vielen der armen Thiere steckten Speere in der Seite, eine Grausamkeit, welcher manche bald erlagen. Da unsrer zu wenig waren, um die Schwarzen zu bestrafen und ich keinen Kampf beginnen wollte, der unnütz Menschenleben

kosten konnte, so begnügte ich mich, sie ernstlich zu bedeuten, daß es ihnen theuer zu stehen kommen solle, wenn sie noch ein einziges Mal versuchten, sei es einen Menschen oder ein Thier nur anzurühren. Sie hatten ihre gewöhnliche Ausrede bei der Hand, wonach nicht sie, sondern wilde Schwarze dies gethan hätten. Vierzehn Tage später hatten wir dasselbe Spiel noch einmal durchzumachen und dieselbe Mühe unser Vieh wieder zu bekommen. Von jetzt ab zeigten sie sich aber nur in gemeßner Entfernung und schwangen ihre Tomahawks und Speere mit Geberden, die nichts weniger als friedenverkündend waren. Dennoch glaubte ich noch immer nicht, daß sie es auf unser Leben abgesehen hätten, bis ich meine Schwergläubigkeit mit meinem eignen fast gebüßt hätte. Hierbei muß ich bemerken, daß wir die Verbindung beider Stationen durch Canoes unterhielten, die wir mit langen Stangen regierten. Die Entfernung zu Lande betrug anderthalb, die zu Wasser ungefähr drei Meilen.

Eines Tages fuhr ich in einem Canoe nach Wirrai, um mich über das Thun und Treiben des Heerdenknechtes zu unterrichten. Auf der Rückfahrt summte ich ein Liedchen vor mich hin, als ich plötzlich ein leises Geräusch zu vernehmen glaubte. Ich lauschte, aber Alles war still; arglos fuhr ich weiter, hörte aber gleich darauf dasselbe Geräusch sich wiederholen. Ich hielt noch einmal und durchmusterte sorgfältig das Ufer. Im nächsten Augenblick sah ich zwanzig Schwarze aus dem Schilf, hinter den Bäumen oder aus dem langen Grase hervorspringen. Der Nächste von ihnen befand sich ungefähr funfzig Schritte von mir und zwar am Eingange eines etwa zehn Schritte breiten Flußarms, welcher von beiden Seiten mit dichtem Schilf eingefaßt war. Zuerst bemerkte ich keine Waffen bei ihnen und sie fragten in freundlichem Tone, ob ich Fische haben wolle: „Schlachtviehmeister, schwarzen Burschen immer Ochsen giebt!“ Mein gutes doppelläufiges Gewehr, welches vor mir lag, beruhigte mich — denn die Schwarzen haben allen Respect vor dem Pulver — doch hielt ich dreißig Schritte von ihnen an. Sie zogen nun plappernd am Wasser hinunter und bald bemerkte ich, daß sie die eine Seite des Flußarms besetzt hielten. Als sie sahen, daß ich nicht näher kam, änderten sie plötzlich den Ton, griffen nach ihren Speeren und drohten, mir mit ihren Nella-nellas (Keulen) den Kopf zu zerschmettern. Im Augenblick, als sie mit den Speeren ausholten, erhob

ich mein Gewehr, und dies hatte die gewünschte Wirkung, daß sie sofort den Rückzug hinter die Bäume nahmen. Ich hielt es für das beste, ihrem Beispiel zu folgen und während ich mit einer Hand mühsam das Canoe lenkte, hielt die andre das Gewehr an die Schulter. Sobald sie meine Absicht merkten, kamen sie gleich wieder zum Vorschein und da ich überlegte, daß, wenn sie ihre Speere warfen und ich selbst auch ohne Wunde davon kam, doch das Canoe in Stücken gehen mußte, suchte ich so schnell wie möglich an's Land zu kommen. Der Fluß war nichts weniger als tief, ich gerieth aber beim Aussteigen in ein Loch, worin ein Baum gestanden hatte, und lag nun bis über die Ohren im Wasser. Ich beeilte mich wieder in die Höhe zu kommen, wenn auch ein wenig erschrocken, und da ich mein Gewehr sehr sorgfältig geladen hatte, so konnte ich hoffen, daß es mir gleichwohl seinen Dienst nicht versagen würde. Die Schwarzen hatten sich inzwischen an der andern Seite des Wassers in großer Anzahl versammelt und drängten dichtgeschaart vorwärts. Dies bemerkend, nahm ich mein Gewehr und zielte kaltblütig auf den Vordersten, einen riesigen Burschen auf dessen Habhaftwerdung die Regierung eine Belohnung von hundert Pfund ausgesetzt hatte, weil er am Murrumbidgee einen Mord begangen hatte; doch das Gewehr brannte vor und die Kugel schlug ins Wasser. Da ich mich leider also auf mein Gewehr nicht verlassen konnte, blieb mir nichts weiter übrig, als mich zurückzuziehen. Als die Schwarzen meinen Rückzug wahrnahmen, sprangen sogleich mehrere von ihnen in's Wasser; ich wendete mich rasch ihnen entgegen und sofort flüchteten die Feiglinge wieder hinter die Bäume. Nun schien das letzte Rettungsmittel, mich auf die Schnelligkeit meiner Beine zu verlassen, und dennoch hätte dies unfehlbar meinen Tod herbeigeführt: da in der größten Noth hörte ich plötzlich ein lautes Halloh! Der Hüttenwärter und der Heerdenknecht hatten den Schuß und das Geheul der Schwarzen gehört und in der richtigen Muthmaßung, daß etwas Schlimmes im Werke sei, waren sie eiligst herbeigekommen. Das war eine Hülfe, die zu rechter Zeit kam. Sie gaben mir trockne Munition und nun waren wir es, die zum Angriff schritten; doch ehe wir es uns versahen, hatten die schwarzen Memmen schon die Flucht ergriffen und jede Verfolgung war unmöglich, da die Furcht ihren Beinen übernatürliche Schnelligkeit verlieh.

Dies war das Erstemal, daß sie Einem von uns nach dem Leben trachteten; wahrscheinlich glaubten sie, daß, wenn sie erst den Herrn beseitigt hätten, sie mit den Leuten besser fertig werden würden. Ich befahl nun, daß von jetzt ab nie Einer allein, sondern immer Zwei zusammen gehen sollten, sei es zu Wasser oder zu Lande, und außerdem sollte jeder mit zwanzig Patronen versehen sein.

Am nächsten Tage ging der Heerdenknecht wie gewöhnlich, um nach dem Vieh zu sehen, zwei Stunden vor Sonnenuntergang aus. Die Hütte zu Wirrai stand damals auf einer ungefähr anderthalb Meilen im Durchmesser haltenden Insel, die von der Lagune Wirrai und einem tiefen Wasserarm gebildet wurde. Die Heerde weidete also fast im Angesicht der Hütte. Alles war ruhig und das Vieh zeigte durchaus keine Spur von Furcht, wie es zu thun pflegt, wenn Schwarze in der Nähe sind. Kaum aber war der Knecht eine halbe Stunde zurück, als die armen Thiere fast wie rasend der Hütte zustürzten. Wir konnten bald die Ursache ihrer Aufregung entdecken, denn einem großen Theil von ihnen steckten Speere im Leibe. Wir warfen uns sogleich auf die Pferde und jagten eine Meile weit der Richtung zu, von welcher das Vieh gekommen war. Als wir nichts sahen, machten wir Halt und lauschten. Vor uns war ein kleines Gebüsch; wir näherten uns demselben und jetzt traf unsere Ohren ein entsetzliches, wahrhaft teuflisches Geheul. Wir sprengten durch das Dickicht und hatten nun eine von zwei Wasserarmen eingefaßte Ebene vor uns, auf welcher sich gegen zweihundert Krieger, ganz bewaffnet und bemalt, im Halbkreise aufgestellt hatten. Vor ihnen kämpften vier oder fünf Stiere mit dem Tode und hinter ihnen, jenseits des Wassers, war das Land ganz schwarz von alten Männern, Weibern und Kindern, welche sich an dem Schauspiel weideten und die Luft mit ihrem Geheul erfüllten. Als wir ihnen bis auf Schußweite nahe gekommen waren, befahl ich dem Heerdenknecht, Feuer zu geben (ich selbst hatte leider kein Gewehr und nebenbei die größte Noth, mein junges feuriges Pferd zu regieren); der Knecht aber weigerte sich, indem er behauptete, das Pferd würde mich abwerfen und mein Tod alsdann gewiß sein. Während dessen suchten die Schwarzen uns zu umgehen und uns den Weg zur Hütte abzuschneiden, in welcher

der Hüttenwärter allein zurückgeblieben war. Wir mußten also die Pferde in Galopp setzen, um so rasch als möglich die Hütte zu erreichen und sie vertheidigen zu können. Die Schwarzen folgten uns auf dem Fuße und wir hatten uns kaum in Vertheidigungszustand gesetzt, als sie mit furchtbarem Geheul heranstürzten. Wir erwarteten ihren Angriff im Freien und trotz ihrer furchtbaren Uebermacht hoffte ich doch, sie in die Flucht zu schlagen, wenn nur erst drei oder vier der Vordersten gefallen und die Uebrigen dadurch eingeschüchtert sein würden. Wir gaben also, als sie bis auf Schußweite heran gekommen waren, drei Salven, von denen aber nur Einer verwundet wurde. Die Andern hielten an, zögerten eine kleine Weile, und da sie uns entschlossen sahen, unser Leben theuer zu verkaufen, flohen sie hinter die Bäume. Dann krochen sie unter dem Schutz derselben allmälig näher. Wir feuerten so oft, als sich irgend eine günstige Gelegenheit zeigte, aber der Erfolg war nur gering. Nach dem Einbruch der Dunkelheit zogen wir uns in die Hütte zurück, um uns nach besten Kräften zu vertheidigen. Kaum waren wir darin, so wurden eine Menge Speere hereingeschleudert, von denen mich einer am Kopfe streifte. Vier Stunden lang wurde die Belagerung fortgesetzt; wir schossen auf gut Glück, sobald wir die schwachen Umrisse einer Gestalt im Dunkeln zu erkennen glaubten, und sie schleuderten von Zeit zu Zeit unter fürchterlichem Geheul einen Speer ab. Unsre größte Sorge war, sie möchten einen Versuch machen, unsre Zelthütte in Brand zu stecken. Nach der vorangegangenen Tageshitze hätte das Tuch, welches unser Dach bildete, wie Papier brennen müssen — dann war es aus mit uns! Unsre Hoffnung, aus dieser schlimmen Lage errettet zu werden, war ganz und gar gesunken und eine trotzige Verzweiflung bemächtigte sich meiner. Wir hatten nicht mehr als etwa noch ein Dutzend Patronen, die wir auffsparen wollten, wenn die Wilden einen Sturm wagten. Um Mitternacht meldete der Heerdenknecht, der, gleich mir, eine besondere Seite der Hütte zu bewachen hatte, daß er an seiner Seite in einiger Entfernung einen Feuerbrand zu bemerken glaube; wir sahen hin und überzeugten uns, daß er näher und näher komme. Als sich derselbe bis auf sichere Schußweite genähert hatte, hieß ich den Heerdenknecht, der von uns allen der beste Schütze war, zielen und feuern. Er schoß und der Brand fiel zur Erde.

Ein lautes Geheul folgte, aber sie hüteten sich doch, uns wieder Feuer sichtbar werden zu lassen.

Eine Stunde lang blieb Alles ruhig. Die Schwarzen hatten sich, wie wir vermutheten, zur Ruhe begeben, um den Angriff bei Tagesanbruch mit erneuerter Kraft fortzusetzen. Da wir schon seit vierundzwanzig Stunden nichts genossen hatten und ganz matt und schwach von den Anstrengungen des vorigen Tages waren, so wollten wir uns gegen Morgen Thee bereiten, als wir mit einmal wieder das schreckliche Geheul der Schwarzen hörten. Ueberzeugt, daß uns nur eine schleunige Flucht nach Barratta retten könne, setzten wir augenblicklich in einem Canoe über die Lagune, zogen dasselbe wohl einige hundert Schritte weit über das Land nach dem Flusse und rasch war auch dieser durchrudert. Gerade als wir das jenseitige Ufer erreichten, hörten wir von Wirrai herüber das Geheul der Wilden, die ihrem Aerger, die Hütte leer zu finden, Luft machten. Wir waren jedoch, bevor sie uns einzuholen vermochten, zu Barratta in Sicherheit.

Die beiden Männer, welche die Station Barratta zu beaufsichtigen hatten, gaben uns ziemlich deutlich den Zweifel zu erkennen, den sie in unsere Herzhaftigkeit setzten, indeß der nächste Tag änderte ihre Meinung vollständig. Am Tage unsrer Flucht wurden wir von den Eingebornen nicht weiter behelligt, und vernahmen nur von Zeit zu Zeit ihr Geheul in der Ferne. Ich schickte jetzt einen berittenen Mann nach der nächsten Station, um von dem dortigen Aufseher Beistand zu erbitten, damit wir unser Vieh suchen und wieder bekommen könnten. Allein der Aufseher wollte keinen von seinen Leuten gehn lassen, obschon sich alle bereit erklärten, und so mußten nun meine vier Mann allein an's Werk gehn. Ich hatte mir leider den Fuß arg verbrannt und litt gerade jetzt in Folge der übermäßigen Anstrengungen heftige Schmerzen. Dennoch erbot ich mich, wenn Einer von meinen Leuten lieber in der Hütte bleiben wolle, statt seiner zu gehen. Sie bezeigten sich indeß alle sehr bereitwillig und ich blieb also, was im Grunde auch wohl das Gefährlichste war; denn die Schwarzen vermochten bei ihrer Ueberzahl die Männer leicht zu umgehen oder im Schach zu halten, während Andere die Hütte angreifen konnten. In diesem Falle wär' es übel mit meiner Vertheidigung bestellt gewesen, denn ich hatte

nur ein einziges altes Gewehr ohne Schloß, welches mit einer Lunte abgefeuert werden mußte. — Bevor sie mich verließen, bat mich der Heerdenknecht dringend um meiner Sicherheit willen ein Pferd zu nehmen, und draußen auf der Ebene zu halten; denn, setzte er hinzu, wir werden alle wohl nicht lebend zurückkommen, aber das thut nichts, denn von uns wird keiner in der Welt vermißt werden. Es war mir rührend, eine solche Uneigennützigkeit bei einem alten Sträfling zu finden, der auf Lebenszeit deportirt und sogar schon zum Galgen verurtheilt worden war; er vermochte mich aber nicht von meinem Vorsatze abzubringen, und ich blieb.

Eine Stunde etwa hatte ich so zugebracht, das alte Gewehr und die Lunte in der Hand, ohne daß ein Laut die unheimliche Stille um mich her unterbrach, als plötzlich ein ferner Schuß und gleich darauf ein halblautes Heulen vernehmbar wurde. In kurzer Zeit wiederholte sich dasselbe und die einzelnen Schüsse kamen immer näher, während auch das widerwärtige Geheul der Wilden immer deutlicher wurde. Endlich konnte ich wahrnehmen, daß meine Leute sich auf dem Rückzuge nach der Hütte befanden und die Schwarzen ihnen den Weg abzuschneiden versuchten, indem sie dieselben in einem weiten Halbkreise umgingen. Meine Leute zogen sich bis zum Rande des Wassers zurück und kehrten sich dann gegen den Feind, da der Versuch, im Angesicht so vieler Angreifenden überzusetzen, unfehlbar ihren Tod zur Folge gehabt hätte. Nachdem sie so eine geraume Zeit den Kampf fortgesetzt hatten, trat ein steinalter Eingeborner aus der Schaar hervor; er trug einen grünen Zweig als Friedenszeichen und hielt eine lange Rede an die weißen Männer, natürlich in seiner Sprache, von der also meine Leute kein Wort verstanden; da dieselben aber, matt und müde, sich nach Ruhe sehnten, stellten sie das Feuern ein. Dann kam ein andrer Schwarzer hervor, der ein wenig Englisch sprechen konnte und schloß nach einem endlosen Kauderwelsch einen Frieden, dessen eine Bedingung war, daß sie Alles wieder herausgaben, was sie aus der Hütte zu Wirrai genommen hatten. Natürlich erwarteten wir nicht, so wie wir jetzt die Wilden kannten, daß es ihnen wirklich ernst mit diesem Frieden sei, wir waren aber froh, ein wenig Ruhe zu bekommen, die uns durchaus noth that und sei es auf die kürzeste Zeit. Nachdem sie das Geraubte zum größten Theil zurückgegeben hatten, zog sich der ganze Haufe jenseits des Flusses zurück.

Aus dem Bericht des Heerdenknechtes erfuhr ich nun, daß sie, nachdem sie mich verlassen hatten, zuerst über den Fluß gegangen seien und dort alsbald mehrere Schwarze entdeckt hätten, welche augenscheinlich spionirten und als sie der Weißen ansichtig wurden, einander sogleich Zeichen gaben. Bald darauf nahte sich langsam ein schwarzer Haufen, den die beiden Männer, welche den Tag zuvor nicht mit in Wirrai gewesen waren, für das gesuchte Vieh hielten. Der Heerdenknecht erklärte ihnen jedoch, daß dies eine Schaar ihrer schwarzen Feinde sei und mußte sich anfänglich von den Unerfahrnen deshalb auslachen lassen. Doch nur zu bald wurden sie die Richtigkeit seiner Behauptung inne und hielten es jetzt für das Gerathenste, sich schleunig zurückzuziehen. Der schwarze Trupp kam fast bis auf Schußweite heran und versuchte sie in einem Halbkreise zu umzingeln, worauf die schon erzählten Begegnisse statt hatten.

Die Ruhe dauerte, wie wir voraus gesehen hatten, nur sehr kurze Zeit. Den nächsten Tag schickte ich den Heerdenknecht in Begleitung eines andern Mannes ab, um nach dem übriggebliebenen Vieh zu sehen, welches die Insel verlassen hatte und wirklich, wie die Schwarzen gesagt hatten, quer durch das Land nach dem Murray gegangen war. Als sie etwa drei Stunden fort waren, kamen gegen hundert Krieger auf unsere Hütte zu. Sie stellten sich zuerst ganz freundschaftlich und trugen auch keine Speere, wohl aber viele Tomahawks. Da ich ihrer Freundlichkeit entschieden mißtraute, so befahl ich den beiden Männern, welche vor der Hütte beschäftigt waren, sie sorgfältig zu beobachten. Ich selbst setzte mich drin in einem Winkel an den Tisch, kaum im Stande mich zu rühren. Ein Gewehr hatte ich nahe bei mir, ein Paar Pistolen trug ich im Gürtel und ein zweites Paar lagen vor mir auf dem Tisch. Ich befahl den Schwarzen draußen zu bleiben, aber sie kehrten sich nicht daran, sondern drangen allmählich herein und füllten beinah die ganze Hütte. Da ich außer Stande war, sie fern zu halten, so mußte ich mich darauf beschränken, jede ihrer Bewegungen mit möglichster Ruhe zu beobachten. Sie plauderten zuerst ganz friedlich, wobei der vorhin erwähnte Bursche, der ein wenig englisch sprechen konnte, mir allmälig immer weiter auf den Leib rückte, indem er sich bald zu seinen Gefährten wandte, bald mich anredete. Ich that zwar, als ob ich nicht

besonders auf ihn Achtung gebe, bemerkte aber recht wohl wie seine lebhaften Blicke abwechselnd über mich und die Feuerwaffen hinschweiften.

Bald wurde das Geschwätz immer lauter und sie schwatzten sich, wie es mir vorkam, absichtlich in einen Zustand von Wuth, denn ich hörte sie die Namen einiger ihrer Gefallenen aussprechen. Inzwischen rückte mir jener schwarze Bursche immer näher auf den Leib, bis es die höchste Zeit war einzuschreiten, wenn ich mein Leben nicht durchaus verloren geben wollte. Ich nahm also mit aller Kaltblütigkeit, die mir zu Gebote stand, ein Pistol vom Tische, packte den zudringlichen Schwarzen beim Arm, setzte ihm das Pistol an den Kopf und befahl ihm, seine Gefährten hinausgehn zu heißen. Er zitterte an allen Gliedern und wurde so blaß, als es seine natürliche Schwärze nur immer zuließ. Er forderte seine Begleiter auf, die Hütte zu verlassen und sie thaten es augenblicklich, ohne ein Wort zu erwiedern. Hierauf führte ich ihn gleichfalls hinaus und gebot ihnen sämmtlich den Platz zu räumen und sich nach Hause zu begeben, was gleichfalls ohne Widerrede erfolgte.

Dies war, wie ich in der Folge erfuhr, die größte Gefahr, in der ich jemals geschwebt habe, denn die Schwarzen gestanden mir später, sie seien eben Willens gewesen, einen Angriff auf uns zu machen, als mein entschlossenes Verfahren sie zurückschreckte. Wär' es wirklich dazu gekommen, so hätte nichts uns retten können. Am andern Tage zogen ihrer drei bis vierhundert in tiefer Stille an der Hütte vorüber, doch nicht ein Einziger wagte sich hinein. Sie waren übrigens sämmtlich vollständig bewaffnet und mit rothem Ocker, ihrem Kriegsschmuck, bemalt. Vermuthlich führten sie Böses im Schilde, aber getrauten sich nicht es auszuführen.

Nach Verlauf einer Woche sahen wir sie wieder in einem zahlreichen Haufen herbeikommen und ihr Lager auf einer Insel aufschlagen, die eine Meile von uns entfernt war. Es schien uns, daß sie einen Hauptangriff auf unsere Hütte beabsichtigten und da wir zu Barratta nur unsrer vier waren, denn zwei nach dem Vieh ausgeschickte Knechte waren noch nicht zurück, zu Wirrai aber Niemand, so schickte ich nach der nächsten Station, um alle Männer herbeizuholen, die dort entbehrt werden könnten.

Als mein Bote auf der Station eintraf, war gerade der Districts-Commissär daselbst anwesend; statt aber selbst mit seiner Polizeimannschaft

uns zu Hülfe zu eilen, fand er es für hinlänglich, dem Aufseher zu gestatten, sechs von seinen Leuten zu schicken, während er selbst in aller Gemächlichkeit auf dem Platze blieb. Es war um Mitternacht, als die Männer ganz in der Stille anlangten, ohne daß die Schwarzen nur eine Ahnung davon hatten. Sie hätten sonst ganz gewiß ihren Angriff auf eine gelegenere Zeit verschoben, wo wir minder gerüstet waren, ihm zu begegnen.

Bei Anbruch des Tages konnten wir in der Ferne ihre dunklen Gestalten über die Lagune setzen sehen. Da sie nur drei Canoes hatten, so dauerte es eine ziemliche Weile, eh' sie alle herüber waren. Ganz in der Stille sammelten sie sich auf einen Haufen, und hielten Kriegsrath, in der Meinung, daß sie unbeobachtet seien. Mit Sonnenaufgang rückten sie langsam näher; von unsrer Seite zeigte sich keiner der neuen Ankömmlinge, und wer sich zeigte, war ohne Waffen. Auch die Schwarzen schienen keine andere Waffen, als ihre Tomahawks zu haben, dagegen zog jeder von ihnen mit den Zehen einen langen gezahnten Speer durch das Gras; dringt ein solcher Speer in den Körper ein, so muß man das Fleisch ringsherum ausschneiden oder den Speer gerade durchziehn, sonst bringt man ihn nicht heraus. Als sie näher kamen, suchten sie, anscheinend in freundlichster Weise, schwatzend und rufend, eine Unterhaltung mit uns anzuknüpfen, bis sie nur etwa zwanzig Schritte noch entfernt waren. Gerade da, als sie auf ein gegebenes Zeichen sich bückten, um ihre Speere aufzunehmen, schossen meine Leute aus den Schießlöchern der Hütte mitten unter sie. Zu gleicher Zeit stürzten wir alle heraus und jagten sie ohne Widerstand in die wildeste Flucht. Wir konnten nicht sehn, wie viel getödtet waren; denn sie pflegen ihre Todten mitzunehmen und das ganze Feld, außer die Seite nach dem Wasser hin, war mit hohem Grase bedeckt. Wir fanden nur zwei Todte, die wir beerdigten.

Es würde ermüdend sein, alle die größeren und kleineren Gefechte zu erzählen, die wir noch im Verlauf von achtzehn Monaten gegen die Eingebornen zu bestehen hatten. Zu jener Zeit war unsre Station die äußerste, jetzt aber sind noch hundert Meilen weiter abwärts Stationen angelegt, ja vierzig Meilen weiter den Fluß hinunter leben Frauen sogar. So wird von Jahr zu Jahr das Land stückweise der Cultur gewonnen.

Druck von Gebrüder Katz in Dessau.

Neues Buch der Reisen



W. Hagelberg Berlin


VERLAG
v. JULIUS SPRINGER
in BERLIN.